VIII. Reisen in Central- und Nord-Asien.



Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen

herausgegeben von

C. Falkenhorst.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Lieferung 22. Preis

Bibliothek
denkwürdiger Forschungsreisen. VIII.

Reisen
in
Zentral- und Nordasien.

Von

C. Falkenhorst.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1891.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.



Ein Schneesturm in Centralasien.

Aus vergangener Zeit.

In dem Bande „Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils“ haben wir nur einen Teil des gewaltigen Wüstengürtels kennen gelernt, der die Alte Welt durchschneidet. An den Küsten des Atlantischen Ozeans beginnt die Sahara — aber der Wüste setzt der wasserreiche Nil keine Schranken; sie schreitet über ihn hinweg; sie überspringt das Rote Meer; Arabien ist ein Wüstenland und in Persien begegnen wir den ödesten Strichen der Erde. Steppen umsäumen das Kaspische Meer und greifen, an der Küste des Schwarzen Meeres verlaufend, bis nach Ungarn ein, und bis in das Herz Asiens reichen sie, um erst in der Mongolei nahe an den Küsten des Stillen Ozeans aufzuhören.

Asien ist der größte, der älteste Weltteil, die Wiege des Menschengeschlechtes! Die Natur tritt hier gewaltiger auf als in anderen Kontinenten. Asien hat die größten Berge und die höchsten Spitzen; es hat die ausgedehntesten Hochebenen und die größten Steppengebiete. Sein südlichstes Inselreich liegt unter dem Aequator; Tropenklima herrscht in seinen südlichen Ausläufern; im ewigen Eise ist seine Nordküste begraben und es bietet uns hier auch die öden Moorwüsten des Nordens, die Tundren.

Im Verlaufe unserer Darstellung wollen wir die Leser mit dem Charakter der verschiedenen Teile der Erde bekannt machen, und so müssen wir uns dem Herzen Asiens zuwenden.

Auf die Völker Europas bildete dieses Mutterland seit jeher die größte Anziehungskraft. Die Züge der Griechen nach Indien entflammten die Phantasie auf viele Jahrhunderte hinaus.

Als dann die Völker Europas mit sich selbst beschäftigt waren, brachen aus dem Herzen Asiens unverhofft Reiterschwärme hervor, die bis nach Mitteleuropa verheerend eindrangen. Die letzte dieser Völkerfluten ergoß sich gegen den Anfang des 13. Jahrhunderts. Nach dem Tode Dschengis-Khans, der im Jahre 1227 erfolgte, wandten sich seine Söhne mit ihren Reiterscharen nach Westen; sie stürzten das Kalifat zu Bagdad und machten die seldschukischen Sultane von Ikonium zinsbar. Im Jahre 1237 erschienen sie vor Moskau, eroberten und verwüsteten Rußland, und drei Jahre darauf drangen sie sengend und mordend in Polen ein. Krakau wurde von ihnen verbrannt und nun wandten sie sich gegen Deutschland. Die vereinigten Heere der deutschen Ritter, der Schlesier und der Polen leisteten ihnen am 9. April 1241 bei Liegnitz Widerstand. Die Mongolen blieben Sieger, aber ihre Verluste waren so stark, daß sie von weiteren Unternehmungen gegen den Westen Europas absehen mußten.

Um jene Zeit bildete das Mongolenreich ein Weltreich, welches von den Küsten Chinas bis an die Grenzen Polens reichte.

Zwischen diesem Reiche und den christlichen Staaten entwickelte sich bald ein reger Verkehr. Gesandtschaften des Papstes und der europäischen Könige suchten den Groß-Khan in seiner Residenz auf. Schon im Jahre 1246 ging Piano di Carpini nach Karakorum und ihm folgten in den Jahren 1248 und 1253 Lonjumel und Ruysbroek. Sie alle fanden, wie Peschel erzählt, unter den Mongolen europäische Abenteurer zahlreich angesiedelt, und das Kommen und Gehen von Botschaftsträgern und Unterhändlern wiederholte sich seitdem so häufig, daß man daran dachte, an der Pariser Sorbonne einen Lehrstuhl für mongolische Sprache zu errichten.

Ruysbroek ging über die Krim nach der Mongolei. Als er dort den ersten mongolischen Aul ansichtig wurde,

da war es ihm, gesteht er, als setze er seinen Fuß „in ein anderes Jahrhundert". Längs dem Asowschen Meere zog er über wasserarme Steppen, wo kein Berg, kein Fels, kein Wald zu erblicken war, sondern der Himmel sich unmittelbar über dem flachen Grasteppich ausspannte, dessen Einförmigkeit nur kumanische Grashügel unterbrachen, bis zum Don, der herkömmlichen Grenze Europas, den aber der Mönch wider Erwarten nicht größer fand, als die Seine bei Paris. Von der Wolga flog er in Eilritten sechs Wochen lang gegen Osten, täglich eine Entfernung wie zwischen Paris und Orleans zurücklegend, durch das Gebiet der kleinen und mittleren Kirgisenhorde. Dann bog er südlich ab nach einem Gebirge, berührte etliche Steppenflüsse, die sich in Sümpfen verloren; ließ den wichtigen Handelsplatz Talas, nach welchem er sich gelegentlich erkundigte, zur Rechten und betrat, nachdem er den Ili auf Fahrzeugen überschritten hatte, die prächtigen Weiden der großen Horde, zur Linken den Spiegel des Balschasch, zur Rechten oder im Süden die herrliche Alpenkette des dsungarischen Alatau. Noch stieß der Mönch in der Ebene zwischen See und Gebirge auf künstliche Bewässerungen und gartenartige Fluren, aber auch auf Ortschaften, welche die mongolischen Verheerer zertreten hatten. Vom Balschaschsee gelangte der Botschafter zu einem zweiten Becken, dem Ala-Kul, der im Winter wegen seiner Burane oder Schneestürme gefürchtet wurde. Ueber die Schneekette Tarbagatai und die Steppen der Naimanhorde wandernd, überschritt er noch eine Gebirgskette und erreichte den Nordrand der „spiegelflachen" Gobi, auf der sich die Weideplätze der Mongolen samt dem goldenen Kaiserzelt befanden, und zuletzt Karakorum selbst — einen ärmlichen Ort, geringer selbst als das damalige St. Denis, aber den Mittelpunkt einer Herrschaft, die vom Ostrande der Alten Welt bis an die Donau reichte!

An diesem Hofe der Mongolenkaiser begegneten sich die Botschafter der entferntesten Völker: dort sahen fränkische Reisende zum erstenmal Chinesen oder Chitanen, deren Land unter dem Namen Chataia von da ab in der Erdkunde

immer häufiger genannt wird; sie trafen Eingeborene aus Onam-Kerule, d. h. aus den schneearmen, im Sommer mit einem Lilienflor bedeckten Salzsteppen des heutigen Dauriens zwischen Onon und Kerulun, dem Stammsitze der Mongolen, der Heimat des unerschütterlichen Dschingis-Khans.

Diesen Reisenden verdanken wir die ersten Nachrichten über das Steppengebiet Innerasiens.

Das ausgedehnte Land, welches Mongolei und Tatarei heißt*), erzählt uns Carpini, ist teils gebirgig, teils eben. Der Boden fast überall grober Sand, ist nur an wenigen Stellen, wo er von Flüssen bewässert wird, fruchtbar, doch ohne Dörfer und Städte, eine einzige ausgenommen, welche Cracurim (Karakorum) heißt und ziemlich gut sein soll; sie liegt eine halbe Tagereise von der goldenen Horde. So unfruchtbar aber das Land sonst ist, so hat es doch vorzügliche Weiden zur Viehzucht, an einigen Stellen sieht man auch etwas Waldung; im ganzen aber ist es sehr holzarm, und der Groß-Khan, seine Häuptlinge und alle seine Unterthanen wärmen sich und kochen ihre Speisen an einem Feuer von Pferde- oder Rindermist. Das Wetter ist wunderlich abwechselnd. Im hohen Sommer bei fürchterlichen Gewittern gleichzeitig hoher Schneefall. Im Winter regnet es nie; im Sommer häufiger, aber so spärlich, daß kaum der Staub und das Gras feucht werden. Oft sind die kalten Sturmwinde so heftig, daß sich der Reiter nicht auf dem Pferde zu halten vermag. Ein solches Unwetter erhob sich bei der Thronbesteigung des Groß-Khans. Staubwolken verfinsterten die Luft und die Leute streckten sich zu Boden, um nicht niedergeworfen zu werden; dabei fiel ein so dichter Hagel, daß viele Zelte und Gerätschaften fortschwammen und über 200 Menschen ertranken. Auf diese Weise wechselt drückende Hitze mit empfindlicher Kälte.

Die Mongolen scheren nach der Beschreibung Carpinis an beiden Seiten des Kopfes sich das Haar ab, nur auf dem Scheitel lassen sie es wachsen und binden es, in zwei

---

*) Löwenberg, Geschichte der Entdeckungsreisen.

Zöpfe geflochten, hinter die Ohren. Ihr Antlitz ist ungewöhnlich breit und bartlos, die Backenknochen stark, die Nase klein und stumpf, die Augen schmal, nach den Schläfen zu geschlitzt, an den äußeren Enden nach der Höhe verzogen, der Körper meist klein, die Beine krumm.

Die Kleidung ist bei Männern und Frauen ziemlich gleich, ein Gewand von Linnen oder Seide und ein Pelzüberwurf mit einem hinten herabhängenden Zipfel. Die Kleidungsstücke werden selten, und während der heißen Jahreszeit, solange es donnert und blitzt, gar nicht gewaschen. Ihre Wohnungen sind runde, aus Stäben und Rute geschickt zusammengesetzte Zelte mit einem runden Loche oben, durch welches das Licht hineinfällt und der Rauch hinauszieht. Ein Feuerherd befindet sich in der Mitte des Zeltes. Wände und Dach sind mit Filz bekleidet und auch die Thüren bestehen aus Filz. Diese Zelte sind größtenteils so eingerichtet, daß man sie schnell abbrechen und auf Lasttiere packen kann, andere aber können nicht auseinandergenommen, sondern müssen auf Wagen fortgebracht werden, zumal die Bewohner an Zugvieh, Rindern und Pferden, sowie an Kamelen, Ziegen, Schafen sehr reich sind; in Speisen sind sie nicht wählerisch und essen alles, was sich beißen läßt, sogar Läuse.

Wir werden später sehen, inwieweit diese Schilderung Carpinis auch für die Gegenwart zutreffend ist.

Indem der Reisende ihre Sitten beschreibt und von den Reinigungen bei verschiedenen kleinen Vergehen spricht, sagt er: diese und viele ähnliche Dinge betrachten sie als Vergehen; aber Menschen zu morden, fremde Länder zu überfallen und gegen Gottes Gebote zu handeln, halten sie nicht für Sünde. Von ewiger Seligkeit und Verdammnis wissen sie nichts, doch glauben sie, daß sie nach dem Tode in einer anderen Welt fortleben, dort zahlreiche Herden weiden, essen, trinken und überhaupt alles thun, was ihnen Vergnügen macht. Alle Unternehmungen beginnen sie mit dem Neumonde oder mit dem Vollmonde; den Mond nennen sie den großen Khan und verehren ihn mit Kniebeugungen.

Der Groß-Khan, berichtet ferner Carpini, hat über alle Unterthanen eine wunderbare Gewalt, und jeder derselben muß sich an der Stelle aufhalten, die ihm angewiesen wird, was also geschieht: der Groß-Khan vergibt die einzelnen Landesteile an die Häuptlinge, diese weisen den Befehlshabern über tausend, diese den Anführern über hundert und diese den Vorstehern von zehn Leuten ihren Aufenthaltsort an. Befiehlt der Groß-Khan etwas, wann, wo und was es auch sein mag, so gehorcht der Mongole unweigerlich und ohne Widerrede. Er gibt ihm seine Kinder, Verwandte und alle seine Habe und betrachtet überhaupt seine ganze Habe nicht als sein, sondern als seines Gebieters Eigentum. Auf der Einteilung des Volks in Tausende, Hunderte und Zehnte beruht auch das ganze Kriegswesen, und wie sie beisammen wohnen, so ziehen sie auch miteinander ins Feld. Je 10000 Mann haben einen Anführer, das ganze Heer aber steht unter zwei oder drei Herzögen, welche ihre Befehle unmittelbar von dem Groß-Khan selbst oder einem von diesem ernannten Feldherrn empfangen. Weichen in einer Schlacht nicht alle zurück, so werden die, welche zuerst fliehen, als Feige getötet; schreiten einer, zwei oder mehrere einer Rotte keck zum Angriff vor und die übrigen, welche dazu gehören, folgen nicht, so werden sie ebenfalls mit dem Tode bestraft. Ihre Waffen sind zwei oder wenigstens ein Bogen, drei Köcher mit Pfeilen, ein Beil und Stricke, um die Kriegsmaschinen fortzuziehen, die Reicheren haben auch einschneidige, sehr spitze und etwas gebogene Schwerter. Menschen und Pferde sind mit ledernen oder geschuppten eisernen Panzern bedeckt und tragen starke Helme von Leder und Eisen. Der Schilde bedienen sie sich nur des Nachts auf der Wache, nie aber im Kampfe. Ueber Flüsse setzen sie auf Schläuchen, in die ihre Habseligkeiten eingeschnürt sind, und die sie an die Schweife der Pferde binden. Durch ihre fortwährenden Feldzüge sind sie sehr erfahren in der Kriegskunst, und die christlichen Fürsten können ihnen nur widerstehen, wenn sie ihrer Zwietracht untereinander selbst ein Ende machen, sich zum gemeinsamen

Kampfe verbinden und die Kriegskunst besser handhaben, als es bis jetzt bei ihren Söldnern geschieht.

Der Bericht Carpinis ist auch mit verschiedenen Märchen ausgeschmückt. So soll Oktai, der Sohn Dschingis-Khans, in die große Wüste Schamo vorgedrungen sein und dort wilde Menschen angetroffen haben, an denen man keine menschliche Sprache bemerkte und die keine Gelenke an den Beinen hatten, so daß sie, wenn sie hinfielen, nicht wieder aufstehen konnten. Wenn die Mongolen sie verwundeten, steckten sie Gras in die Wunden und liefen eiligst davon; indessen konnten sie doch Filze aus Kamelhaaren verfertigen, die ihnen als Kleider und Obdach gegen schlechte Witterung dienten.

Auf einem anderen Zuge kamen die Mongolen in eine von einem sonderbaren Volke bewohnte Gegend. Die Weiber glichen gewöhnlichen Menschen, die Männer aber hatten Hundegestalt. Zuerst entflohen sie, als aber die fremden Krieger zu lange weilten, versammelten sie sich an dem Ufer eines Flusses, stürzten sich ins Wasser und wälzten sich im Staube. Da es zu dieser Zeit sehr kalt war, so gefror augenblicklich das Wasser mit dem Staube zu einer festen Kruste zusammen und sie gingen nun, durch diesen natürlichen Panzer geschützt, mit großer Wut auf die Mongolen los, welche sich, da ihre Pfeile an den eisüberzogenen Feinden wirkungslos abprallten und diese ihnen durch grimmige Bisse arg zusetzten, mit großem Verluste zurückzogen, weshalb man noch lange bei ihnen das Sprichwort hörte: mein Vater oder mein Bruder ist von Hunden getötet worden.

Die Mongolen der damaligen Zeit waren übrigens in religiöser Beziehung sehr tolerant. Als Ruysbroek oder Rubruck in Karakorum war, gab es dort 12 Götzentempel, zwei Moscheen und eine Kirche. Tataren, Sarazenen und Chinesen waren in der von einem Erdwall umgebenen Stadt ansässig. Einer der Mönche ist auch in Karakorum bei der kleinen christlichen Gemeinde geblieben und er hat sechs Seelen getauft, darunter befanden sich drei Kinder eines armen Deutschen!

Rubrucks Berichte sind dagegen verhältnismäßig frei von derartigen Märchen und enthalten wertvolle Notizen für die Länder- und Völkerkunde. Er weiß von den polaren Völkern, daß sie mit Hundeschlitten und Schneeschuhen fahren, daß wegen der Kälte die mächtigen Schneemassen nicht mehr schmelzen; aber das Ende des Polarlandes im Norden, die Begrenzung Nordasiens durch ein Eismeer kennt er nicht. Dagegen gibt er mit Bestimmtheit an, daß Cathai gegen Osten an das Weltmeer reicht. Er charakterisiert die chinesische mit einem Pinsel gemalte Schrift unter allen Reisenden jener Zeit am treffendsten, wenn er sagt, ein einziges Schriftzeichen begreife mehrere Buchstaben in sich und drücke ein ganzes Wort aus*).

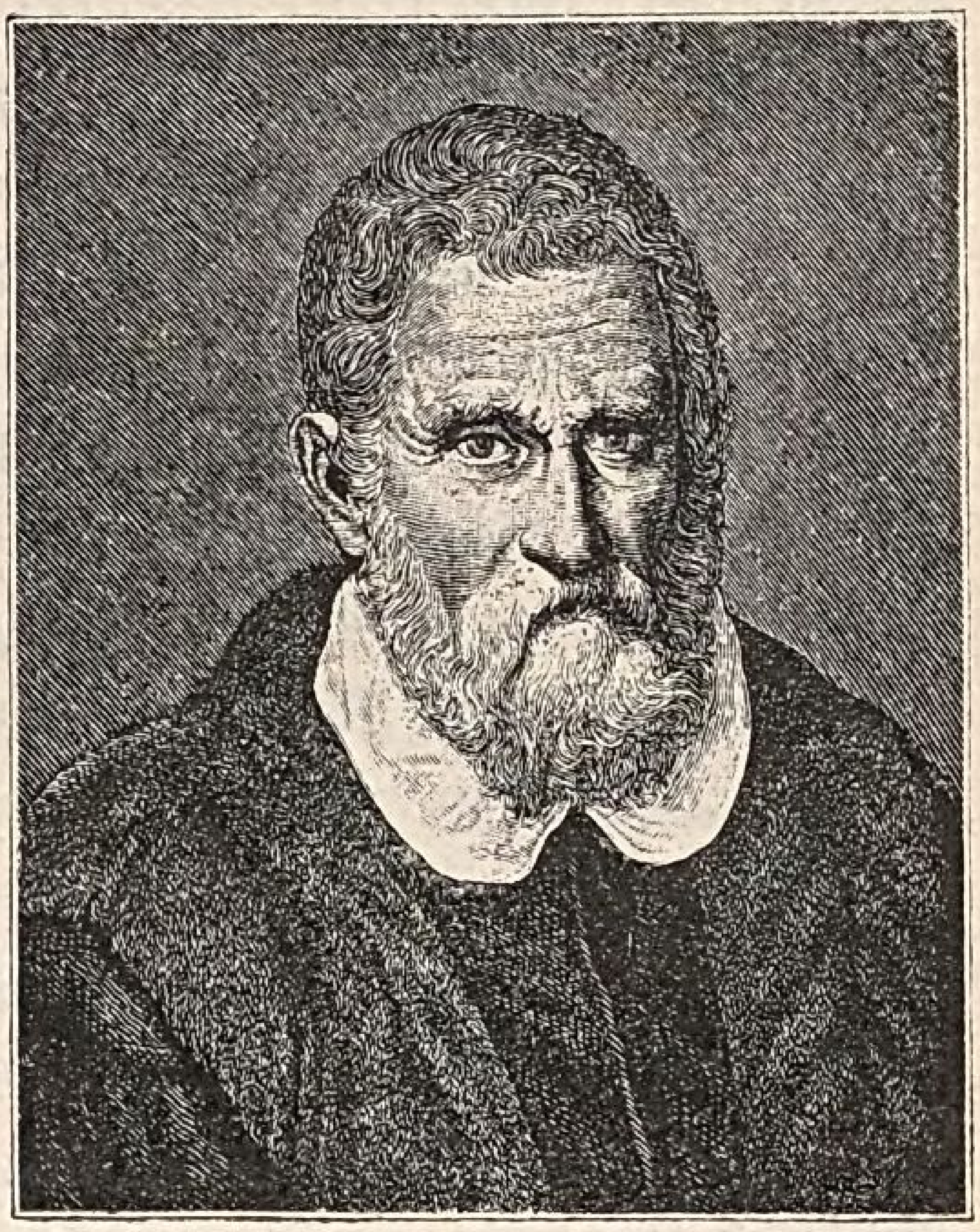
* * *

Aber nicht allein Glaubensboten wandten sich in jenen Zeiten nach jenen fernen Gebieten Asiens. Auch europäische Kaufleute fanden dorthin ihren Weg. Konstantinopel bildete dabei den Ausgangspunkt für diese Unternehmungen und hier wurden dieselben von italienischen, namentlich venetianischen Kaufleuten ausgerüstet. Unter allen diesen Reisenden waren aber die Poli aus Venedig die hervorragendsten, und einer derselben, Marco Polo der jüngere, wurde zu den berühmtesten, ja klassischen Reisenden des Altertums.

Marco Polo — so werden von Geschichtsforschern die Resultate seiner Reisen zusammengefaßt — war der erste Reisende, welcher ganz Asien der Länge nach durchzog und die einzelnen Länder beschrieb. Er sah die Wüsten Persiens und die grünen Hochflächen und wilden Schluchten Badachschans, die Gold führenden Flüsse Ost-Turkistans und die Steppen der Mongolei, die glänzende Hofhaltung in Cambalu und das Volksgewimmel in China. Er erzählte von Japan und seinen goldbedeckten Palästen, von Birma mit seinen goldenen Pagoden, schilderte zuerst die paradiesischen Eiland-

*) Vgl. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.

fluren der Sundawelt mit ihren aromatischen Gewürzen, das ferne Java und Sumatra mit seinen vielen Königreichen, mit seinen geschätzten Erzeugnissen und seinen Menschenfressern; er sah Ceylon mit seinen heiligen Bergen, besuchte viele Häfen Indiens und lernte dieses im Abendlande noch immer von Sagen verhüllte Land in seiner Größe und seinem Reichtum kennen. Er gab zuerst im Mittelalter einen klaren Bericht von dem christlichen Reiche in Abessinien und drang mit seinem Blick einerseits bis nach Madagaskar vor, andererseits zog er im Innern Asiens Erkundigungen über den höchsten Norden, über Sibirien ein, über das Land der Finsternis, wo weder Sonne noch Mond, noch Sterne scheinen und ein ewiges Zwielicht herrscht, wo man auf Hundeschlitten fährt oder auf Renntieren reitet, ein Land, hinter welchem endlich ein eisiger Ozean sich ausdehnt.



Marco Polo.

Die beiden Brüder Nicolo und Matteo Polo hatten schon früher Reisen in Innerasien gemacht, verließen im Jahre 1271 abermals Venedig, und Nicolo nahm seinen jungen Sohn, Marco Polo den jüngeren, mit. Die Reise dauerte 24 Jahre, denn erst 1295 kehrten sie nach Venedig zurück und die Landsleute glaubten kaum ihren wunderbaren Berichten, und da Marco von den dichtbevölkerten Ländern sprach, so nannten sie ihn scherzweise Messer Millione.

Marco Polo nahm unmittelbar nach seiner Rückkehr teil an dem Kriege, den Venedig mit Genua führte, und wurde noch im Jahre 1295 in der Seeschlacht bei Scorzola gefangen genommen. In dieser Gefangenschaft soll er einem Genossen, dem Pisaner Rusticiano, seinen Bericht diktiert haben.

Das Werk soll in der altfranzösischen Sprache niedergeschrieben worden sein, später wurde es ins Lateinische und Italienische übersetzt. Verhältnismäßig spät, erst im Jahre 1477 erschien die erste deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Das ist der edel Ritter Marcho Polo von Venedig, der große Landfahrer, der uns beschreibt die großen Wunder der Welt, die er selbr gesehenn hat. Von dem auffgang pis zu dem undergang der sunnen, dergleichen vor nicht meer gehort seyn. Diß hat gedruckt Friczs Creußner zu Nurmberg nach cristi gepurdt 1477."

Das Ziel der Reisenden war damals Cambalu oder Peking, wo der Mongolenkaiser Kublai-Khan residierte. Der junge Marco erwarb sich bald die Gunst des Herrschers, wurde von demselben selbst in Staatsangelegenheiten zu Rate gezogen und sogar für mehrere Jahre zum Gouverneur der Provinz Manji ernannt.

Vieles, was Marco Polo erzählte, klang seinen Zeitgenossen wie ein Märchen, aber spätere Forschung hat stets in den Berichten einen wahren Grund erkannt.

So verhielt es sich auch mit der Erzählung von „Dem Alten vom Berge", unter welchem Namen der Fürst Ala-eddin in der Landschaft Muchelet bekannt war.

In einem anmutigen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale hatte er einen prachtvollen Garten anlegen lassen, in welchem die köstlichsten Früchte an schattigen Bäumen prangten und die duftigsten Blumen die Sinne ergötzten. An den einladendsten Stellen erhoben sich großartige, mit Gold, Seidenstoffen und Gemälden reich geschmückte Paläste, frische Wasser- und Springbrunnen verbreiteten angenehme Kühlung und reizende Mädchen berauschten singend und tanzend die Sinne. An mehreren Orten flossen kleine Bäche mit Wein, Milch und Honig, und der Garten glich dem Paradiese, das Mohammed den Gläubigen versprochen, welches er auch vorstellen sollte, denn Ala-eddin gab sich das Ansehen eines Propheten, der nicht geringe Macht habe, seine Anhänger in das Paradies zu versetzen. Ala-eddin selbst wohnte in einem uneinnehmbaren Schlosse, aus dem

man nur auf geheimen Wegen in den Garten gelangen konnte. Hier versammelte er eine Schar kühner Jünglinge im Alter von 12 bis 20 Jahren aus den benachbarten Gebirgsgegenden um sich, unterhielt sie täglich von den Freuden des Paradieses und von seiner eigenen Macht, sie in dasselbe zu versetzen, wenn sie ihm unbedingten Gehorsam leisteten. Von Zeit zu Zeit ließ er mehreren dieser Jünglinge einschläfernde Tränke geben und sie, wenn sie in einen todähnlichen Schlaf verfallen waren, in die Paläste des Gartens bringen. Beim Erwachen wurden sie berauscht von den sie umgebenden lieblichen Wesen und den entzückenden Gegenständen, auf welche sie bei jedem Schritte stießen. Hatten sie das Uebermaß des Vergnügens vier bis fünf Tage genossen, so wurden sie wieder in Schlaf versetzt und nach dem Schlosse zurückgebracht, wo sie unerschöpflich waren in der Erzählung der Wunder, die sie gesehen, und die Zuhörer mit Staunen und Lust nach gleichen Erlebnissen erfüllten. „Wer seinen Herrn verteidigt," bemerkte alsdann jedesmal der Fürst, „kommt nach der Versicherung des Propheten in das Paradies. Befolgt ihr treu meine Gebote und seid ihr meinen Befehlen blindlings gehorsam, so wartet euer das glückliche Los!" Durch diese Versprechungen begeistert, kannten die Jünglinge kein größeres Glück als die Vollziehung der Befehle ihres Herrn und zögerten keinen Augenblick, sich seinem Dienste aufzuopfern. Diese Ergebenheit gefährdete das Leben aller, selbst der Fürsten, die Aladdin mißfällig wurden, und er war lange weit und breit furchtbar. Als aber endlich der Khan Ulau, nachdem er Persien erobert und dem großen Mongolenreiche einverleibt hatte, von diesen abscheulichen Thaten hörte, schickte er ein Heer ab, das nach dreijähriger Belagerung die wohlverteidigte Burg eroberte, den Paradiesgarten zerstörte und den Fürsten gefangen nahm*).

Die neuere Forschung erkannte in dem Alten vom Berge das Haupt jener berüchtigten Sekte der Assassinen, der in

*) Löwenberg a. a. O.

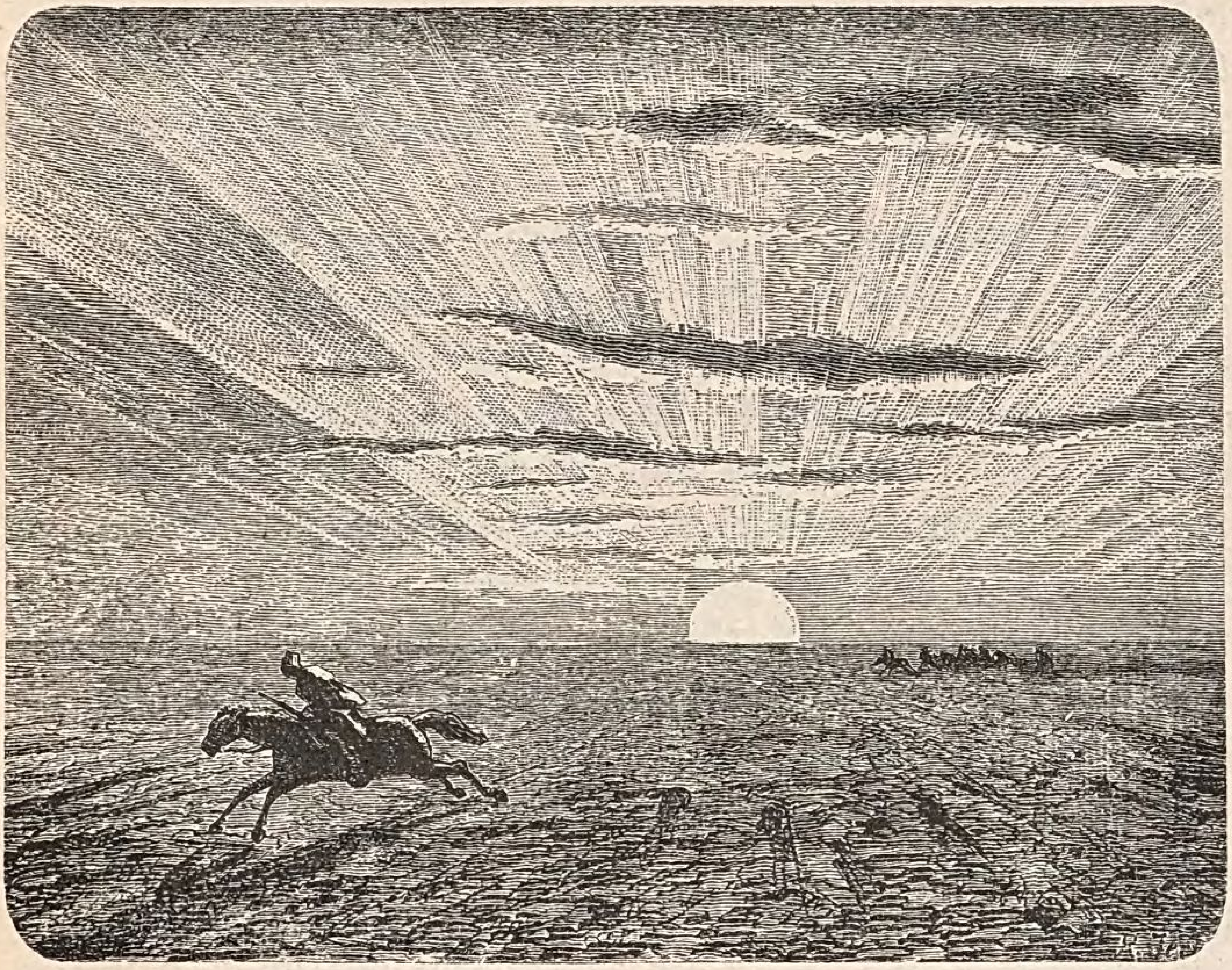
der That seine Getreuen durch allerlei narkotische Stoffe betäubte, so daß sie sich in das Paradies versetzt wähnten, und sie nachher zu allerlei Mordthaten benutzte. Später bedienten sich die Sultane der Assassinen zu demselben Zwecke, so daß die italienische Sprache das Wort assassino und die französische assassin für die Bezeichnung Meuchelmörder annahm, da während der Kreuzzüge viele Ritter von den Assassinen ermordet wurden.

Marco Polo schildert auch ausführlich die Wüste Kop oder Gobi.

Man braucht nach ihm einen Monat, um sie zu durchziehen; der Wüstensand liegt hier in beweglichen Massen, die vom Winde aufgewirbelt werden. Auf dem ganzen Wege quer durch die Einöde sieht man kein einziges Tier, nicht einmal einen Vogel, dagegen wird man häufig von bösen Geistern, die hier in großer Anzahl hausen sollen, belästigt. Dieselben verderben die Reisenden durch Täuschungen und allerlei Blendwerk. Wenn am Tage Leute von der Karawane zurückbleiben, so hören sie sich ganz unerwartet bei ihrem Namen rufen, und zwar mit einer Stimme, die ihnen bekannt erscheint. Da sie nun glauben, der Ruf komme von ihren Gefährten, so werden sie von dem rechten Wege abgelenkt, müssen, da sie die rechte Richtung nicht wiederfinden, zurückbleiben und elend umkommen. In der Nacht glauben sie oft das Geräusch eines großen Reitertrupps oder einer Karawane am Wege zu hören, werden dadurch irregeführt und ins Verderben gezogen. Zuweilen nehmen auch am Tage diese Geister die Gestalt ihrer Reisegefährten an, die sie beim Namen nennen und versuchen, sie vom richtigen Wege abzuleiten. Oder die Wanderer bemerken etwas, das ihnen wie ein Trupp bewaffneter Leute erscheine, der auf sie losrücke, und sie ergreifen alsdann aus Furcht, geplündert und angegriffen zu werden, die Flucht. Bei Tage aber klingen die Geisterstimmen wie süßtönendes Saitenspiel, Pauken und Trommeln.

Ob Marco Polo dabei übertrieben hat? Hören wir lieber, was ein moderner Forschungsreisender von den Täu-

schungen der Wüste erzählt. „Der Tag war glühend heiß gewesen,“ schreibt Bunge, der durch die Wüste Lut in Iran zog, „die finstere Nacht — die Gewitterwolken waren herangezogen, aber sie schwanden über der dürren Wüste, fast ohne daß ein Tropfen herabfiel — war warm; beim gleichmäßigen Schaukeln auf dem Kamel ängstigte — nicht mich allein — eine eigentümliche Sinnestäuschung, als ritte man



Landschaft aus der Mongolischen Wüste.

im dichten Walde zwischen hohen Bäumen und müsse sich fortwährend beugen, um den Zweigen auszuweichen. Schon ehe die Sonne aufging, traten die Erscheinungen der Luftspiegelungen ein.“ Und haben wir nicht in der Beschreibung der Wüstenreisen in der Sahara mit Dr. O. Lenz die tönenden Sanddünen von Igidi aufgesucht?

Marco Polo berichtet eben davon, was er erlebt hat.

Der Reisende passierte hierauf die große Mauer und gelangte nach China; seitdem dieses Reich von den Mongolen unterjocht war, haben die Kaiser ihre Winterresidenz hierher

verlegt. Die Stadt Taidu, in welcher der „große Hof" seit 1264 abgehalten wurde, hieß Khan-baligh, d. h. Stadt des Khans, woraus Cambalu entstand, erst in späterer Zeit wurde sie Pe-king, d. h. Nordresidenz, genannt.

Jahrhundertelang galt Cambalu als der Inbegriff orientalischer Pracht, und so sei es uns auch hier gestattet, die Schilderungen Polos ausführlicher wiederzugeben.

Den Groß-Khan Kublai beschreibt Marco Polo als einen wohlgebildeten Mann von mittlerer Größe, lichter, frischer Gesichtsfarbe mit hervortretender, schön geformter Nase und schönen dunklen Augen. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Jagd und in seinem ganzen Reiche mußte das Wild mit Sorgfalt gehegt werden. Die Jäger zählten nach Tausenden und führten Aufsicht über Tiger, Leoparden, Luchse und Falken, die zur Jagd abgerichtet waren.

Die beiden schönsten Paläste des Herrschers waren der Sommerpalast in Xandu und der Winterpalast in Cambalu.

Der Sommerpalast, mit verschwenderischer Pracht aus Marmor und anderen schönen Steinen aufgeführt, stand in einem wundervollen Parke, in dem verschiedenes Edelwild gehegt wurde. Inmitten dieses Parkes erhob sich auch ein kleineres Lusthaus, das auf vergoldeten, mit Drachen geschmückten Säulen ruhte, und dessen Dach aus vergoldetem, gespaltenem Bambusrohr bestand. Es war ein leichter, luftiger Bau, der nach der Art der Nomadenzelte mit Leinen festgehalten wurde, da sonst ein starker Windstoß ihn fortblasen könnte.

Am 21. August pflegte der Groß-Khan diesen Palast zu verlassen, und bevor er nach Cambalu übersiedelte, an einem dazu besonders bestimmten Orte das große Milchopfer darzubringen. Dasselbe bestand darin, daß er die Milch, welche am 21. August von den vielen Tausenden in seinen Marställen befindlichen weißen Stuten gemolken wurde, in den Wind sprengte und so den Geistern der Steppe spendete. Aehnlich wie die Apisstiere in Aegypten genossen diese Schimmelstuten einen besonderen Kultus in der Mongolei, und von ihrer Milch durften nur die Mitglieder der kaiser-

lichen Familie und einige im Kriege ausgezeichnete Feldherren trinken.

Nach dem großen Milchopfer siedelte der Groß-Khan nach Cambalu oder Peking über. Noch heute besteht die Residenz Chinas aus zwei durch den Fluß getrennten Hälften, von denen die eine die Chinesenstadt ist, die andere aber die Mandscheustadt heißt. Der Grund hiervon ist nach Marco Polo folgender. Die Sterndeuter weissagten dem Kaiser, daß die Stadt sich einst gegen ihren Herrscher auflehnen werde, und darum ließ er die Chinesen sich jenseit des Flusses ansiedeln, während er die Mongolen um sich sammelte.

Cambalu war damals eine eigenartige Großstadt, welche das heutige Peking in Schatten stellte. Nach den Berichten Polos sollte sie 24 Meilen im Umfang messen und war von einer weißangetünchten, nach oben zu spitz zulaufenden Mauer umgeben; sie hatte zwölf Thore und an jedem Thore erhob sich eine Kaserne für je 1000 Mann, die Wache hielten. Vor den Thoren aber lagen die Vorstädte, deren Bevölkerung noch größer war, als die der Stadt selbst. Die Masse von Waren, welche hier eingeführt wurden, überstieg jeden Begriff der damaligen Zeiten. Täglich zogen durch die Thore mehr als 1000 Packwagen und Pferde, die nur mit roher Seide beladen waren. Es kamen hier auch indische Waren, Gewürze, Spezereien, Edelsteine und Perlen in großer Menge an.

Marco Polo rühmte auch die mongolische Post; es war eine Reichspost im vollsten Sinne des Wortes. Zahllose wohlgepflegte, mit Bäumen bepflanzte Straßen durchschnitten das Reich; im Sommer spendeten die Bäume Schatten, im Winter, wenn alles am Boden unter der weißen Decke verschwand, dienten sie als Wegweiser; in Wüsten, wo die Bäume nicht gediehen, vertraten Steinhaufen und Steinsäulen die Wegweiser. Alle 25 bis 30 Meilen (italienische) befanden sich Posthäuser, welche unseren heutigen Gasthöfen gleich zur Verpflegung der Reisenden bestimmt waren. Es gab in dem Mongolenreiche nicht weniger als 10000 solcher

Posthäuser und die Zahl der Postpferde betrug 200 000. Der Kurier des Zaren, er war schon im Mongolenreiche bekannt. Wer mit dringenden „Staatsdepeschen" ritt, der führte das Zeichen eines Geierfalken und ritt mit der größten Schnelligkeit. Näherte er sich einem Posthause, so blies er in ein weithinschallendes Horn und auf das Signal wurden flugs frische Reitpferde bereit gehalten, auf welche sich die Kaiserboten nur zu schwingen brauchten, um weiter zu fliegen.

Es gab auch eine Post zu Fuß in dem Mongolenreiche, ähnlich wie die in dem Inkareiche, die wir später kennen lernen werden. Schnellläufer besorgten sie und lösten sich von Station zu Station ab. Und dabei standen die reitenden Kuriere und die Postläufer unter strenger Aufsicht; denn auf jeder Station saßen Schreiber, welche die Ankunft und den Abgang der Posten notierten.

In Peking oder Cambalu lernte auch Marco Polo das Papiergeld kennen. Dieses ausgezeichnete Mittel, um die Zahlung größerer Summen zu erleichtern oder einen zeitweiligen Mangel des edlen Metalls zu ersetzen, nahm das Interesse des venetianischen Kaufmanns ganz besonders in Anspruch, und er beschrieb die Herstellung des Papiergeldes aufs genaueste. Das Papier wurde aus der Rindenfaser des Maulbeerbaumes zubereitet und die einzelnen Stücke desselben erhielten nach Form, Größe, Farbe amtliche Wertbezeichnung und durch Auf- und Unterschriften Gültigkeit für den Verkehr. Nachahmung oder Fälschung von solchem Papiergelde wurden als Staatsverbrechen sehr hart bestraft.

Der chinesische Schmutz ist jetzt sprichwörtlich; aber was Marco Polo von dem Verkehr am großen Hofe erzählt, das ist, namentlich für unsere Zeit, wo man des Tuberkelbacillus wegen auf das Räuspern und Spucken höchst scharf achtet, einer besonderen Beachtung wert. Bequemlichkeit, Sauberkeit, Ordnung, Ruhe geht den Chinesen über alles, meint er. Bevor sie die Halle betreten, legen sie die Stiefeln, in denen sie gekommen sind, ab und ziehen andere von weißem Leder an, um die schönen Teppiche nicht zu beschmutzen. Auch führt jeder einen zierlichen Spucknapf bei sich, in

welchen er spuckt, denn niemand wagt es, den Boden zu verunreinigen, und hat er in das Gefäß gespuckt, so legt er den Deckel wieder darauf und macht eine Verbeugung.

Marco Polo war, wie wir schon erwähnt haben, längere Zeit Gouverneur von Manji, das er dem Kublai-Khan unterwerfen half. Er gibt uns auch eine ausführliche Schilderung der Hauptstadt Quin-sai, die er „Himmelsstadt“ nennt. Marco Polo verstand aber nicht Chinesisch, King-sze bedeutet einfach Hauptstadt. In seinen Berichten setzte er das chinesische Wegmaß „Li“, das etwa zwei Kilometer betrug, einer Meile gleich, wodurch die Größe der Stadt bedeutend übertrieben wurde. In den Augen des Vielgewanderten war sie von allen Städten der Welt durch ihre Größe, Schönheit, ihren Reichtum und ihr Wohlleben ausgezeichnet. Sie war für ihn das Paradies auf Erden, und Quin-sai elektrisierte dank dieser Schilderung noch in späteren Jahrhunderten die berühmtesten Entdecker.

Die Stadt, die sechs Meilen im Umfang haben sollte, lag an einem See und an einem Flusse, die mit dem nahen Meere in Verbindung standen; da hierdurch aller Schmutz durch Kanäle fortgeführt wurde, so erfreute sie sich der größten Reinlichkeit und der besten Luft. Freilich schwebten dabei dem Venetianer die nichts weniger als reinlichen mittelalterlichen Städte Südeuropas vor. Die Stadt wurde von vielen Kanälen durchschnitten, neben welchen die Straßen liefen, so daß Barken und Wagen nebeneinander fuhren. Marco Polo schätzte die Zahl an großen und kleinen Brücken auf 12000, die größten hatten so hohe und kunstreiche Bogen, daß unter ihnen die Schiffe mit ihren Hauptmasten durchfuhren. An den Hauptstraßen lagen Villen, Paläste, Läden und Buden und ein ungeheurer Menschenstrom drängte sich tagaus tagein auf den Straßen, während die Kanäle von Barken wimmelten.

Auf zehn großen Plätzen, welche etwa eine halbe Meile lang waren, wurde wöchentlich dreimal Markt abgehalten, und auf jedem dieser Plätze verkehrten an 50000 Menschen, um den Einkauf ihrer Bedürfnisse für Küche und Haus zu besorgen.

Da findet man Wild und Geflügel jeder Art im Ueberflusse, heißt es in einem Auszuge aus dem Werke Marco Polos, und für zehn Pfennige kauft man ein Paar Gänse und zwei Paar Enten. An diesen Plätzen stehen auch die Schlächtereien, wo Ochsen, Kälber, Böcke und Lämmer feilgeboten werden, um die Tische der Reichen zu versorgen; denn das geringere Volk macht sich kein Bedenken daraus, jede andere Art von Fleisch ohne Unterschied und wie widrig es auch sein mag, zu verzehren. Zu allen Jahreszeiten sieht man auf den Märkten eine Menge von Kräutern und Früchten und vorzüglich Birnen von solcher Größe, daß ein Stück zehn Pfund wiegt; sie sind im Innern weiß, zart wie Teig und von angenehmem Geruch. Von dem nahen Meere werden täglich eine ungeheure Menge Fische nach der Stadt gebracht; wer sie sieht, hält es für unmöglich, daß sie alle verkauft werden können, und doch sind sie in wenigen Stunden verschwunden. Man kann sich von dem Verbrauch von Lebensmitteln in Quin-sai ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß sich der tägliche Bedarf an Pfeffer, welches Gewürz die Chinesen allerdings mehr als wir zu lieben scheinen, auf 43 Lasten, die Last zu 243 Pfund, beläuft.

Die Häuser sind schön gebaut, außen mit Schnitzwerk, innen mit kostbaren Gemälden und phantastischem Ornament geschmückt. Die Einwohner sind verweichlicht und gänzlich unbekannt mit der Führung der Waffen; Tumult und Rauferei gehört zu den unerhörten Vorkommnissen. Gegen Fremde sind die Leute herzlich und gastfrei, stets zu Rat und Beistand, auch in Handelsgeschäften bereit.

Lustkähne und Gondeln, die 10 bis 20 Personen fassen, mit breitem Boden und 15 bis 20 Schritt lang, ausgestattet mit sonderbaren Tischen und Bänken und einer für die bessere Gesellschaft bestimmten Kajüte, von deren flachem Dache die Schiffer mit langen Stangen die Barke leiten, bedecken in Menge den See. Alles ist mit bunten Farben und Figuren bemalt; auf beiden Seiten der Fahrzeuge ist eine Reihe von Luken und Fenstern angebracht, während in

den Kajüten vorzüglich Gesellschaften beim Mahle sitzen und sich an dem Wechsel der Bilder, die an ihnen vorübergleiten, ergötzen. Dieser Genuß auf dem Wasser übertrifft jeden anderen, denn die Stadt mit ihren zahllosen Palästen, die Ufer mit ihren Tempeln, Villen, Gärten und mächtigen Bäumen, die Menge der beständig vorüberschwebenden Gondeln bieten dem trunkenen Auge einen ewigen Wechsel. Nach dem vollendeten Tagewerk denken die Einwohner an nichts als an Lustpartien mit ihren Frauen und Geliebten, entweder auf Barken oder Wagen u. s. w.

Quni-sai zählte nach Marco Polo 1600000 Familien und hatte treffliche Polizeimaßregeln. Jeder Hauswirt hing einen Zettel an die Thür seines Hauses, mit den Namen aller Familienmitglieder und Diener und der Zahl seiner Pferde. Starb ein Hauseinwohner, so wurde der Name ausgestrichen, ebenso jedes neugeborene Kind sogleich eingetragen. Diese Ordnung galt im ganzen Lande. Auch die Gastwirte trugen die Namen der Fremden in ein Buch ein, sowie die Stunde der Ankunft und Abfahrt und sandten der Behörde täglich An- und Abmeldung.

Marco Polo schildert auch den hervorragendsten Hafen Manjis: Zaitun oder das heutige Tsiuen-tschu-fu, an dem ein ungeheurer Zusammenfluß von Kaufleuten stattfand. Da von allen Waren zehn Prozent Abgaben bezahlt werden mußten, so waren die Einnahmen des Groß-Khans sehr beträchtlich, aber auch der Gewinn der Händler ließ nichts zu wünschen übrig. Marco Polo berechnete, daß allein die Pfeffereinfuhr in diesen Hafen hundertmal größer war, als der Bedarf der ganzen westlichen Welt, der über Alexandrien eingeführt wurde.

Von Zaitun aus besuchte der Reisende die Stadt Tingui (Thing-tscheu-fu unserer Zeit), welche durch ihre Porzellanfabrikation berühmt war. Das Porzellan wird nach seiner Angabe aus einer Erde verfertigt, welche wie Erz aus Bergwerken gegraben und vorerst in großen Haufen aufgeschüttet wird, welche 30 bis 40 Jahre unberührt dem Winde, dem Regen und der Sonne ausgesetzt bleiben. Ist die Erde auf

diese Weise geläutert und gereinigt, so wird sie mit einer beliebigen Farbe getränkt und zu Gefäßen geformt, welche man in einem Ofen backt. Er rühmte auch die Billigkeit dieser Ware, da man schon für zehn Pfennig acht Porzellanbecher kaufte.

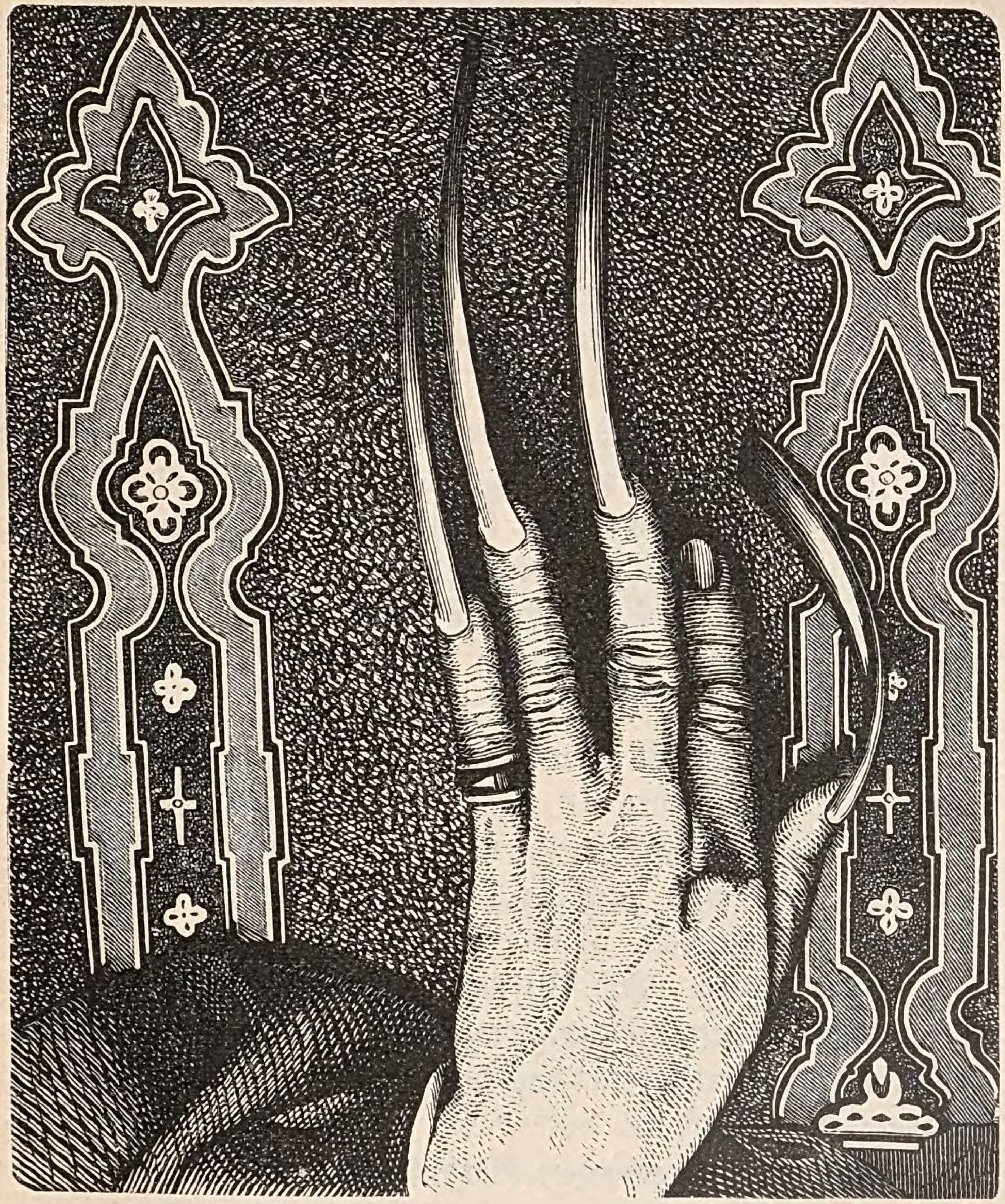
Von den Flüssen Chinas hebt er namentlich den Gelben Fluß hervor, den er für den größten der Welt hält; an seinen Ufern lagen unzählige Städte und 200 Provinzen benutzten ihn zum Transporte ihrer Waren.

Marco Polo brachte auch Nachrichten über Cipangu, „das Land der aufgehenden Sonne“ mit. Die Einwohner desselben waren von heller Gesichtsfarbe, von guten Sitten, wohlgebildet und von eigenen Königen regiert. Hier fand man Gold in großen Mengen. Der Palast des Königs war bis zum Dach innen und außen mit goldenen Platten belegt; auch einzelne Möbel waren von gediegenem Golde. Die Ausfuhr des Edelmetalles war jedoch verboten und das Land für fremde Kaufleute schwer zugängig. An Cipangu schlossen sich über 7000 andere Inseln, die alle bewohnt waren und auf denen die duftendsten Gewürze und Bäume wuchsen.

Cipangu, „das Land der aufgehenden Sonne“, ist das heutige Japan. Marco Polo hat es aber weit in den Stillen Ozean hineingerückt.

Wir haben bei diesen Schilderungen des großen venetianischen Landfahrers länger verweilt, denn in späteren Zeiten bildeten die Länder Cathai und Cipangu wahre Magnete für alle Reisenden, welche den Seeweg nach Indien in westlicher Richtung entdecken wollten. Columbus selbst wollte ja nicht eine neue Welt, sondern den Ostrand Asiens entdecken, und hatte Dolmetscher mitgenommen, die sich mit dem Groß-Khan würden verständigen können. Als er auf der Insel Hayti oder Hispaniola die Goldminen von Cibao entdeckt hatte, war er fest überzeugt, daß er auf dem Boden Cipangus stehe. Die Insel Cuba hielt er für das asiatische Festland und ließ sogar von seinen Matrosen eine diesbezügliche Urkunde unterzeichnen. Columbus kannte

allerdings das Originalwerk Marco Polos nicht, sondern nur kurze Auszüge aus demselben, wie sie in andere kompilatorische geographische Werke seiner Zeit übergegangen



Hand eines vornehmen Annamiten.

waren. Doch wir werden diese Fragen in dem Bande „Weltentdecker und Weltumsegler“ näher betrachten müssen.

Für diese Abteilung unserer Bibliothek war es nur von Bedeutung, Marco Polos Berichte über Zentralasien hervorzuheben. Damals stand das Mongolenreich auf der

Spitze seiner Macht und Marco Polo konnte mit Recht sagen: „Kein Volk ist geeigneter zur Eroberung und Unterjochung der Welt als die Tataren. Von Natur grausam, sind sie zugleich in der Schlacht tapfer bis zur Raserei, setzen keinen Wert auf ihr Leben und gehen jeder Gefahr ohne Zögern entgegen.“

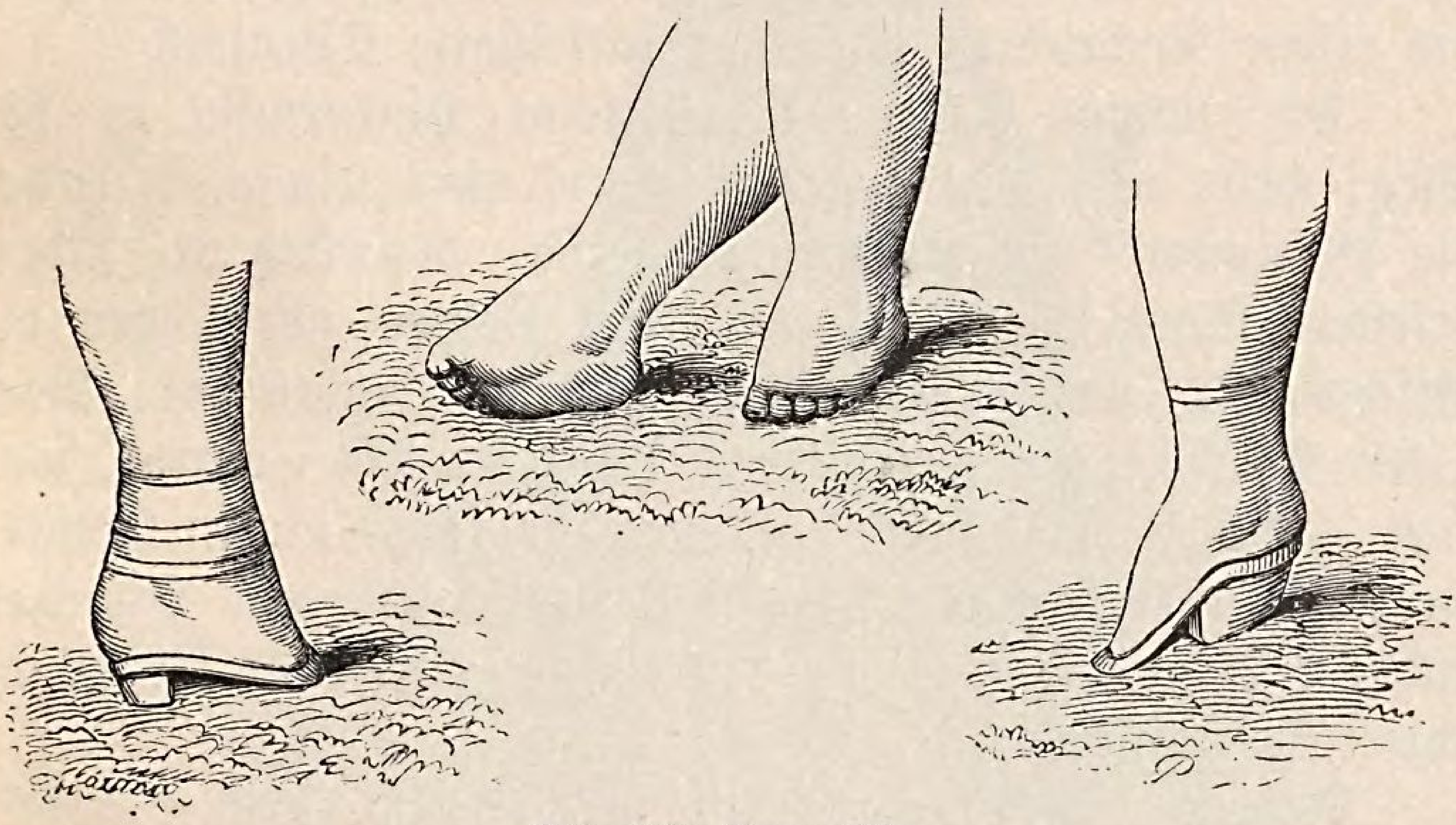
Nach Marco Polo besuchten noch andere Landfahrer Centralasien. Der Franziskanermönch Odorich von Pardenone in Friaul war auch der erste Europäer, welcher das eigentliche Tibet besucht und bis in dessen Hauptstadt Lassa vorgedrungen war. Durch ihn wurde die Kenntnis von den Einzelheiten des chinesischen Lebens erweitert. Zum erstenmal berichtete er, es sei ein Zeichen der Vornehmen, sich lange Nägel wachsen zu lassen, bei einigen werde der Daumennagel so lang, daß er rund um die Hand gehe. Bei Frauen gelte es als Schönheit, sehr kleine Füße zu haben, daher pflegten die Mütter den neugeborenen Mädchen die Füße fest zu umwickeln, daß dieselben nicht wachsen könnten. Auch beschreibt er zuerst die weißen Hühner mit wollhaarigem Gefieder, welche nur in China heimisch sind.

Handels- und Missionsreisen nach Asien mehrten sich derart zu Anfang des 14. Jahrhunderts, daß ein Faktor der Handelsgesellschaft Bardi in Florenz dem Bedürfnis der Zeit zu entsprechen glaubte, indem er unter dem Titel: „Libro di divisametin di Paesi“ einen Reiseführer für jene Gebiete herausgab. Die Reiseroute war über das Schwarze Meer und Südrußland vorgeschrieben. Ruge gibt in seiner Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen einige Auszüge aus demselben.

Unter den allgemeinen Verhaltungsmaßregeln war als ratsam empfohlen, daß man sich einen langen Bart stehen lasse. Dann nehme man sich in Tana einen Dragoman und ein paar tüchtige Diener, welche kumanisch verstehen; auch empfiehlt es sich eine Frau mitzunehmen, welche womöglich gleichfalls kumanisch spricht. Dann versorge man sich mit Mehl und Salzfisch, denn Fleisch findet man allenthalben genug. Bewaffneten Schutz braucht man nicht, da die ganze

Straße bis China, dank der Fürsorge der tatarischen Herren, sicher ist. Hat man etwa (nach unserem Geld berechnet) für 240000 Mark Waren, so wird die ganze Reise etwa 3000 bis 4000 Mark kosten. Ein vierrädriger Ochsenkarren mit Filzdach trägt eine Last von zehn Zentnern, ein Kamelwagen, zu dem drei Zugtiere gehören, gegen 30 Zentner, ein Pferd zieht etwa sechs und einen halben Zentner. Die Reisedauer von Tana bis Cambalu oder Peking wird auf 380 Tage, also rund auf ein Jahr berechnet.

Dieser so äußerst rege Verkehr mit dem fernen Osten Asiens wurde bald jäh unterbrochen. Im Jahre 1368



Chinesische Frauenfüße.

wurde die mongolische Dynastie in China gestürzt und durch die einheimische ersetzt. Tschu-juen-tschang, ein Mann von niedriger Herkunft, aber mit Klugheit, Energie und Tapferkeit begabt, stellte sich an die Spitze der Aufständischen und vertrieb den letzten chinesischen Mongolenkaiser Schun-ti oder Tohoan-Timur-Khan, der in die Mongolei entfloh und dort schon im Jahre 1370 verstarb.

Die Macht der Mongolen flackerte noch einmal unter Tamerlan auf. Das Reich des großen Mongolenkhans zerfiel jedoch bald nach seinem Tode. Die Nomaden traten von der Weltbühne ab; sie spalteten sich wieder in zahllose kleine Stämme; das Reisen durch diese Gebiete nach China

war weder sicher noch lohnenswert, außerdem schloß auch letzteres seine Grenzen gegen die Mongolei ab.

Inzwischen wurde der Seeweg nach Indien von den Portugiesen entdeckt. Von hier war es nur ein Schritt nach Japan und China. Und in der That verluden die Portugiesen schon im Jahre 1540 viel japanisches Gold auf ihre Schiffe. Der bequemere Seeweg gab den Handelsbeziehungen eine neue Richtung und auch die Missionare nahmen jetzt die Hafenplätze zum Ausgangspunkt ihrer Reisen.

Von Indien aus drangen sie in die Gebirge ein und brachten uns seit Marco Polos und Odorichs Zeiten wieder die ersten Nachrichten über das rätselhafte Tibetland.

Die Lamas stellten ihnen keine Hindernisse in den Weg; wenn auch das Bekehrungswerk nicht gelang, so haben die Missionare verschiedenemale Lassa, den Sitz des Oberpriesters Dalai-Lama besucht. Sie klagten aber über die Beschwerden, welche die rauhe Natur des Landes bot. Nach Pater Gruber, der seine Reisen im Jahre 1661 antrat, war dort die Luft so dünn, daß man sie kaum atmen konnte; die Luft verpesteten giftige Ausdünstungen von Pflanzen und die Wege waren wegen der vielen Felsen und Abgründe schwer zu passieren.

Desideri, ein anderer Missionar, schreibt darüber: „Die übereinandergetürmten Berge lassen kaum enge Schluchten zwischen sich, durch welche Sturzbäche mit einem Getöse herabfallen, welches in dieser Umgebung den kühnsten Reisenden mit Schrecken erfüllt. Die Steige sind mitunter so schmal und gefährlich, daß man kaum Fuß fassen kann und der geringste Fehltritt den Wanderer der Gefahr aussetzt, in den Abgrund zu stürzen. Um von einem Berge zum anderen zu gelangen, hat man Seilstege aus Bast und Baumzweigen geflochten und ist oft genötigt, die Schuhe auszuziehen, um mit weniger Gefahr zu gehen. Dazu kommt noch die veränderliche Witterung, die schlechte Nahrung, welche wegen Holzmangel oft nicht einmal aus gekochtem Mehlbrei besteht.

Die Nächte bieten wenig Erholung, da man sie auf Schnee und Eis zubringen muß; bei Tage aber ist der Reflex der Sonnenstrahlen so gewaltig, daß man Gefahr läuft zu erblinden. Um das Uebel voll zu machen, trifft der Reisende alle zwei Tage noch Mautbeamte, die sich



Ein Lama, zur Andacht gekleidet.

nicht begnügen, die gewöhnlichen Zölle abzunehmen, sondern die Reisenden völlig martern und plündern."

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wurde auch Tibet von den Chinesen erobert und für europäische Reisende verschlossen.

Das 19. Jahrhundert, welches auf allen Gebieten des

menschlichen Wissens und Könnens so ungeheure Fortschritte gezeitigt hat, brachte auch die Erforschung von Zentralasien in neuen Fluß.

Das starre China mußte sich, durch Waffengewalt genötigt, den Europäern erschließen, England befestigte seine Macht in Ostindien und Rußland dehnte sie bis in das Herz Asiens aus. Dabei sank die Macht des Halbmondes immer mehr. Das alles waren Momente, welche den geographischen Forschungen in Asien einen mächtigen Vorschub gaben.

Es liegt nicht in dem Rahmen unserer Bibliothek, eine Geschichte dieser Forschungen wiederzugeben. Wir beabsichtigen im allgemeinen, an der Hand berühmter Reisenden die Hauptmomente der kolonisatorischen Entwickelung der Neuzeit, sowie die wichtigsten Ländergebiete der Erde unsern Lesern vorzuführen.

So greifen wir auch hier nur einige Reisen eines Mannes hervor, den man als den Stanley Zentralasiens bezeichnet hatte: den Spuren Prschewalskis folgend wollen wir das große Wüsten- und Steppengebiet Innerasiens aufsuchen und so das Gemälde vervollständigen, welches wir in dem Bande „Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils“ schon zum Teil skizziert haben. Alsdann werden wir aber auch deutschen Forschern nach dem hohen Norden Sibiriens folgen und mit ihnen die eigenartigen Moorwüsten, die Tundren, aufsuchen.

Prschewalski.

Nikolaus Michailowitsch von Prschewalski (Przewalski) wurde am 31. März 1839 im Gouvernement Smolensk als der Sohn eines Gutsbesitzers geboren, der aus einer altpolnischen Familie stammte. Der junge Nikolaus besuchte zunächst das Gymnasium in Smolensk und ging dann auf die Militärakademie in St. Petersburg. Die Geographie bildete seit jeher sein Lieblingsfach und so wurde er auch von Petersburg als Lehrer der Geschichte und Geographie an die Junkerschule in Warschau versetzt.

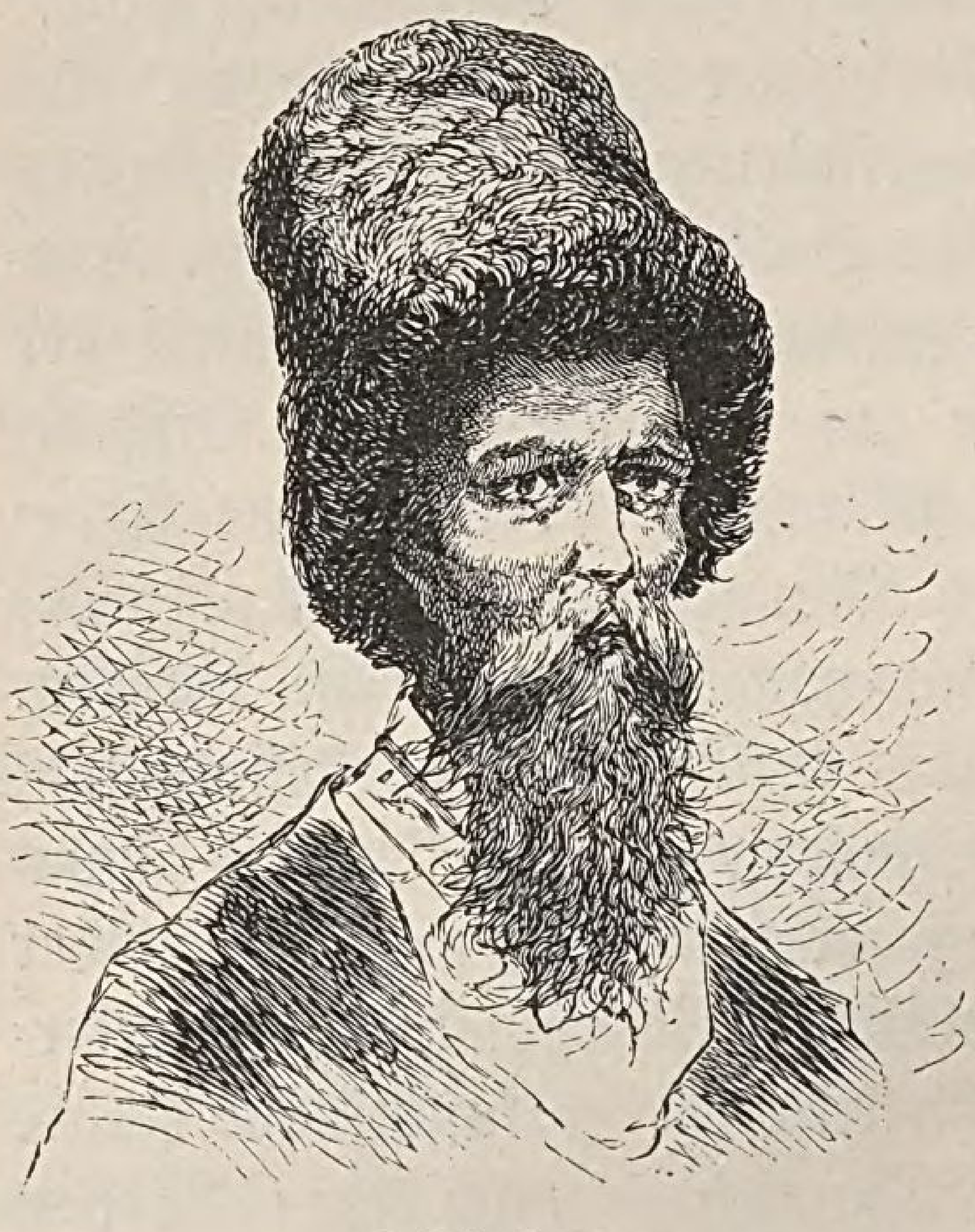
Er blieb hier nicht lange, denn schon im Jahre 1867 verließ er die polnische Hauptstadt, um eine Anstellung in Ost-Sibirien, um die er sich selbst beworben hatte, zu übernehmen. Prschewalski wollte hier naturwissenschaftliche und geographische Studien machen und seit jener Zeit bildete die Erforschung Innerasiens seinen Lebenszweck.

Sein Aufenthalt in Ost-Sibirien dauerte zunächst nur zwei Jahre. Es war auch nur eine Art Vorbereitung für die spätere Wirksamkeit. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg ging Prschewalski sofort daran, seine Beoachtungen auszuarbeiten und schrieb ein Werk über das Ussurigebiet. Es ist nur in russischer Sprache erschienen, aber die trefflichen Naturschilderungen, die scharfen Beobachtungen, die in demselben niedergelegt waren, lenkten die Aufmerksamkeit der gelehrten Petersburger Kreise auf den talentvollen Offizier. Man ging damals mit dem Plane um, verschiedene Expeditionen zur Erforschung der Mongolei auszurüsten. Die Mongolei war schon mehrfach von Russen bereist worden. So ging Helmersen im Jahre 1863 an den Kossogolsee; im Jahre 1864 besuchte Schischmarew die Quellen des Onon und vier Jahre darauf ging derselbe Forscher nach der Festung Uljassutai in der westlichen Mongolei. Die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft entsandte im Jahre 1870 eine Expedition unter Pawlinow nach dem Westen der Mongolei und sie gab auch die Anregung dazu, Prschewalski zur Erforschung der südlichen Teile jenes Gebietes zu wählen.

Am 29. November 1870 ging der Reisende in Begleitung des Lieutenants Michael Pylzow und zweier Kosaken nach Peking, um sich dort Pässe und Erlaubnis zur Reise durch entlegene Provinzen des Reiches der Mitte zu holen. Diese erste Expedition dauerte drei Jahre und legte den Grund zu dem Rufe Prschewalskis. Mit höchst geringfügigen Mitteln hatte er weiteste Strecken Asiens durchmessen. Ueber Ordos und Alaschan drang er bis an den Kuku-Nor und in die Hochebene des nördlichen Tibets vor. Er stand an dem oberen Laufe des Yan-tse-kiang, und

wenn er umkehrte, so war er dazu lediglich durch den empfindlichen Mangel an Geldmitteln gezwungen.

Auf dieser Reise hatte Prschewalski über 1000 Kilometer zurückgelegt und dabei an 5000 Kilometer durch Kompaßaufnahmen festgelegt; für die Erkenntnis der Konfiguration mehrerer innerasiatischer Gebirgszüge war diese Reise von geradezu grundlegender Bedeutung. Aber nicht nur die Geographie, auch andere Disziplinen wurden durch die überaus sorgsame Forscherarbeit bereichert. Auffallend reich waren die naturhistorischen Sammlungen, welche die Expedition heimbrachte: 130 Felle von Säugetieren, 1000 Vogelbälge, 70 Reptilien, über 30000 Insekten und gegen 4000 Pflanzen.


Kosakenkopf.

Prschewalski beschrieb selbst diese Expedition in seinem anziehenden Werke: „Die Mongolei und das Land der Tanguten", welches 1875 russisch erschien, zwei Jahre darauf aber von Albin Kohn auch für deutsche Leserkreise bearbeitet wurde.

Die interessantesten und wichtigsten Episoden dieses Meisterfluges des Reisenden werden wir im nachstehenden ausführlicher erzählen.

Kaum hatte Prschewalski die Resultate seiner ersten Expedition ausgearbeitet, so litt es ihn nicht länger in der Heimat. Andere Wüsten lockten ihn. Tief im Turkestan sollte ein großer Salzsee liegen; er hüllte sich in ein Dunkel von Sagen und Gerüchten. Prschewalski brach im Jahre 1876 dorthin auf und stand am 11. Februar 1877 an den versumpften Ufern des Lop-Nor, in welchen der 550 Kilometer lange Tarim mündet. Der See liegt in 670 Meter Meereshöhe und hat über 2200 Kilometer Fläche, während

seine Tiefe nur 0,6 bis 2 Meter beträgt. Von hier aus zog er in das hohe mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge von Altyn-Tag.

Im Sommer des Jahres 1877 war er nach Kuldscha zurückgekehrt. Damals war jene Stadt in dem chinesischen Gebiet der Dsungarei von russischen Truppen besetzt, die sich von dort erst im Jahre 1887, nachdem ein neuer Vertrag mit China abgeschlossen worden, zurückgezogen. Prschewalski stand somit nach langen Entbehrungen wieder mit



Typen der Einwohner von Kuldscha.

der europäischen Zivilisation in Verbindung. Er hätte ruhmgekrönt von diesem wissenschaftlichen Feldzuge nach der Heimat zurückkehren können, aber er dachte nicht daran; im Gegenteil, er rüstete hier eine neue Expedition und schon im August desselben Jahres sehen wir ihn wieder unterwegs. Er verschwand wieder in den Wüsteneien der Dsungarei, leider aber mußte er frühzeitig zurückkehren, da er in Gutschen erkrankte. Aber selbst dieser Zug, den er krankheitshalber unterbrechen mußte, verblieb nicht ergebnislos. Die wissenschaftliche Welt wurde durch die Entdeckung einer seltsamen wilden Pferdeart überrascht, welche wir später

genauer beschreiben werden. Es ist der Kertag der Kirgisen, der in der wissenschaftlichen Sprache dem Entdecker zu Ehren Equus Prschewalskii genannt wird.

Der berühmte Forscher kehrte nunmehr nach Rußland zurück. Man nahm ihn mit Ehren auf; Auszeichnungen aller Art wurden ihm zu teil und auch die Berliner Geographische Gesellschaft suchte seine Verdienste dadurch anzuerkennen, daß sie die große Humboldt-Medaille zum erstenmal überhaupt, und zwar dem russischen Forscher verlieh.

Prschewalski ruhte jedoch nicht auf seinen Lorbeeren aus, er zog nicht durch die Großstädte Europas, um an Festbanketten teilzunehmen; er flüchtete sich vielmehr auf sein Landgut, um hier seinen Reisebericht in aller Muße auszuarbeiten und auch seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. Die Ergebnisse seiner zweiten Expedition sind in den Verhandlungen der russischen Geographischen Gesellschaft niedergelegt und auch in dem Ergänzungsheft Nr. 53 der Geographischen Mitteilungen von Petermann deutsch erschienen.

Der unermüdliche Forscher Asiens hatte sich inzwischen ein neues, höheres Ziel gesteckt. Sein nächstes Unternehmen galt dem immer noch rätselhaften Tibet, auf dessen Hochebenen er schon während seiner ersten Reise so viel gelitten hatte. Er wollte diesmal Lassa (L'Hlassa, „das Land der Götter") erreichen. Seit dem Jahre 1846, in welchem der französische Missionar Huc die Stadt besucht hatte, wurde sie von keinem Europäer betreten.

Die Stadt selbst zählt nur 25000 Einwohner; sie hat zwar große Häuser, so daß in einem derselben bis 50 Familien wohnen können, aber im Innern derselben herrscht ein unbeschreiblicher Schmutz. Die äußere Pracht der Stadt ist es nicht, welche den Forschungsreisenden anzieht, sondern die inneren Verhältnisse derselben. Lassa ist das Rom der Buddhisten.

Hier liegen die Klöster, in denen die Lamas ihre höhere geistige Bildung empfangen; hier strömen Pilger aus allen Teilen der buddhistischen Welt zusammen; hier finden die

großen Kirchenfeste statt, bei denen religiös=allegorische Darstellungen nicht fehlen dürfen. Dieselben versinnbildlichen den Kampf der Leidenschaften gegen den Buddha Gotama und seine Jünger. König Mara, der Fürst der Finsternis, tritt mit seinen Heerscharen, Begier, Lust, Haß, Geiz, Sinnengenuß, Liebe u. s. w. auf. Die Priester, welche die eben genannten Personifikationen darstellen, tragen Masken von zum Teil greulichem Aussehen (siehe unsere Abbildung S. 32), die Jünger des Buddha sind nur in ihrem geistlichen Gewande. Das Schauspiel endet natürlich mit der Niederlage Maras und seiner Heerscharen.

Erwähnt sei auch, daß es in Lassa ein Pockenhospital gibt, in welchem die Kranken nur durch Beten und Singen geheilt werden. Das Beten wird dabei oft maschinenmäßig betrieben. Der Andächtige dreht die Kapseln oder Mühle, in welcher sich mit Gebeten beschriebenes Papier befindet, und glaubt, daß dieses Umdrehen dieselbe Wirkung hat, wie das Hersagen der Gebete. (Vgl. Abbildung S. 33.)

Einen Kilometer westlich von der Stadt liegt auf einem Kegelberge die berühmte Residenz Dalai=Lamas, des Oberhauptes der Buddhisten, es ist eine ganze Gruppe von Tempeln, Klöstern und Palästen, welche Potala, d. h. der „Weisheit Glück", heißt.

Diesmal setzte die russische Regierung Prschewalski 29000 Rubel aus und so trat er im Jahre 1879 seine neue Expedition unter scheinbar günstigeren Auspizien an. Prschewalski hatte bereits den Rang des Obersten; zwei Offiziere, drei Soldaten, drei Kosaken, ein Präparator und ein Dolmetscher begleiteten ihn. Es war zunächst ein weiter Weg, den er von Petersburg bis an die chinesische Grenze zurücklegen mußte, aber bereits am 2. April überschritt die Expedition bei dem Grenzposten Saissansk die chinesische Grenze, wandte sich dann über Butuntochoi am See Ulungur nach Barkul, überschritt den Tian=schan und zog dann durch weite Wüsteneien nach Sa=tscheu am Fuße des hohen Schneegebirges, des Nan=schan. Wir werden den unermüdlichen Forscher auf diesem Wege durch die dsungarische Wüste

und die Niederungen und Salzsümpfe des Zaidam begleiten. Von hier erstieg er die steile Wand des Burchan-Buda und zog in das eigentliche Hochland von Tibet ein. Führer waren hier nicht zu beschaffen, und so mußte die Karawane



Lamapriester mit Göttermaske.

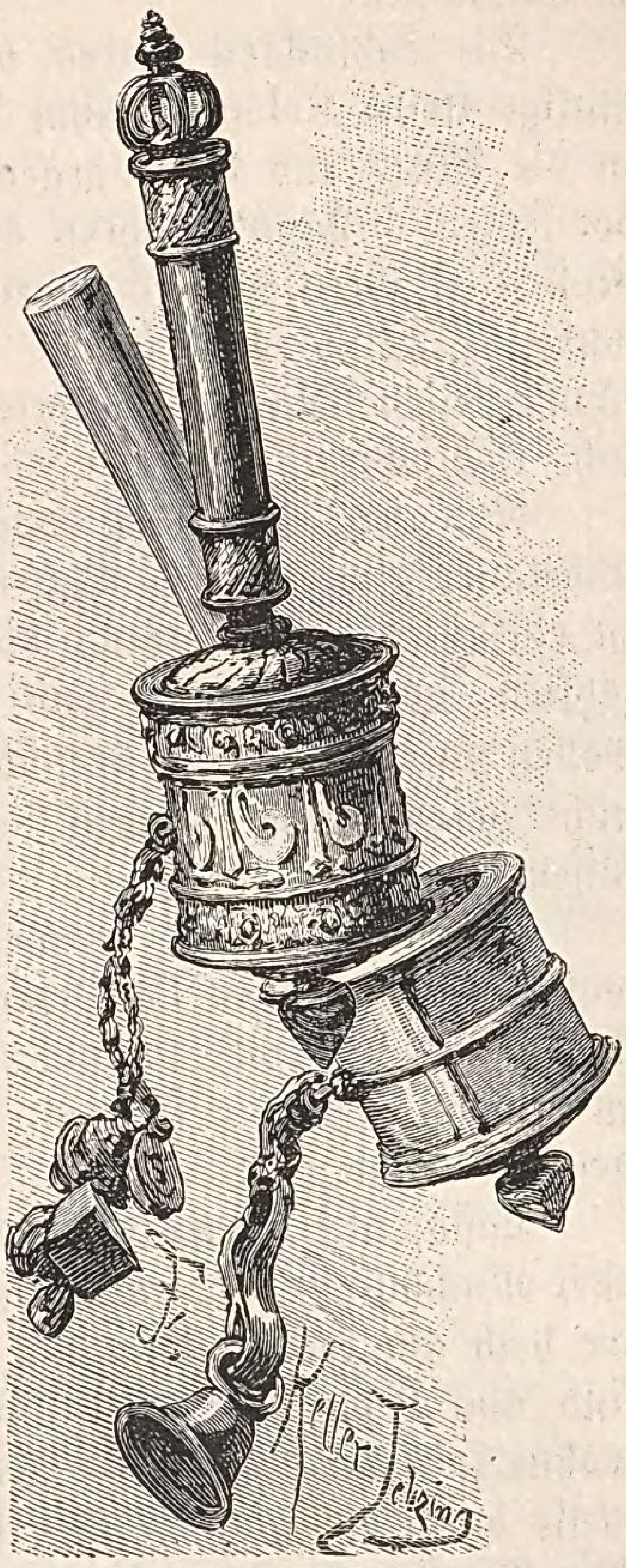
in dem unendlichen öden Schiefergeröll sich selber den Weg suchen. Und sie fand ihn; endlich erreichten sie den höchsten Paß in 5010 Meter Höhe, es war der Tan-la-Paß. Der nächste Gletscher schien nur 1 Kilometer weit von den Reisenden entfernt zu sein. Der Sturm heulte fürchterlich. Auf der höchsten Stelle des Passes stand ein buddhistisches Obo,



Yaks, weißbrüstige Argali und Kulans.

ein Platz, auf dem man den Geistern der Berge geringfügige Gaben, selbst Scherben nur, auf denen ein Gebet geschrieben wird, niederlegt, um den mächtigen Geist um Schutz anzuflehen.

Dieses Obo war ein großer Steinhaufen, der durch eingerammte Pfähle, welche durch an Stricken aufgehängte Lappen und Felle untereinander verbunden, umgeben war. Zwischen den Steinen lagen Knochen, Scherben, Hörner von Yaks, Haare von Pferden und Kamelen verstreut, alles Opfergaben der einzelnen Gläubigen.


Drehbare Gebetkapseln der Lamapriester in Tibet.

„Auch wir legten", berichtet Prschewalski, „in Gestalt einer leeren Flasche eine Gabe auf das Obo der Tan-la nieder. Dann griffen wir zu unseren Büchsen und ließen unter dreimaligem Hurraruf eine donnernde Salve, die furchtbar in den wilden Bergen widerschallte, ertönen. Hier standen wir — nach siebenmonatlicher Reise, in der wir viel Drangsale erduldet, Hitze, Kälte, Stürme, Wüsten, gigantische Berge, feindliche Menschen siegreich überstanden hatten. Bei allen Gefahren war das Glück unser treuer Gefährte gewesen. Das Glück hatte uns, seitdem wir ohne einen wegkundigen eingeborenen Führer, auf uns allein angewiesen, in der menschenleeren Wildnis standen, auf den rechten Pfad geleitet."

An demselben Tage krachten die Berdangewehre noch einmal in raschen Salven; die Russen mußten einen Ueberfall der wilden Jegrai, eines nomadisierenden Gebirgsvolkes, zurückschlagen.

Die Schluchten waren vom Feinde besetzt; aber die mutige kleine Kolonne nahm die Lasttiere in drei Eschelons in die Mitte und rückte gegen den Feind an. Der Vorteil der Jegrai bestand in ihren ausdauernden Pferden, der der Russen in ihren weittragenden sicheren Büchsen. Der Feind wurde glücklich aus seinen Winkeln vertrieben und mit schußbereiten Waffen passierte die Karawane die unheimliche Schlucht.

Nun war der Weg nach Lassa gefunden, aber die Tibetaner glaubten, die Russen kämen, um den Dalai-Lama zu entführen. Mongolen, die von Lassa zurückkamen, erzählten, dort hätten alt und jung geschrieen: „Die Russen wollen unsern Glauben vernichten, aber wir lassen uns das nicht gefallen und werden sie nicht unsere Stadt betreten lassen.“

Und in der That kamen Gesandte aus Lassa Prschewalski entgegen, die ihn ersuchten, seinen Vormarsch einzustellen. Es begannen langwierige Verhandlungen, die jedoch zu keinem Resultate führten. Prschewalski konnte nur folgendes erkundigen:

Lassa, auf mongolisch Barun-dsu (westliches Heiligtum) oder Munchu-dsu (ewiges Heiligtum) genannt, liegt 3510 Meter hoch am rechten Ufer des Ki-tschiu-Flusses. Die Häuser sind aus Lehm und Stein gebaut. Die gewöhnliche Einwohnerzahl beträgt 20000 Seelen, doch steigt dieselbe zeitweise durch die Händler und Pilger bis auf 50000 Seelen. Die Priester herrschen bei den Einheimischen vor. Die Bevölkerung besteht aus Tibetanern, Chinesen, Hindus und Kaschmiranern, die dort Katschi genannt werden. Diese letzteren sind fast immer Kaufleute und bilden eine selbständige, strenggläubige, islamitische Gemeinde. Die Hindus, auch Pebu genannt, sind meistens Handwerker, — die Chinesen dagegen Kaufleute. Die Haupthandelszufuhr kommt

aus China. In Lassa stehen dem chinesischen Residenten ein paar hundert Soldaten zur Verfügung. Lassa soll überteuer sein; das Volk bis in das Innerste verderbt; die Ausschweifungen und Sittenlosigkeit alle Grenzen überschreiten. Der Dalai-Lama residiert in dem Kloster Buddala, welches sich am nordwestlichen Ende Lassas auf einem Felsenhügel erhebt. Im Sommer dagegen residiert er in dem Tempel Norbulink. Lassa besitzt außer den zahlreichen und berühmten Tempeln seiner Umgegend, deren Priester sich eigentlich dem Dalai-Lama gleich stellen, noch elf ebenfalls sehr reiche Tempel. Es soll in Lassa 15000 Priester und Bonzen geben. Die Mongolen erzählten Prschewalski, daß der frühere Dalai-Lama bei seinem Tod (er soll vergiftet worden sein) erst 22 Jahre alt war und daß das damalige Oberhaupt der buddhistischen Welt erst fünf Jahre alt war und einer mächtigen tibetanischen Familie entstammte. Bei dem Todesfall eines Dalai-Lama nämlich darf die Neuwahl nur ein Kind treffen, welches am Todestag des Dalai-Lama, ja womöglich in dessen Todesstunde geboren ist; wahrscheinlich hängt diese Sitte mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammen.

Das tägliche Leben eines Dalai-Lama ist sehr einförmig. Seine Nahrung besteht aus dem landesüblichen Hammelfleisch, Reis, Thee, Dsamba, Fett, Dschur, sowie einer Knochensuppe. An den Festtagen wird der Dalai-Lama auf einen Altar gesetzt, vor dessen Stufen die andächtigen Pilger ihre Andacht verrichten und ihre Spenden niederlegen, während der Dalai-Lama seine Hände über sie breitet. Bei dieser Gelegenheit werden von seiten der Gläubigen große Spenden geopfert, die teils zur Ausschmückung der Tempel, teils zum Unterhalt der zahlreichen Geistlichen verwendet werden. Die Pilger wiegen die ihnen im Namen des Dalai-Lama verkauften Amulette, Segenssprüche, ja seinen Unrat mit Geld auf: im festen Glauben, daß diese Talismane die Kraft haben, sie und ihre Tiere sowohl vor Tod als vor Feuer und Feinden zu schützen. Der Dalai-Lama ist ein beklagenswertes Geschöpf, das von allen Seiten bewacht, beherrscht und bevormundet wird. Würde sich je ein ener-

gischer Mann zum Dalai-Lama aufschwingen, so würde er bald als das Opfer seiner Umgebung fallen. Die Körper der Dalai-Lama werden alle in sitzender Stellung im Hof von Buddal beigesetzt und über jeden einzelnen ein vergoldetes Kapellchen aufgebaut.

Alle Ueberredungskünste Prschewalskis halfen nichts; die Tibetaner stellten ihm ein höchst interessantes Dokument aus, daß sie ihm den Weitermarsch nach Lassa nicht gestatteten und er mußte abziehen. „Mit schwerem Herzen", schreibt der Reisende, „gab ich nunmehr den Befehl zum Aufbruch. Neugierig umstand uns das Volk, frohlockend über unsern Wegzug. Die Gesandten im Vollgefühl ihrer vollbrachten Heldenthat zerrissen sich in Liebenswürdigkeit. Noch lange, bis wir endlich in den Bergen verschwanden, sahen sie uns nach, um dann stolz nach Lassa zu eilen und das Resultat ihrer Beredsamkeit zu melden. Und abermals scheiterte mein Versuch, bis in die Hauptstadt Tibets zu dringen, an den barbarischen Vorurteilen und dem Fanatismus eines thörichten Volkes. Jetzt, wo die größten Schwierigkeiten überwunden gewesen, wo alles geebnet, wo ich das Ziel meiner Wünsche so nahe vor Augen gehabt, jetzt mußte ich wiederum unverrichteter Sache umkehren. Es war ein schwerer Augenblick der Entsagung, der uns auferlegt wurde."

Um die Tibetaner zu überraschen, hatte Prschewalski bei seinem Vormarsch den drohenden Wintersanfang nicht gescheut. Jetzt auf dem Rückzuge nach Zaidam mußte er unter dessen Unbill schwer leiden. Von Zaidam ging er nach dem Kuku-Nor und durchforschte dann im Frühling 1880 das Quellgebiet des Gelben Flusses. Es war ein mühseliger Marsch durch ein zerklüftetes Terrain, aber dem Naturforscher winkten verschiedene Freuden. Er fand hier prächtige Ohrfasanen und den wunderschönen blauen Tschekkan (Grandula coelicolor), der zuerst von Guld auf dem Himalaya angetroffen worden war. Prschewalski und seine Begleiter erlegten binnen drei Tagen 25 Exemplare. „Es that mir jedesmal leid," bemerkt er, „dieses schöne, harm-

lose Tier seines Lebens zu berauben, und ich konnte mich nie des Bedauerns erwehren, wenn ich mein Opfer in meinen Quersack versenkte.“ Hier fand man auch sehr prächtigen



Tibetaner.

Rhabarber; eine Wurzel, die jetzt in Petersburg liegt, wog in frischem Zustande zwölf, im getrockneten sechs Kilogramm, und solche Riesenexemplare waren dort häufig.

Quer durch die Wüste ziehend, erreichte Prschewalski

Urga und dann Kiachta; am 16. Januar 1881 traf er in St. Petersburg ein.

Wieder bereicherte er die Litteratur durch ein treffliches Werk, dessen deutsche Bearbeitung von Stein-Nordheim unter dem Titel: „Reisen in Tibet und am oberen Lauf des Gelben Flusses“ erschienen ist.

Auf, nach Tibet, war wieder seine Parole und schon im Jahre 1883 brach er dorthin auf. Im November 1883 verließ er Kiachta, durchzog die Wüste Gobi, ging von hier nach Ala-schan und dem östlichen Zaidam und entdeckte in 4140 Meter Höhe die Quellen des Gelben Flusses; er kam dann bis an den oberen Lauf des Yan-tse-kiang und ging im Februar 1885 an den Lob-Nor. Von hier wollte er in das eigentliche Tibet eindringen, er mußte aber wiederum umkehren.

Er hatte auch auf dieser Reise viel von Kälte zu leiden, er erlebte im Mai Schneetreiben und einen Frost von — 23°, aber er kehrte wieder mit einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute zurück. In einer Festsitzung der Geographischen Gesellschaft zu Petersburg legte er seinen Bericht ab, und die Akademie ehrte ihn durch eine eigenartige Ausstellung der Sammlungen, die er aus dem Herzen Asiens, durch schier unübersteigliche Pässe, durch unermeßliche Steppen, öde Schluchten an die Newa gebracht hatte. Da standen wohl ausgestopft über 700 Exemplare von Säugetieren — darunter die seltensten Arten wie das wilde Pferd, das wilde Kamel, das Bergschaf, verschiedene Bären — die Zahl der Vögel betrug über 5000 und noch größer waren die Insekten- und Pflanzensammlungen.

Auch über diese Reise veröffentlichte Prschewalski ein Werk in russischer Sprache. Bemerkenswert ist es, daß er, inzwischen in die Lößtheorie Richthofens eingeweiht, nunmehr die Bedeutung der Wind- und Sandstürme für Zentralasien erkannte und diese Faktoren jetzt überall in regster Thätigkeit erblickte.

Doch dieser nach Marco Polo größte Landfahrer Asiens konnte nicht ruhen. Auf nach Lassa! rief er wieder und man sah ihn bald an der Spitze einer neuen Expedition.

In schlichten Worten hatte er schon früher denjenigen, die ihn durch die fernen ungeheuren Gebiete begleitet hatten, seinen Dank ausgesprochen: „Doch indem ich den glücklichen Schluß dieser Reisen, ihre Folgen nochmals betrachte, so muß ich aussprechen, daß dieses das Ergebnis der Kühnheit, Selbstverleugnung, Energie meiner treuen Gefährten war. Weder Wüstenhitze, Wüstensonne, noch Wüstensturm, weder Ungemach, noch Unbill, noch Gefahr irgend welcher Art konnten diese Gefährten schrecken. Mutig und kühn trennten sie sich auf Jahre hinaus von allem, was ihnen lieb und teuer war, und verfolgten, unerschrocken jeder Gefahr, jedem Mißgeschick trotzend, nur das hohe Ziel der treuesten Pflichterfüllung im Auge, jeder Zoll ein Held, den vorgezeichneten Pfad."

Und von sich selbst sagte er:

„Wohl ergreift mich hohe Freude, wenn ich nach einer mühevollen Reise die Heimat wieder sehe. Allein je mehr das alltägliche Leben wieder sein Recht verlangt, desto lebhafter erwacht in meiner Seele der Drang, die Sehnsucht nach den fernen Wüsten Asiens, die demjenigen, der sie einmal gesehen, unvergeßlich bleiben. Ja in jenen Wüsten herrscht unbeschränkte Freiheit — der Reisende steht mit den Waffen der Wissenschaft und Zivilisation wilden Räuberhorden gegenüber. Täglichen Gefahren muß er, dem Nutzen der Wissenschaften zuliebe, kühnlich trotzen. Allein alle diese Mühen, diese Leiden, wie bald sind sie vergessen, während hell und kräftig sich in der Seele die Erinnerung der Augenblicke des Erfolgs und des wahren Glückes erhebt. Tag und Nacht werden die Bilder jenes vergangenen Glückes den Reisenden umschweben und ihn mitten im Genuß der zivilisierten Ruhe hinlocken zu jenem Leben der Arbeit und der Freiheit."

In den Steppen der Mongolei.

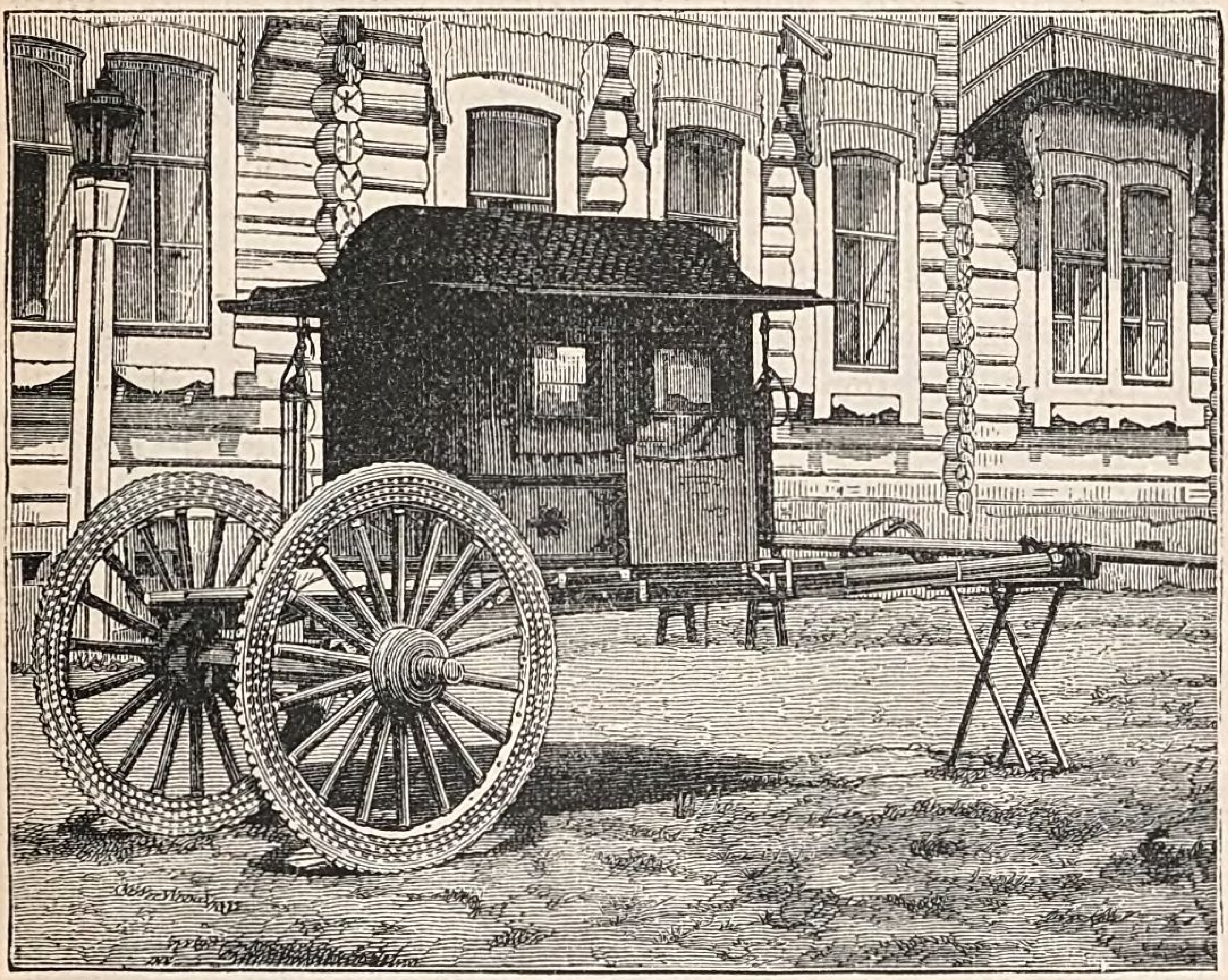
Das Volk der Mongolen.

Das größte Hindernis für die Forschungsreisen in Zentralasien sind die Bewohner des Landes selbst. Die Wüsten und endlosen Steppen, die kahlen Hochplateaus und die hohen Berge würden sich leichter bezwingen lassen, wenn die Menschen, die in ihnen hausen, wirtlicher, freundlicher wären. Dort aber, wo noch wie in China Gesetze und Ordnung herrschen, ist der Europäer gehaßt, er heißt in der Sprache der Eingeborenen Yan-guisa, d. h. überseeischer Teufel, und wird als solcher behandelt. Schlimmer als heutzutage, wo die Verhältnisse sich allmählich bessern und dem Verkehr sich neue Wege erschließen, war jener Haß vor zwei Jahrzehnten, da die Reisen ausgeführt wurden, die den Gegenstand unserer Betrachtung bilden. Der Chinese hat auch in frühen Zeiten seine eigentliche Heimat verlassen und sich in den fruchtbaren Flecken des von ihm eroberten Steppengebietes niedergelassen; er treibt hier Ackerbau und Handel, tritt aber nicht als ein Kulturträger, sondern als Verderber der echten nomadisierenden Mongolen auf und erschwert auch hier dem Europäer das Reisen.

Nicht mehr zuvorkommend ist der Sohn der Steppe, der Ostmongole, der hier zunächst in Betracht kommt. Ein breites, flaches Gesicht mit hervorragenden Backenknochen, eine Plattnase, kleine, schmal aufgeschlitzte Augen, ein eckiger Schädel, große, vom Kopfe abstehende Ohren, schwarzes, hartes Haar, das im Barte sehr langsam wächst, dunkle,

sonnverbrannte Haut, endlich ein gedrungener, kerniger Körperbau von mäßiger, oft aber auch mehr als mäßiger Größe — dieses sind die äußeren charakteristischen Merkmale eines echten Mongolen, wie er noch unverfälscht in der Gegend von Chalcha vorkommt.

Der Zopf bildet ein ferneres Merkmal der äußeren Erscheinung des Mongolen; er rasiert sich den Kopf und



Chinesisches Fuhrwerk für Reisen durch die Mongolei.

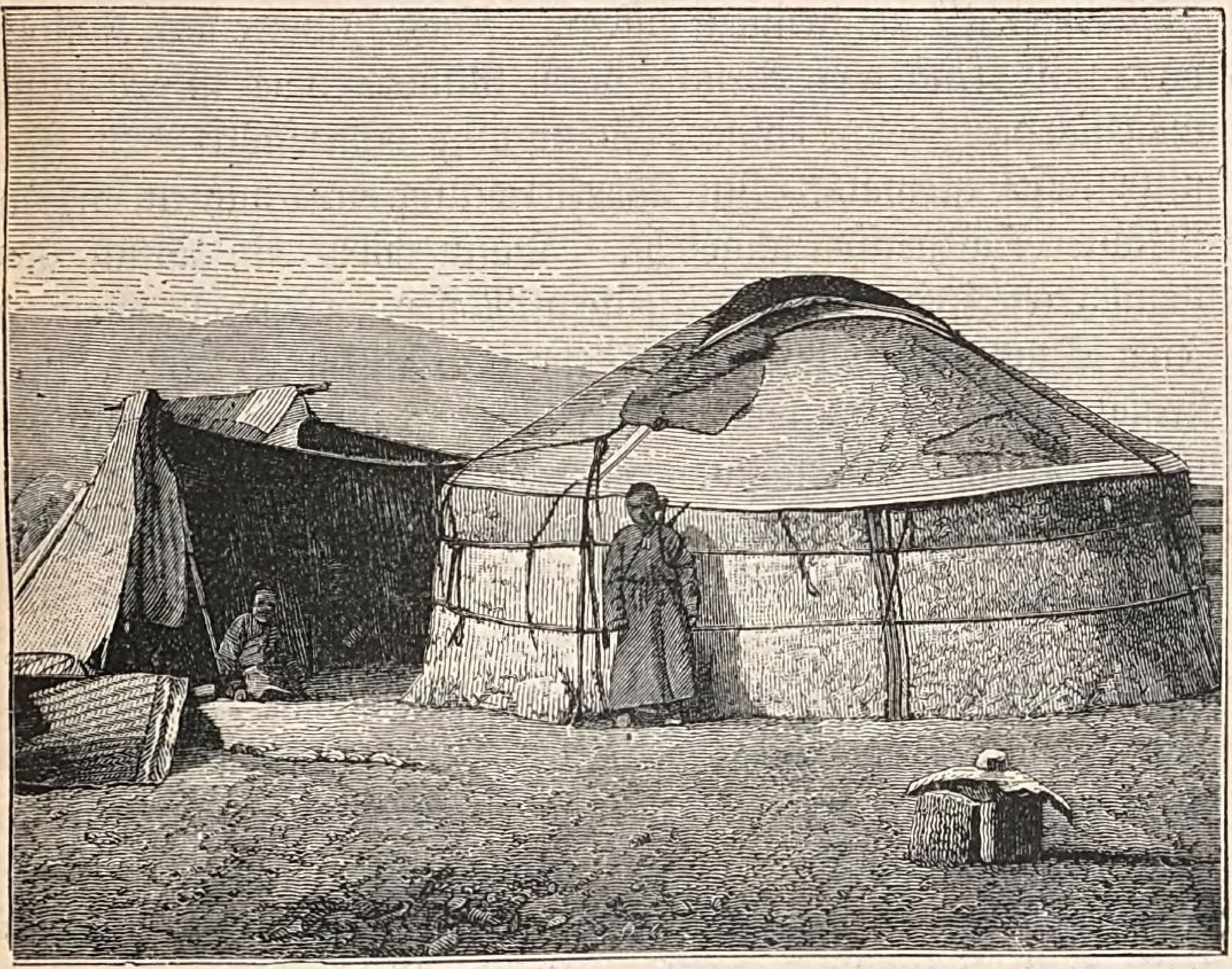
läßt nur im Hinterteil so viel Haare stehen als nötig sind, um daraus eine lange Flechte zu machen. Der Zopf bedeutet dabei mehr als Mode, denn die Mandschuren haben, nachdem sie in der Mitte des 16. Jahrhunderts das Himmlische Reich erobert, diese Sitte nach China verpflanzt, wo sie als Zeichen der Unterwürfigkeit unter die Dynastie Da-tsyn gilt und auch allen von den Chinesen unterjochten Völkern aufgezwungen wird. Nur ein Stand der Mongolen, die sehr zahlreichen Lamas oder Priester, sind davon frei und rasieren den ganzen Kopf.

Die Kleidung des Mongolen ist einfach. Hemden und Unterkleider kennt er nicht. Im Sommer trägt er das weite, schlafrockähnliche Gewand aus chinesischem Baumwollstoff, welches Chalat heißt und in ganz Zentralasien verbreitet ist. Chinesische Stiefel und ein niedriger Hut vervollständigen den Sommeranzug, zu dem im Winter warme Beinkleider und Schafpelze hinzukommen, während der Hut durch eine warme, hohe, kegelförmige Schafpelzmütze ersetzt wird. Ein Gurt, der um die Taille gebunden wird, verwandelt den oberen Teil des Rockes in eine Busentasche, in die manche notwendige Gegenstände, vor allem aber die Tabakdose, gesteckt werden. An dem Gurt hängt auch der Tabakbeutel, die Pfeife und der Feuerstahl.

Ebenso einfach wie die Kleidung ist die Wohnung des asiatischen Nomaden. Es ist die Filzjurte, eine Art von Zelt, das leicht aufgebaut und wieder abgebrochen werden kann. Eine Anzahl Stangen wird oben zusammengebunden und dann so ausgespreizt, daß sie einen Raum von 4 bis 5 Meter Durchmesser umschließen. Nachdem sie am unteren Teile bis auf die Stangen, welche die Thüröffnung bilden sollen, mit Leinen umbunden werden, bringt man die Thür an, die etwa 1 Meter hoch und 1 Meter breit ist. Auf diese „Wände" wird dann die Kuppel aufgesetzt: ein hölzerner Reifen, durch dessen Löcher Stangen gesteckt werden und welcher den unteren Wohnraum der Jurte von dem Oberteil trennt, der als Fenster und Rauchfang dient. Hierauf wird das Gerüst mit Filzdecken umkleidet und die kunstlose Wohnung ist fertig. In der Mitte derselben befindet sich der Herd, und der Thür gegenüber werden die Burchany, d. h. Heiligenbilder, aufgestellt.

Wie einfach die Jurte auch aussieht, so gewährt sie dem Nomaden hinlänglichen Schutz gegen die Unbill der Witterung; solange in ihr das Feuer brennt, bleibt sie selbst während eines starken Frostes warm, und im Sommer ist sie kühl und schützt vor den sengenden Strahlen der Sonne wie vor strömendem Regen. Nicht eine jede Jurte ist der anderen gleich. Man muß unterscheiden zwischen den Jurten

gemeiner und vornehmer Mongolen. Bei den letzteren wird schon ein gewisser Luxus entfaltet; in ihrer Jurte findet man einen Bretterboden und die Wände sind mit baumwollenen oder gar seidenen Stoffen behangen. In einem aber sind sich alle mongolischen Wohnungen gleich, ob bei reich oder arm, überall trifft man eine unbegrenzte Unreinlichkeit vor. Der Mongole hat eine unbeschreibliche



Mongolische Jurte.

Scheu vor dem Wasser. Er ist an das trockene Klima seiner Steppen und Wüsten gewöhnt und kann wie das Kamel die Feuchtigkeit nicht vertragen. Niemals erbaut er seine Jurte in der Nähe eines Baches oder eines Sumpfes, niemals wagt er sich selbst durch das seichteste Wasser — und die Sitte, seinen Leib zu waschen oder gar zu baden, ist ihm völlig unbekannt; nur ausnahmsweise entschließt er sich, Hände und Gesicht zu waschen. Sein Chalat und sein Pelz strotzen auch von gewissen lästigen Bewohnern, über die er von Zeit zu Zeit die Todesstrafe verhängt. Reines,

ungekochtes Wasser trinkt der Mongole niemals; stets dampft ein Kessel über dem Herd und in ihm brodelt ein aus Ziegelthee bereitetes Getränk, von dem die ganze Familie ohne Unterlaß ihren Durst und Hunger löscht. Ein flüchtiger Einblick in die Mongolenküche ist schon genügend, um allen Appetit eines Europäers schwinden zu machen.

Das Hauptgeschirr ist ein gußeiserner Kessel. Von Zeit zu Zeit wird an ihm das vollzogen, was man sonst „Scheuerfest" zu nennen pflegt. Das Innere des Kessels wird mit trockenem Argal, d. h. Rinder- oder Pferdemist, ausgescheuert; eine andere Reinigung widerfährt dem Familienkessel niemals. Zur Theebereitung wird nun in diesem Geschirr Salzwasser angesetzt. Dann wird ein Stück des steinharten Ziegelthees mit einem Messer zerkrümelt oder in einer Stampfe zerstoßen und erweicht, indem es auf heißen Argal gelegt wird, wodurch es ein eigenartiges Aroma erhält. Dann werden noch ein paar Tassen Milch in den Kessel gethan und der Thee hineingeworfen. Jeder Mongole trägt nun ein Schüsselchen bei sich, und wenn es ihm beliebt, so kommt er an den Kessel und schöpft Thee heraus, den er durch Zusatz von gerösteter Hirse oder Fett gehaltvoller macht. So ißt und trinkt er den ganzen Tag hindurch, ohne sich um regelmäßige Mahlzeiten, als da sind: Mittagbrot, Abendbrot und dergleichen zu kümmern. Sein Schüsselchen leckt er nach beendeter Mahlzeit rein ab und steckt es in seine Busentasche. Reiche Mongolen treiben mit diesen Schüsseln sogar Luxus und führen silberne, chinesischer Arbeit, bei sich; reiner werden aber diese kostbaren Gefäße keineswegs gehalten.

Neben diesem Thee bildet auch Milch und verschiedene „Molkereiprodukte" die Hauptnahrung des Mongolen. Sie kennen Butter und eine Art Quark oder Käse, außerdem aber bereiten sie aus eingekochter Milch unter Zusatz von Hirse eine Speise, die sie „Schaum" nennen. Aus Stuten- oder Schafmilch wird Kumys bereitet, und während des ganzen Sommers benebeln sich die Freunde, indem sie gegenseitig von ihrem Kumys kosten. Ein stärkeres Getränk, der

Schnaps, wird ihnen von den Chinesen geliefert und die Mongolen trinken ihn gern wie alle nomadischen Völker.

Im Winter tritt für die Mongolenküche die gesegnete Zeit ein, in der es Hammelfleisch gibt; das Schaf zählt zu den geheiligten Tieren, und sonderbarerweise wird die hier einheimische Art selbst auf der dürrsten Steppenweide fett. Das entspricht dem Geschmack des Nomaden, welcher den Kurdjak, die Fettdrüse des Schwanzes, für den größten Leckerbissen hält. Wir wollen auch in dieser Beziehung nur einige Zubereitungen der Fleischspeisen erwähnen.

Die Därme werden ausgeleert und, ohne ausgewaschen zu werden, mit Blut gefüllt und gekocht. Das gibt mongolische Würste.

Das Fleisch wird gekocht und nur das Bruststück am Spieß gebraten. Ist aber der Mongole auf Reisen, so verzichtet er mitunter auf die Kunst des Kochens, legt ein Stück Fleisch unter den Sattel des Kamels und reitet es gar. Daß hier die fünfzinkige Gabel in ihrem vollsten Rechte besteht, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. So wird das Fleisch auch mit der Hand in den Mund gestopft, so viel eben hineingeht, und der Rest vor dem Munde mit einem Messer abgeschnitten. Außerdem genießen sie noch Ziegen- und Pferdefleisch, seltener solches von Rindern und Kamelen und verachten auch nicht gefallenes Vieh, namentlich wenn es fett ist. Fische und Vögel werden dagegen für unrein gehalten, und vor ihnen haben die Mongolen solchen Ekel, daß sie selbst den Anblick eines Europäers, der ein Geflügel- oder Fischgericht verzehrt, nicht ertragen können.

Der Mongole ist gefräßig im vollsten Sinne des Wortes. Er lebt wohl, wenn es die Umstände erheischen, tagelang auf das kärglichste; kommt aber dann die richtige Gelegenheit, so ißt er für sieben, und ein Hammelviertel ist die gewöhnliche Portion für einen Menschen, während viele Gourmands selbst einen Hammel mittlerer Größe an einem Tag für sich verspeisen.

Der Mongole verdankt alles, was er hat, seinen Her-

den, von diesen hängt seine Existenz ab. Die Viehzucht ist seine ausschließliche Thätigkeit; wo es seinen Herden wohl ergeht, dort ist seine Heimat. Die Liebe zur Scholle ist ihm fremd, denn er verachtet den Ackerbau und betreibt die Industrie nur, insofern sie seinem Haushalte nötig ist. Er gerbt Leder, macht Filzdecken, Sättel, Zäume und Bogen; alles übrige bezieht er von den chinesischen Händlern. So ist auch das ganze Sinnen und Trachten des Mongolen der Pflege seiner Herden gewidmet. Die genügsamsten seiner Tiere sind Pferde und Kamele, denn sie gehen im Sommer allein auf die Weide, bedürfen keiner Aufsicht und kommen selbst zum Brunnen, um zu trinken. Kühe und Schafe werden von herangewachsenen Kindern gehütet. Das Melken und die übrige Wirtschaft besorgen die Frauen. Der Mongole hat somit während des Frühlings und Sommers nichts zu thun; er inspiziert nur seine Herden und reitet von einer Jurte zur andern, um beim Thee oder Kumys mit seinen Nachbarn zu plaudern. Er ist ein echter Steppensohn, der sich nie von seinem Reittier trennt; er geht nie zu Fuß, selbst wenn der Weg nur ein paar hundert Schritt beträgt, schwingt er sich auf sein Pferd und legt die kurze Strecke im Galopp zurück. Von dem fortwährenden Reiten sind seine Beine krumm gebogen, und wie mit eisernen Klammern umfaßt er mit ihnen den Sattel; er zwingt auch das wildeste Pferd der Steppe, und je besser es ist, desto stolzer ist er auf dasselbe und veräußert es nicht selbst in der größten Not.

Die wichtigste Einnahmequelle des Mongolen bilden jedoch seine Kamele. Beginnt der Herbst, so nimmt auch das Faulenzerleben des Nomaden ein Ende. Er sammelt seine Kamele und bringt sie in die Städte Kalgan und Kuku-Choto, wo er sie als Lasttiere mit ungeheurem Gewinn vermietet. Von Kalgan gehen dann die großen Züge mit Thee und chinesischen Waren nach Kiachta; von Kuku-Choto wird Proviant für die chinesische Armee mitgenommen, und ein anderer Teil der Kamele wird mit Salz beladen und nach den Grenzstädten des eigentlichen China geschickt. Bei

dieser Arbeit entwickelt der Mongole eine bewundernswerte Ausdauer. Eisiger Winter lagert über Steppen und Wüsten, fast täglich sinkt die Temperatur auf — 30° C., fast beständig weht der scharfe Nordwestwind, und der Nomade zieht bei diesem Wetter tagaus, tagein dahin, 15 Stunden bleibt er täglich im Sattel und fünfmal legt er mitunter den Weg von Kalgan nach Kiachta zurück, was eine Gesamtstrecke von etwa 5000 Kilometer ausmacht. So erscheint der Mann wie aus Eisen gemacht. Freilich kann er diese Anstrengungen nur in seiner gewohnten Weise ertragen. Muß er 20 Kilometer marschieren, so bricht er vor Ermüdung zusammen, übernachtet er auf feuchtem Boden, so erkältet er sich wie ein verzärteltes Stadtkind, so sehr ist er an das trockene Steppenklima gewöhnt. In der Wüste ist er zu Hause, hier sagt er jede Witterungsänderung voraus, hier findet er jedes verirrte Pferd oder Kamel, indem er den unscheinbarsten Spuren folgt, und wie durch Instinkt entdeckt er die Brunnen. Aber er ist nicht zu vergleichen mit den Wüstensöhnen Afrikas, die zwar keine Helden sind, ihn aber an Tapferkeit weit überragen. Nichts als sein Name deutet heute darauf hin, daß er der Nachkomme eines Volkes ist, welches vor Jahrhunderten mit dem Geklirr seiner Waffen die Welt erfüllte, von den Küsten des Stillen Ozeans bis hinein in die deutschen Gauen. Er ist entartet und eine unbegrenzte Feigheit ist der Stempel, den ihm die chinesische Herrschaft aufgedrückt hat. Er kann einen Ueberfall wagen, wenn er sich in Uebermacht weiß, einem halbwegs mutigen Feinde weicht er aus und sucht in der Flucht sein Heil.

Charakteristisch für den Mongolen ist die Thatsache, daß er sich nicht nach den Worten „rechts“ und „links“, sondern nach den Weltgegenden orientiert; für „rechts“ und „links“ hat ihre Sprache keinen Ausdruck und sie sagen: die Sache liegt östlich oder westlich von dem Fragenden, wobei sie im Gegensatz zu uns die Vorderseite als Süd bezeichnen, so daß der Osten bei ihnen auf der linken Seite des Horizontes liegt.

Die Mongolen haben auch ihre eigene Schrift, welche

der chinesischen ähnlich ist. Sie schreiben von oben nach unten, und zwar von links nach rechts. Die chinesische Regierung läßt auch für sie in Peking Bücher drucken, die zumeist religiösen und historischen Inhalts sind und aus dem Chinesischen übersetzt wurden. Auch das mongolische Recht ist in mongolischer Sprache abgefaßt, und in Peking und Kalgan sind Schulen, in denen Mongolisch gelehrt wird. Aber diese Gelegenheit ist nur das Vorrecht der höheren Stände, das gemeine Volk ist des Lesens und Schreibens unkundig; denn auch unter den Nomaden gibt es Rangstufen: Fürsten, Edelleute und Lamas oder Priester.

Sie sind Anhänger der Religion Buddhas und ihr Oberhaupt ist der Dalai-Lama (Ozeanpriester), der in Lassa in Tibet residiert. Außer ihm, der besonders heilig ist, gibt es noch in der Mongolei und in China an hundert hohe Priester, Higinen, die niemals sterben, da sie Verkörperungen irgend eines Heiligen sind. Sie wechseln bloß den Körper. Ist der alte Körper schwach geworden, so verläßt ihn die Seele und fährt in einen jüngeren, und es ist merkwürdig, daß die Priester diese Seele immer wieder unter den vielen Sterblichen herausfinden und den Higinen wieder in seine alten Gemächer zurückführen. Die chinesische Regierung soll im geheimen bei diesem Suchen beteiligt sein, damit sich niemals ein energischer Dalai-Lama an die Spitze der Gläubigen stelle und die Nomaden vom Himalaya bis Sibirien in Aufruhr versetze.

Vor ihnen ist auch das Reich der Mitte sicher; aber vor zwei Jahrzehnten wurde es von anderen Nomaden bedroht. Ein Teil derselben huldigt der Lehre des Propheten Mohammed, er wird in Europa Dunganen genannt, heißt aber in China „Choj-Choj". Diese Mohammedaner hatten sich im Jahre 1862 in der Provinz Gan-su gegen die chinesische Herrschaft empört und in jahrelangen Kriegs- und Raubzügen weite Strecken Zentralasiens verwüstet, indem sie sich zugleich gegen die Mongolen wandten.

Für die Europäer ist die Kriegsführung der asiatischen Horden von heute kaum faßlich; denn so widerspruchsvoll

es klingt, war der ganze dunganische Aufstand ein Krieg Feiger gegen Feige, er basierte, wie Prschewalski sich ausdrückt, auf der Annahme, daß ein Hase den andern einschüchtern, ein Fuchs den andern überlisten werde. Die Parteien, die sich hier gegenübertraten, waren Karikaturen eines Heeres, gut zum Rauben, Morden und — Flüchten. Prschewalski schildert, um einen klaren Begriff von der ganzen Ungeheuerlichkeit dieser Kriegführung zu geben, die Belagerung des Klosters Tscheibsen, die wir auch an dieser Stelle wiedergeben wollen:

„Dieses Kloster ist von einer quadratischen Lehmmauer umgeben, welche gegen 7 Meter hoch ist und deren jede Seite eine ungefähre Länge von 40 Klaftern hat. In der Mitte jeder der vier Mauerseiten, wie auch in den vier Winkeln befinden sich kleine Türmchen, welche eine Besatzung von 15 bis 20 Mann beherbergen. Die Mauer ist mit einem Bretterdache, das nach innen und außen abfällt, versehen. Außerhalb dieser Befestigung befinden sich ringsherum gegen hundert Hütten (Fansen), welche ebenfalls von niederen Lehmmauern umgeben sind. Innerhalb dieser Feste ist nicht einmal ein Brunnen vorhanden und deshalb muß das Wasser aus einem Bache geholt werden, der außerhalb der Befestigung fließt.

„Im Sommer des Jahres 1868 näherten sich einige tausend Dunganen diesem Platze, um das Kloster zu zerstören. Die Verteidiger, deren Anzahl sich auf 1000 Mann belaufen mochte, waren ein Gemisch von Chinesen, Mongolen und Tanguten. Bei Annäherung des Feindes verließen alle die Fansen und begaben sich in die Hauptbefestigung; die Dunganen besetzten die ersteren ohne Widerstand zu finden und begannen auch sogleich den Sturm der Hauptfeste. Trotz der elenden Verfassung, in welcher sich diese befand, zeigte sie sich hinreichend widerstandsfähig gegenüber den Sturmwaffen der Dunganen, welche einfache Brechstangen anwendeten, um eine Bresche in die Lehmwand zu machen. Eine Folge hiervon war, daß der erste Sturm mißlang. Indessen war die Zeit zum Theetrinken herangerückt, und

diese Beschäftigung ist für jeden Chinesen so wichtig, daß er ihrethalben eine fast gewonnene Schlacht unterbricht. Da die Dunganen in dieser Beziehung den Chinesen vollkommen gleich sind, so eilten auch sie in das 1 Kilometer entfernte Lager zurück. Die Belagerten, welche ja ebenfalls ihr Lieblingsgetränk zu sich nehmen wollten, stürzten nun mit ihren Wassergefäßen zum Thore hinaus und schöpften angesichts des Feindes und ohne von diesem daran verhindert zu werden, so viel ihnen für den Augenblick nötig war, bereiteten hierauf ihr Getränk und schlürften es in aller Seelenruhe. Tags darauf wiederholte sich dieselbe Scene; man stürmte vergebens die Feste und eilte davon, als die Zeit hierzu gekommen war, um den Thee zu bereiten und zu trinken. In dieser Weise wurde das chinesische Saragossa während voller sechs Tage angegriffen und verteidigt."

Gelang es nun den Dunganen, einen Sieg zu erfechten, so verwandelten sie sich in reißende Tiere und ließen alle Gefangenen über die Klinge springen; es galt als besondere Gnade, wenn man denjenigen, die zum Islam übertraten, das Leben schenkte. Als die Dunganen Alaschan und Ordos verwüstet hatten, stellte die chinesische Regierung an der Grenze des eigentlichen Reiches eine Armee von 70 000 Mann auf, welche die Rebellen bekämpfen sollte.

Diese Armee war des Gegners wert. Die Soldaten waren mit Säbeln und Luntenflinten bewaffnet, eine Anzahl nur führte glatte europäische Gewehre. Die Kavallerie zeichnete sich durch lange Bambuspiken mit großen roten Flaggen und dem Bildnisse des Drachens aus. Von einer Disziplin war keine Rede. Offiziere wie Soldaten waren passionierte Opiumraucher, rauchten selbst auf dem Marsche, bis sie besinnungslos zu Boden fielen. Die Armee war dadurch physisch wie geistig zu allen energischen Leistungen unfähig. Fußmärsche waren bei dieser Truppe ganz unerhörte Dinge. Die Waffen wurden auf Wagen oder Kamele geladen und die Soldaten ritten ohne Waffen einher. Während eines Regens oder in der Nacht könnte übrigens diese Truppe nur bei Todesstrafe zum Marsche gezwungen werden.

Dieses Heer war aber der Schrecken aller Bewohner, selbst der des eigenen Landes; denn die Armee lebte vom Raube. Sobald eine Heeresabteilung in eine Gegend einrückte, begann das Fouragieren, d. h. gewaltsames Fortschleppen von Vieh, Mehl, Heu u. s. w., die Einwohner waren froh, wenn sie selbst mit heiler Haut davonkamen, oder flohen in unzugängliche Schluchten, die Mongolen aber brachen ihre Jurten ab und zogen einige Kilometer weiter in die Steppe, bis sie durch den Ruf „Choj-Choj" oder die Nachricht von der Annäherung der befreundeten Armee wieder in die Flucht gejagt wurden.

Die Offiziere billigten das Treiben der Soldaten, denn sie erhielten auch ihren Anteil vom Raube und waren außerdem darauf bedacht, die Staatskasse zu betrügen. Die Armee zählte auf dem Papier 70 000 Mann, in Wirklichkeit mochten nur 30 000 Mann im Felde gestanden haben; der Rest war tot oder desertiert; aber dies alles wurde nicht nach Peking gemeldet, und so wanderten der Sold und die Verpflegungskosten für die Deserteure und Toten in die Taschen der Offiziere. Als Sining, die volkreiche Stadt von Gan-su, in die Hände der Rebellen gefallen war, erfuhr man dies in Peking erst nach drei Jahren.

Der dunganische Aufstand dauerte schon zehn Jahre; die Rebellen zerteilten sich in kleine Haufen und plünderten die Umgebung, dicht vor den Augen des chinesischen Heeres, als man sich in Peking endlich entschloß, zu einem Angriff auf Sining vorzugehen. Die Chinesen zählten 25 000 Mann und führten als Hauptscheuche vier europäische Kanonen. Diese wurden von je sechs Maultieren gezogen, waren mit rotem Seidenzeuge umwickelt, und es war bei Todesstrafe verboten, sich ihnen zu nahen. Diese Kanonen übten eine furchtbare Wirkung aus. „Als nämlich der Kampf begonnen und die Chinesen einige Granaten in die Stadt geworfen hatten, welche in den Straßen platzten, vergingen die Dunganen vor Schrecken. Um das Unglück zu vollenden, hoben sie eine Granate, welche nicht geplatzt war, auf, und es versammelte sich ein großer Haufen, um das Wunderding zu

beschauen und es zu entladen. Zu dieser Operation versammelte sich eine Menge Neugieriger, da man aber unvorsichtig zu Werke ging, platzte die Granate und ihre Splitter verletzten und töteten viele neugierige Gaffer."

Die Chinesen bemächtigten sich bald der ersten Mauern, da kam in ihr Lager die Nachricht von der Vermählung des Kaisers von China, und dieses Ereignis wurde eine ganze Woche lang durch Festlichkeiten, Theatervorstellungen und dergleichen gefeiert, wobei die Mannschaften wie die Offiziere betrunken waren. Trotzdem wagten die Dunganen nicht, einen Ausfall zu machen, ließen sich später besiegen und wurden zu Tausenden abgeschlachtet.

Damit war der Aufstand noch nicht gänzlich unterworfen, und selbst als im Laufe des Winters drei andere Städte erobert wurden, flohen die Dunganen nach Westen, wohin ihnen die chinesischen Truppen folgten. So standen die Dinge in Zentralasien, als Prschewalski seine erste berühmte Reise durch die Mongolei nach dem Tibet antrat. — Das Gebiet war teils verwüstet, teils wurde es von Räuberhorden durchzogen.

Am Dalai-nor.

Es war keine Expedition im großen Stil, wie wir solche in der Neuzeit so oft kennen gelernt haben, die N. v. Prschewalski, Oberstlieutenant im russischen Generalstabe, zu Anfang des Jahres 1870 in Peking ausrüstete. Dem kühnen Manne standen keine Millionen zur Verfügung. Für das erste Jahr der Reise erhielt er vom russischen Kriegsministerium, von der Geographischen Gesellschaft und vom Botanischen Garten zusammen die Summe von 2500 Rubel, in die bereits sein Gehalt inbegriffen war. Seinem Reisegefährten, dem Unterlieutenant Pylzow, waren 300 Rubel bewilligt worden. Da aber die Forschungsreise drei Jahre dauern sollte, so wurden für das zweite und dritte Jahr für Prschewalski je 3500 Rubel und für Pylzow je 600 Rubel ausgeworfen. Für eine Reise in unermeßliche Gebiete, welche

den Europäern zum großen Teil noch ganz unbekannt waren, waren diese Mittel äußerst geringfügig und um so mehr muß man den Mut und die Ausdauer des Mannes bewundern, der mit ihnen auskommen und Großes erreichen konnte. Er war gezwungen, sich in allem einzuschränken, er konnte als weitere Begleiter nur zwei Kosaken mitnehmen, von denen ein jeder jährlich von ihm 200 Rubel erhielt, und so mußten Prschewalski und Pylzow auf der Reise die gewöhnlichen Arbeiten verrichten, Kamele beladen und hüten, Argal sammeln u. s. w., und dabei noch wissenschaftliche Forschungen anstellen. Die kleine Expedition war auch, was ihre Ernährung anbetraf, zum großen Teil auf den Ertrag der Jagd angewiesen, und wenn diese nicht glückte und die Mongolen und Chinesen mit Absicht unverschämte Preise forderten, so war oft der Hunger der Begleiter der wackeren Pioniere der Wissenschaft.

Zwei Reitpferde und sieben Kamele bildeten die Karawane. Den Hauptteil des Gepäckes bildeten Gewehre und Munition. Sie waren der wichtigste Teil der Ausrüstung, denn sie sollten nicht allein zur Jagd, sondern auch zum persönlichen Schutz der Reisenden dienen, die ja durch Gebiete, welche von den Dunganen verwüstet worden waren, ziehen sollten und auf Zusammentreffen mit Räuberhorden gefaßt sein mußten. Diese Vorsicht hatte sich auch bewährt und das Räubergesindel ließ während des ersten Jahres der Reise die wohlbewaffneten Reisenden, die auch treffliche Schützen waren, in Ruhe.

Einen anderen Teil des Gepäckes bildeten die zu Forschungszwecken bestimmten Gegenstände. In Anbetracht der geringfügigen Mittel gab es darunter keine wertvolleren, ja nicht einmal die notwendigsten Beobachtungsinstrumente, in der Hauptsache bestand diese Ausrüstung in dem, was zum Präparieren der Tiere und Trocknen der Pflanzen notwendig ist. Das alles wurde in vier große Kisten gepackt, welche auch später die ausgestopften Tiere und die getrockneten Pflanzen aufnehmen sollten. Außerdem nahm noch Prschewalski für etwa 300 Rubel verschiedene Kurz-

waren mit, da er, um leichter durchzukommen, die Rolle eines Kaufmanns spielen wollte. Für den persönlichen Komfort wurde sehr wenig gesorgt: eine Kiste Cognac, ein Pud (etwa 18 Kilogramm) Zucker und zwei Säckchen Hirse und Reis, das waren die Nahrungsmittel, die man auf den Weg mitnahm. Selbst diese geringfügige Ausrüstung erschöpfte die Geldmittel derart, daß Prschewalski mit nur 230 Lan chinesischen Geldes, d. h. etwa 460 Rubel, Peking verließ.

Bevor er seine eigentliche Reise ins Innere antrat, wandte er sich zunächst nach der Stadt Dolon-nor im Norden, um den Charakter des gebirgigen Landes kennen zu lernen, welcher die mongolische Hochebene umsäumt.

Es war Ende Februar und in der Ebene von Peking herrschte ausgezeichnetes Frühlingswetter; das Thermometer stieg im Schatten auf + 19 ° C.; der Fluß Boy-che hatte sich vom Eise gereinigt und er sowohl wie die überschwemmten und absichtlich unter Wasser gesetzten Felder waren von Vögelscharen dicht bevölkert. Es sind durchziehende Gäste, deren Anwesenheit in diesen Gebieten ein sicheres Zeichen bildet, daß sich die mongolische Hochebene noch nicht erwärmt habe. Erst wenn dies eintritt und auch die Eisdecke Sibiriens zu schmelzen anfängt, lichten sich nach und nach die Vogelscharen. Der Weg nach jener Hochebene führt durch ein Gebirge, welches von mäßiger Höhe ist, aber hier und dort einen Alpencharakter annimmt. Das Innere dieses Bergzuges ist mit Gebüsch und Wäldern bedeckt. In den letzteren treten namentlich Eichen und Schwarzbirken auf, unter denen man seltener Weißbirken, Espen, Kiefern und sehr selten auch Fichten antrifft. Diese Wälder liegen in der Nähe von Sche-che, der Sommerresidenz des Bogdo-Khans. Früher wurden in ihnen die berühmten chinesischen Kaiserjagden abgehalten, bis im Jahre 1820 der Bogdo-Khan Kjakin während einer Jagd erschossen wurde, worauf man sie einstellte.

Je mehr man sich von der Ebene entfernt, desto rauher wird das Klima und man konnte vor Sonnenaufgang noch

— 14° C. ablesen. Das Gebirge steigt stufenweise empor; während die südlichste Stadt desselben Hu-bej-kau nur 221 Meter über dem Meere liegt, beträgt die absolute Höhe von Dolon-nor auf der Hochebene bereits 1263 Meter. Ueberschreitet man die letzte Kette des Mondgebirges, den Großen Chingan, so gelangt man in kuppelförmige Hügelketten, die bereits den Charakter der Steppe an sich tragen. Bäume und Sträucher verschwinden auf einmal und auf den Grasfeldern erscheinen die charakteristischen Tiere der mongolischen Ebene: der Pfeifhase, die Dserenantilope und die mongolische Lerche. Die Steppe wird hier strichweise von Sandwüsten unterbrochen. 40 Kilometer nördlich von der Stadt Dolon-nor beginnt eine solche wüste Gegend, welche bei den Mongolen Gudschin-gurbu, d. h. Dreiunddreißig, genannt wird. Dieser Landstrich, der sich bis zu dem See Dalai-nor erstreckt, ist von einer Anzahl zusammengewehter Sandhügel bedeckt, deren Höhe 10—30 Meter beträgt. Auf den meisten derselben grünen Gras und Gebüsch, selten nur steht dazwischen eine Eiche oder Birke. Dreiunddreißig ist ein willkommener Aufenthalt für allerlei Wild, wie Rebhühner, Hasen und Rehe. Der Mongole hat sich in ihr nicht niedergelassen, in einigen Thälern, wo der Boden sich zur Bearbeitung eignet, bemerkt man aber chinesische Dörfer. Obwohl viele Wege die Gegend nach allen Richtungen hin durchschneiden, so ist es doch nicht gut möglich in ihr ohne Führer zu reisen, da es ungemein schwierig ist, sich zu orientieren; hat man einen Hügel erstiegen, so fallen die Blicke auf Dutzende anderer, welche nach einem Maße gemacht zu sein scheinen.

Am 25. März erreichte Prschewalski die Ufer des Sees Dalai-nor und genoß gleich in der ersten Nacht einen großartigen Anblick eines Steppenbrandes. „Wenngleich wir“, schreibt Prschewalski, „in den Randgebirgen häufig Grasbrände beobachteten, die in jener Zeit von den Bewohnern der Gegend angelegt waren, um den Boden vom trocknen, vorjährigen Grase zu befreien, so überstieg doch das Bild, welches sich bei Dalai-nor vor unsern Blicken entwickelte,

durch seine Großartigkeit alles, was wir bisher in dieser Hinsicht gesehen hatten.

„Schon am Abend zuckte ein Flämmchen am fernen Horizonte, nach zwei oder drei Stunden war es zu einer ungeheuren Feuerlinie angewachsen, welche sich schnell über die weite Ebene der Steppe bewegte. Ein kleiner Hügel, welcher gerade in der Mitte dieser Linie lag, wurde ganz mit Feuer wie begossen, und erschien wie ein großes erleuchtetes Gebäude, das sich über eine allgemeine Illumination erhebt. Man denke sich nun noch den von Rauch verhüllten, aber von einem blutroten Widerscheine erleuchteten Himmel hinzu, welcher sein rötliches Halblicht in die Ferne warf. Rauchsäulen wirbeln in phantastischen Windungen und von den Flammen gleichfalls beleuchtet, empor, erheben sich hoch in die Lüfte und verschwinden in der Ferne in undeutlichen Umrissen . . . Ein weiter Raum vor dem brennenden Striche ist ziemlich hell erleuchtet und hinter ihm erscheint das Dunkel der Nacht nur noch dichter und undurchdringlicher . . . Auf dem See hört man das laute Geschrei der Vögel, welche durch das Feuer aufgescheucht sind, aber auf der brennenden Ebene herrscht Ruhe und Stille . . .“

Dalai-nor heißt der See, eine wörtliche Uebersetzung dieses Wortes bedeutet „das See-Meer“, aber der Umfang desselben beträgt nur gegen 60 Kilometer. Vier Flüßchen münden in diesen See, dessen Wasser salzig ist und viele Fische beherbergt. Die Eisdecke taut erst im Mai vollständig auf und dann lassen sich an den Ufern chinesische Vagabunden nieder um Fischfang zu treiben. Zu gleicher Zeit pilgern die Mongolen zu dem am südöstlichen Ufer gelegenen Kloster Darchan-ulla, um hier ihre Andacht zu verrichten. Zwischen ihnen und den Fischern entwickelt sich alsdann ein eigenartiges Geschäft; die mongolischen Pilger kaufen von den Chinesen lebendige Fische und lassen sie wieder in den See, weil sie glauben, daß sie hierdurch Erlaß ihrer Sünden erhalten.

Rings um den See kann man die verschiedenen For-

mationen der mongolischen Hochebene beobachten. Im Norden und Osten tritt an seine Ufer eine salzhaltige Ebene, im Westen liegt die wellenförmige Steppe und im Süden erblickt man die Sandhügel von Gutschin-gurbu nebst einigen Bergen. Der Frühling an den Ufern des Dalai-nor war gar nicht anmutig; immerfort wehten hier starke kühle Winde, und so bildete der See nur eine Durchgangsstation vieler Vögel, Enten, Gänse, Möwen, Kibitze und anderer, die hier ausruhten und beim Eintritt eines schönen Wetters sofort weiter nach Norden aufbrachen.

Die Hügel von Gutschin-gurbu wurden indessen von einem neuen Bewohner bezogen: der charakteristische Singvogel Mittelasiens ließ sich in ihnen nieder und ließ seine Strophen erschallen. Es war der Wüsten-Steinschmätzer (Saxicola isabellina), der wie die amerikanische Spottdrossel nicht nur seine eigenen Lieder singt, sondern auch die Weisen anderer Vögel nachahmt. „Wir hatten manchmal Gelegenheit zu hören, wie dieser Vogel wie ein Habicht pfiff oder wie eine Elster krächzte, die Stimme eines Brachvogels nachahmte, den Gesang der Lerche anstimmte oder gar versuchte, das Wiehern eines Pferdes nachzuahmen.“

Vom Dalai-nor wandte sich Prschewalski nach dem 230 Kilometer entfernten wichtigen Handelsplatz Kalgan. Der Weg führte hier durch eine weite, wellenförmige Steppe, teils mit sandigem, teils mit salzigem Boden, die überall mit ausgezeichnetem dichtem Grase bedeckt ist. Auf dem verhältnismäßig guten Wege zogen mit Ochsen bespannte Fuhrwerke, man sah zahlreiche Hirten und viele Herden von Schafen, Kühen und Pferden. Auch chinesische Dörfer erhoben sich hier und dort und dicht am Wege lagen Gasthäuser für die Reisenden. Aber Prschewalski und seine Genossen zogen das Lager im Zelte den übelriechenden schmutzigen Stuben der chinesischen Gasthäuser vor. Bäume und Sträucher waren nirgends zu sehen, wohl aber Bäche und kleine Seen ziemlich häufig. Aber dieses Steppenwasser hatte eine eigenartige Beschaffenheit. „Wenn man sich einen Begriff von seinen Eigenschaften machen will,“ erzählt der

Reisende, „so nehme man ein Glas reines Wasser, lege in dasselbe einen Theelöffel Straßenkot, eine Prise Salz des Geschmackes wegen, etwas Kalk, um der Farbe willen und, um ihm auch den entsprechenden Geruch mitzuteilen, Gänsekot — und man erhält genau die Flüssigkeit, welche den größten Teil der mongolischen Seen anfüllt. Die Mongolen ekeln sich jedoch durchaus nicht vor diesem Nektar und benutzen ihn das ganze Jahr hindurch zum Kochen ihres Thees; wir selbst haben während der Zeit unserer Reise mehr als hundertmal solches Wasser getrunken, weil wir eben kein besseres hatten."

Im Kalender war es Frühling, als Prschewalski durch diese Steppe zog — Ende April und Anfang Mai; aber kein holder Frühling, denn die Hauptmerkmale desselben sind: „Kälte, Wind und trockene Luft". Die Nachtfröste dauern nicht nur im April fort, sondern treten auch im Mai mit solcher Stärke auf, daß die Oberfläche größerer Seen derart zufriert, daß die Eisdecke einen Menschen tragen kann. Fast fortwährend wehen über die Ebene starke, kalte Nordwestwinde, die häufig sich in heftige Stürme verwandeln. „In diesem Falle zeigte sich ganz der Charakter der mongolischen Steppe! Sand- und Staubwolken, und auf Salzboden, Wolken feinen Salzes, welche vom Uragan in die Luft erhoben wurden, verdunkelten die Sonne, welche dann matt, wie durch Rauch leuchtete; dann wurde es ganz dunkel, so daß es manchmal um die Mittagszeit nicht heller als während der Dämmerung war.

„Auf die Entfernung von einem Kilometer waren Berge nicht zu sehen, und der Wind trieb mit solcher Heftigkeit groben Sand herbei, daß selbst die, an die Schwierigkeiten der Wüste gewöhnten Kamele häufig still standen und sich so wendeten, daß der Uragan den Hinterteil ihres Körpers traf; so blieben sie stehen, bis der Windstoß aufhörte. Die Luft war dermaßen mit Sand und Staub geschwängert, daß man sehr häufig die Augen nicht öffnen konnte, wenn man gegen den Wind stand, und man bekam Kopfschmerzen und Ohrensausen, wie von einem Schlage. Alle Gegen-

stände im Zelte wurden von einer dicken Staubschicht bedeckt und wenn der Sturm während der Nacht herrschte, so konnte man am Morgen vor Schmutz kaum die Augen öffnen. Oft folgte nach einem fürchterlichen Windstoß Hagel oder Regen und dieser strömte hernieder, als ob er aus Eimern gegossen würde, die Tropfen wurden jedoch vom Winde in feinen Staub zersprengt. Ein solcher Regenguß dauerte jedoch gewöhnlich nur einige Minuten, dann wurde es plötzlich still, aber nach einer Viertelstunde, oft schon nach Verlauf eines kürzeren Zeitraums, begann der Sturm mit der früheren Heftigkeit und endete wiederum mit einem wenige Minuten dauernden Regen. Die Heftigkeit des Sturmes war oft so groß, daß er unser Zelt, welches mit zwölf eisernen, gegen 35 Centimeter langen Pflöcken am Boden befestigt war, jeden Augenblick wegzureißen drohte und wir gezwungen waren, es mit allen vorhandenen Stricken am Gepäcke festzubinden."

Diese weiten Steppen dienen den Tabunen (Herden) des Bogdo-Khans als Weide. Jeder dieser Tabunen besteht aus 500 Pferden, über die ein besonderer Beamter die Aufsicht führt. Von hier aus wird die chinesische Kavallerie im Fall eines Krieges mit Pferden versorgt.

Wie der Mongole selbst, so ist auch sein Pferd für die Wüste geschaffen. Es zählt nicht zu den schönen Rassen, denn es ist klein von Wuchs, hat dicke Füße und einen dicken Hals, sein Kopf ist groß und seine Haut mit ziemlich langem Haar bedeckt. Es zeichnet sich aber durch eine ungewöhnliche Ausdauer aus. Selbst im Winter bleiben sie auf das dürftige Gras der Steppe angewiesen; sie nagen an Sträuchern und begnügen sich mit Schnee an Stelle des Wassers. Unsere Pferde würden unter solchen Verhältnissen bald zu Grunde gehen — die mongolischen aber gedeihen fast ohne jede Aufsicht vortrefflich in der Steppe. Die Tabunen teilen sich in kleine Abteilungen von 10—30 Stuten, die unter der Obhut eines Hengstes stehen. Die Mongolen, die leidenschaftliche Pferdeliebhaber sind, halten auch im Sommer in der Nähe von Klöstern, namentlich aber bei

Arga Wettrennen ab, bei denen verhältnismäßig hohe Preise an Vieh, Kleidung und Geld ausgesetzt werden.

Wichtiger noch als das Pferd ist für den Nomaden das Kamel. In der Mongolei kennt man nur das zweihöckerige, baktrische Kamel oder Trampeltier; das Dromedar mit einem Höcker kommt über die türkmenische Steppe nicht hinaus. Das Kamel ist, wie dies schon im Sprachgebrauch angedeutet wird, kein kluges Tier. Dumm und äußerst furchtsam, das sind seine intellektuellen Kennzeichen. Prschewalski gibt eine treffende Charakteristik des Trampeltieres: Manchmal reicht es hin, daß ein Hase vor seinen Füßen aufspringt und es springt sogleich auf die Seite und die ganze Karawane folgt, ohne zu wissen warum, dem Beispiele des ersten; alle fliehen, als ob der Himmel weiß welche Gefahr drohen möchte. Ein großer schwarzer Stein, ein Haufen Knochen verursachen diesen Tieren ebenfalls häufig die größte Angst. Ein heruntergefallener Sattel oder Koffer erschreckt das Kamel dermaßen, daß es wie besinnungslos fortstürzt ohne zu sehen wohin und ihm folgen die anderen Gefährten. Wenn aber das Kamel von einem Wolfe angefallen wird, so denkt es nicht an Gegenwehr, obgleich es doch seinen Feind mit einem Schlage mit seiner Pfote totschlagen könnte; es speit ihn nur an und schreit aus voller Kehle. Selbst die Krähen schädigen dieses dumme Tier. Sie setzen sich auf seinen Rücken und reißen mit dem Schnabel Satteldrücke auf, ja oft zerfleischen sie sogar die Höcker. Das Kamel brüllt und speit auch in diesem Falle nur. Das Speien ist immer ein Auswerfen zerkauter Speise und es ist dies ein Zeichen der großen Gereiztheit des Tieres. Außerdem stampft das erzürnte Kamel mit der Pfote den Boden und biegt hakenförmig seinen unförmlichen Schwanz. Wut liegt übrigens nicht im Charakter dieses Tieres, wahrscheinlich weil es sich gegen alles auf der Welt gleichgültig verhält. Eine Ausnahme von der Regel bilden nur die Männchen während der Brunftzeit, welche in den Februar fällt. Dann werden sie sehr böse und fallen nicht allein andere Kamele, sondern sogar Menschen an.

Das neugeborene Kamelchen ist ein sehr unbehilfliches Wesen und muß sogar an die Mutterbrust gelegt werden. Wenn es zu gehen beginnt, so folgt es seiner Mutter, die es inbrünstig liebt; aber die Freiheit dauert nicht lange. Schon nach ein paar Monaten wird es von der Mutter getrennt, die nun von den Mongolen gemolken wird. Im zweiten Jahre wird es für den künftigen Dienst abgerichtet; die Nase wird ihm durchstochen und durch diese ein Pflöckchen, später aber die Leine (Burunduk), die als Zaum dient, gesteckt. Es wird jetzt auch dressiert, es lernt sich auf Kommando niederzulegen und es folgt auch den Karawanen, um sich an Wüstenmärsche zu gewöhnen. Im dritten Jahre wird es bereits als Reittier benutzt, im vierten erhält es die erste noch kleine Last und im fünften ist es zum schweren Dienst fertig, welchen es bis in sein 25. Lebensjahr fortsetzen kann. Durchschnittlich beträgt eine Kamellast 4 Zentner, nur Kamelbullen werden mit etwa 270 Kilogramm beladen.

Ein beladenes Kamel legt am Tage gegen 40 Kilometer zurück, und es zieht nicht nur durch die ebene Steppe dahin, sondern ist auch im stande hohe Gebirgszüge zu passieren, wobei es allerdings leidet. Diese Märsche kann es einen ganzen Monat hindurch vertragen, bedarf dann einer etwa zehntägigen Ruhe und ist wieder zu neuen Anstrengungen bereit. Auf diese Weise arbeitet es im Herbst und Winter sechs bis sieben Monate und wird dann zur Erholung auf die Steppe gebracht.

Ein Reitkamel legt natürlich beträchtlichere Strecken zurück; seine übliche Gangart ist Schritt und Trab; der letztere ist so rasch, daß ein trabendes Kamel nur von einem guten Rennpferd eingeholt werden kam. Im Durchschnitt legt das Tier auf Eilmärschen 100 Kilometer täglich zurück.

Es ist wie der Mongole ein Steppenkind. Das Gras der trockenen Steppen und die salzhaltigen Wüstenweiden sagen ihm am besten zu. Auf fetten Weiden wird es mager und verdirbt. Feuchtigkeit meidet es und eine Durchnässung, ein Nachtlager auf sumpfigem Boden bringt ihm Erkältung, Husten u. dgl.

Viele Kamele fressen alles, was sie erreichen können: alte gebleichte Knochen, die eigenen mit Stroh ausgestopften Sättel, Riemen, Felle u. s. w. „Unseren Kosaken", sagt Prschewalski, „haben die Kamele Handschuhe und lederne Sättel aufgefressen und die Mongolen haben uns einst versichert, daß, wenn die Kamele der Karawanen lang gehungert haben, sie in aller Stille die alte Jurte ihrer Eigentümer verzehren. Manche Kamele fressen sogar Fleisch und Fische; wir hatten selbst einige Exemplare dieser Art, welche uns zum Trocknen aufgehängtes Fleisch gestohlen haben. Einer dieser Vielfraße hat sogar zum Ausstopfen bestimmte Vogelhäute entwendet, getrocknete Fische gestohlen und ungeniert den Teil der Suppe verzehrt, welchen die Hunde übrig gelassen haben. Ein solcher Gastronom ist jedoch immer eine seltene Ausnahme in dieser Familie."

Das Kamel frißt sich rasch in zwei bis drei Stunden auf der Weide satt; ohne Nahrung kann das mongolische Kamel acht bis zehn Tage aushalten. Im Winter ersetzt ihm der Schnee das Wasser. Im Herbst und Frühling bleibt es leistungsfähig, selbst wenn es sieben Tage lang nicht getränkt wird, im Sommer aber während der Hitze kann es höchstens drei bis vier Tage ohne Tränkung aushalten.

Das Kamel eignet sich überhaupt wenig zu Sommerreisen; der Mongole weiß es und gönnt ihm darum während dieser Zeit die unerläßliche Erholung auf der freien Steppe.

Den meisten Nutzen bringen die Kamele als Last- und Reittiere. Außerdem geben sie ihrem Besitzer noch Milch und Haare. Die Milch ist dick wie Rahm, süß und für uns von unangenehmem Geschmack.

Vom März bis Ende Juni dauert das Haaren des Kamels; die Tiere werden in dieser Zeit ganz kahl, sind äußerst empfindlich, schwach und selbst eine geringe Last verursacht auf ihrer Haut Druckwunden. Schon darum ist es nicht gut möglich, während des Sommers mit Kamelen zu reisen. Beginnt nun im März das Haaren, so werden die Kamele geschoren und die Haare gesammelt. Die Mongolen

machen aus ihnen Stricke, verkaufen aber den größten Teil an die Chinesen.

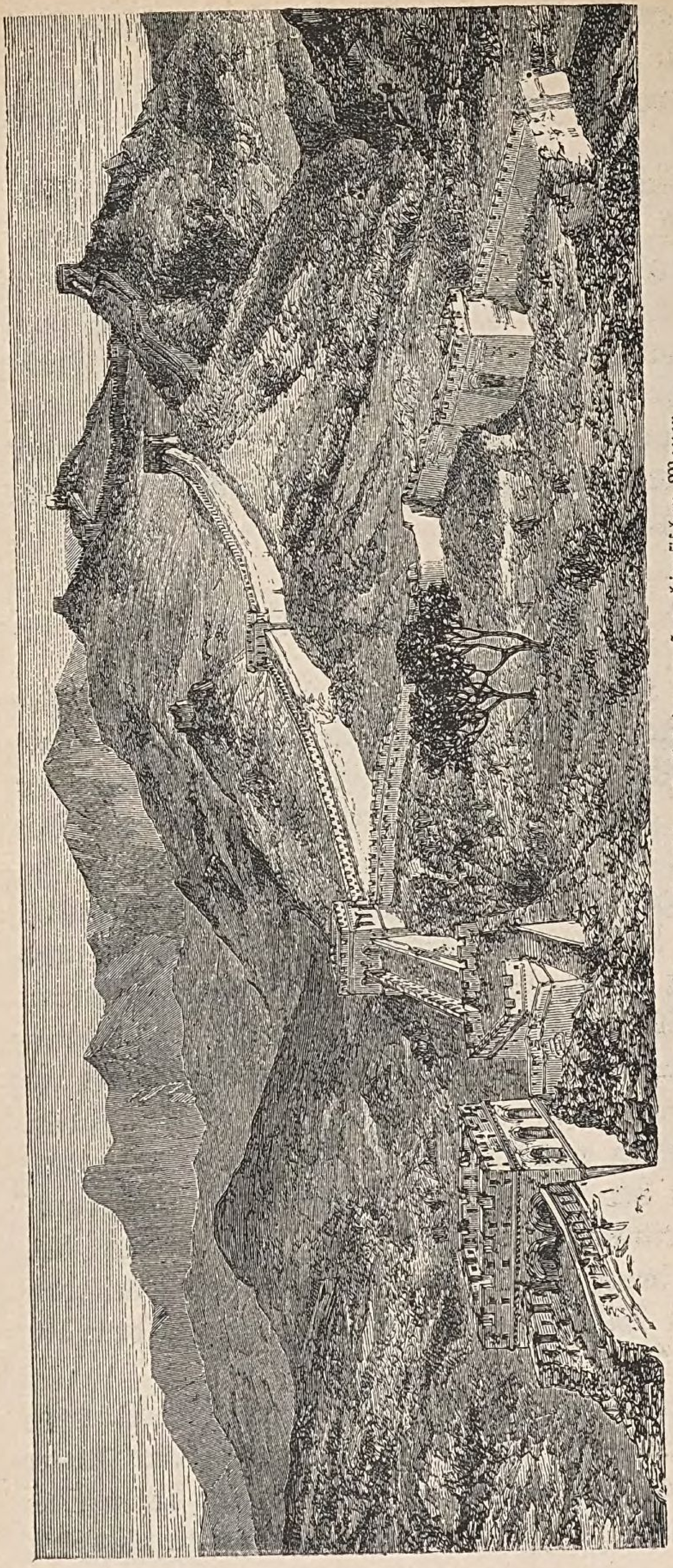
Seltener werden die Kamele auch vor einen Wagen gespannt.

Von Dalai-nor wandte sich Prschewalski nach Kalgan. Wiederum stand er vor dem mongolischen Randgebirge. Zu seinen Füßen breitete sich ein großartiges Bergpanorama aus, hinter welchem die saphirgrünen Ebenen Chinas auftauchten. Dort herrschte schon am 24. April der Frühling, die Bäume waren mit Blättern bedeckt und in den Schluchten sammelten die Forscher an 30 Arten blühender Pflanzen. Hinter ihnen aber lag die Hochebene noch im starren Winterschlaf.

Nach der mongolischen Hochebene.

Die Stadt Kalgan, welche eins der Thore der berühmten chinesischen Mauer bildet, war der Ausgangspunkt der eigentlichen Expedition. Der Abstecher nach Dalai-nor hatte mehr dazu gedient, sich mit dem Charakter der Bewohner und der Art des künftigen Reisens vertraut zu machen. In Kalgan trafen auch die beiden für Prschewalski abkommandierten Kosaken ein; der eine war ein Burjat und sollte zugleich als Dolmetscher unter den Mongolen dienen, der andere, ein Russe, sollte die Wirtschaft führen. Chinesisch verstand keiner von den Reisenden und die Mittel erlaubten nicht, auch dafür einen Dolmetscher zu engagieren. Am 3. Mai, nachdem noch ein Kamel zugekauft worden war, begann wiederum der Zug nach der mongolischen Hochebene. An der Spitze ritten Prschewalski und Pylzow auf den beiden Pferden; dann folgten die beiden Kosaken mit den Kamelen und den Schluß der kleinen Karawane bildete der Jagdhund „Faust“.

In einem der Dörfer der hügeligen Steppe, in Si-insa, fanden die Reisenden vier katholische Missionare, von denen sie gastfreundlich aufgenommen wurden und auf deren Empfehlung hin sie einen mongolischen Mann in Dienst nahmen,



Ansicht des bei Kalgan befindlichen Teiles der großen chinesischen Mauer.

der als Kamelwächter und Aushilfe für die Kosaken beschäftigt werden sollte; da er ganz gut chinesisch sprach, so hoffte man, daß er auch als Dolmetscher sich nützlich erweisen würde. Die Missionare hatten kein besonderes Glück unter den Nomaden und auch ihr getaufter Schützling führte sich sehr schlecht auf. Schon nach dem ersten Tagemarsch verschwand er unter Mitnahme eines Messers und eines Revolvers. Der Flüchtling wurde zwar



Mongolen im Gebet bei einem Obo.

von den Missionaren ermittelt und der Revolver ihm abgenommen, die Russen setzten aber ihre Reise allein fort, indem sie von nun an selbst Nachtwachen hielten und mit Büchsen und Revolvern unter dem Kopfkissen schliefen.

Der Marsch ging zunächst durch die Gebirgsketten Schara-chada und Suma-chada. Der Mai war kalt und stürmisch, das Gras begann kaum zu sprießen, die ganze Natur trug den Stempel der Apathie. Dazwischen wechselten wellige Steppen ab, in denen Mongolen und Chinesen sich angesiedelt hatten. Prschewalski beschloß anfangs als Kaufmann zu reisen, und so war er in der Lage, einige Bilder vom mittelasiatischen Handel zu entwerfen. Rascher Handel nach europäischer Art ist hier nicht am Platze. Verfährt man so, dann glaubt der Mongole, daß man ihn betrügen will und lehnt überhaupt den Verkauf ab. Der Reisende muß hier ebenso wie bei den Palawers in Afrika Geduld haben und sich den landesüblichen Gewohnheiten anbequemen. So beschreibt Prschewalski folgendermaßen die Verhandlungen beim Hammeleinkauf, was doch ein sehr einfaches Geschäft sein sollte:

„Um den Handel nach allgemeiner Sitte zu schließen, ist es durchaus notwendig, daß man sich anfangs neben den Verkäufer setzt, mit ihm Thee trinkt, ihn um die Gesundheit seiner Herden befragt und eine lange Erzählung darüber mit anhört, wie in diesem Jahre alles schlecht geht und wie teuer besonders die Schafe sind. Hierauf folgt das Beschauen, oder richtiger das Betasten des zu verkaufenden Tieres, das, nach mongolischer Anschauung, je fetter auch desto besser, folglich auch desto teurer ist. Wenn man in die Jurte zurückgekehrt ist, setzen sich Käufer und Verkäufer wiederum nebeneinander, trinken abermals Thee und beginnen zu handeln, während der Zwischenakte werden Versicherungen gegenseitiger Freundschaft ausgetauscht, und der Verkäufer rühmt bei dieser Gelegenheit das behandelte Tier, während es der Käufer tadelt.

„Die Einigung über den Preis erfolgt nicht durch Worte, sondern durch vorher verabredetes Drücken der Finger, zu

welchem Behufe einer der Handelnden seinen Aermel herabläßt, in welchen nun der andere seine Hand hineinsteckt, so daß die ganze Operation im geheimen abgemacht wird. Eine ähnliche Prozedur wird auch in vielen Geschäften in China beobachtet. Endlich, nach vielem Händedrücken und unendlichen gegenseitigen Komplimenten, ist der Hammel gekauft; nun beginnt das Beschauen des Silbers und der Wage. Der Verkäufer erklärt gewöhnlich die vom Käufer mitgebrachte nicht für vollwichtig und bietet seine an, welche natürlich durchaus nicht fehlerfrei ist. Es entsteht nun ein Streit, der endlich irgendwie beigelegt wird. Das Silber wird gewogen. Nun versucht es der Verkäufer noch irgend etwas zu erhandeln, und bittet, ihm wenigstens die Eingeweide des Tieres zu schenken, wird aber gewöhnlich mit seiner Forderung kurz abgewiesen."

Da aber Prschewalski selbst als Kaufmann reiste, so mußte er sich auch gefallen lassen, daß er von den Mongolen aufgesucht wurde, die nun allerlei Sachen, wie Magneteisen, Bärengalle, Kinderspielzeug oder messingene Burchane (Heiligenbilder) von ihm haben wollten. Das eigentliche Geschäft besorgte der Burjat der Expedition, aber das Geschäft ging sehr flau, obgleich nur 25 bis 30 Prozent zu den Preisen der Waren in Peking aufgeschlagen wurden. Diese Maske des Kaufmanns erwies sich bald sehr lästig, denn die in Handelssachen sehr gewitzigten Mongolen merkten bald, daß dieser Kleinhandel nicht viel einbringen und nicht einmal die Futterkosten der Tiere decken könne, so daß sie mit Recht mutmaßten, die Expedition verfolge ein anderes Ziel. Außerdem kamen die Mongolen fortwährend in das Lager unter dem Vorwand, Waren kaufen zu wollen, und konnten nicht abgewiesen werden. So entschloß sich Prschewalski bald, den Laden zu schließen, und reiste nun als Beamter, der keinen anderen Zweck verfolge, als fremde Länder zu schauen. Er war ja auch zu diesem Zwecke durch den chinesischen Paß hinlänglich legitimiert. Trotz alledem durfte er sich nicht anmerken lassen, daß er seine Reiseroute aufnehme und eine Karte des durchreisten Gebietes zeichne.

Zu diesem Zwecke mußte er die wichtigsten Punkte am Wege mittels der Bussole bestimmen. Dies war nun mit Schwierigkeiten verbunden, wenn man mit Mongolen reiste oder einen Führer hatte, der immer eine Art Spion war. Dann mußte man zu tausend Listen greifen und den Leuten Sand in die Augen streuen. Die Führer täuschte Prschewalski derart, daß er dem neu angestellten gleich am Anfang sein Fernrohr zeigte und ihm sagte, daß er durch dieses beständig nach jagdbaren Vögeln und Tieren ausschaue. In seiner Einfalt konnte der Mongole das Fernrohr von der Bussole nicht unterscheiden und schrieb die guten Jagderfolge der Expedition der kunstvollen Maschine zu. Dies gelang aber nicht immer und dann mußte die Richtung nach dem Augenmaße abgeschätzt werden.

Wo die Wahl möglich war, hielten die Russen lieber in der Nähe eines mongolischen Auls als in chinesischen Dörfern. Ueberhaupt wurde der Verkehr mit der Bevölkerung nur auf das allernotwendigste beschränkt. Am unangenehmsten war es, wenn man in dichter bevölkerten Gegenden zahlreiche chinesische Dörfer passieren mußte, da die Feindseligkeit und das Mißtrauen der Einwohner gegen die Fremden ganz ausgesprochen waren. Dann gestaltete sich ein Durchmarsch durch solche Ortschaft folgendermaßen:

„Gewöhnlich erhob sich ein großer Lärm, wenn wir durch ein Dorf reisten; alt und jung kam auf die Straße gelaufen, kletterte auf Zäune und schaute uns mit stumpfer Neugierde an. Eine Menge Hunde machte mit ihrem Gebelle einen Heidenlärm und stürzte sich auf unseren Faust, um sich mit ihm herumzubeißen; die erschrockenen Pferde stürzten davon, die Kühe blökten, die Schweine ließen ihr Gegrunze vernehmen, die Hühner entflohen, wohin sie eben konnten, — mit einem Worte, es entstand furchtbarer Lärm und Unordnung. Wenn die Kamele vorbeigelassen waren, blieb einer von uns zurück, um sich nach dem Wege zu erkundigen. Dann kamen die Chinesen an den Zurückgebliebenen heran, aber statt auf seine Fragen direkt zu antworten, begannen sie ihn zu betrachten, den Sattel oder

die Stiefel zu betasten, die Waffen zu bewundern und zu fragen, woher wir kommen, wohin wir reisen, welches der Zweck dieser Reise ist u. s. w. Die Antwort aber auf die an sie gerichtete Frage verlegten sie auf später und nur in einzelnen glücklichen Fällen zeigte uns ein Chinese mit der Hand die Richtung des Weges. Bei der Menge der sich zwischen den Dörfern kreuzenden Wege konnte ein solches Zeigen des Weges durchaus nicht hinreichen, um sich danach zu richten; deshalb gingen wir denn auch aufs Geratewohl ins nächste Dorf, in welchem sich die eben geschilderte Scene wiederholte.

„Einst gefiel es Chinesen, einen Kettenhund auf unseren Faust zu hetzen; zum Glück befand sich dieser gerade in meiner Nähe und kaum hatte sich der chinesische Hund auf sein Opfer gestürzt, so ergriff ich einen meiner Revolver, die immer am Sattel hingen, und erschoß ihn auf der Stelle. Als die Chinesen dieses sahen, entflohen sie eiligst in ihre Häuser und wir setzten ruhig unseren Weg weiter fort. Man muß in jenen Gegenden immer mit der größten Entschlossenheit verfahren. Wenn man heute erlaubt, einen Hund auf seinen Hund zu hetzen, so wird man morgen den Reisenden selbst mit Hunden hetzen und dann wird die Lage schon weit schwieriger sein. Wenn aber einmal die Bevölkerung der Gegend sieht, daß sich der Reisende keine Kürze thun läßt, dann kommt sie ihm ehrfurchtsvoller entgegen, wenngleich der Haß gegen den Fremdling durchaus der frühere bleibt; dieses ist aber schon das unvermeidliche Los des Europäers, der in den fernen Gegenden Asiens reist."

Aber nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Natur stellte den Reisenden Hindernisse entgegen. Eines Tages lagerte die Karawane in dem trockenen Bette eines Wildbaches in den Bergen von Syrun-bulok. Gegen zehn Uhr morgens erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm mit einem starken Regengusse und in wenigen Minuten war das Lager von Wasser überflutet. Das reißende Wasser war glücklicherweise nur 30 Centimeter tief, aber es begann doch kleinere Gegenstände fortzuführen und die Reisenden retteten

ihr Hab und Gut auf eine höher gelegene Stelle des Zeltes und schützten die Waren, so gut sie eben konnten, durch einen Damm von Filzdecken. Die Katastrophe dauerte jedoch nur wenige Minuten, denn ebenso schnell wie es gekommen war, verzog sich das Unwetter und ebenso schnell verrann das Wasser des Baches.

Von diesen Bergen erblickten die Reisenden zum erstenmal den Chuan-che (Hoang-ho), den Gelben Fluß, an dessen Ufern sie jetzt weiter in das Gebirge Muni-ulla zogen. Obgleich die Spitzen desselben nirgends die Schneelinie überschreiten, so erinnert dasselbe doch durch seine allerdings stark gelichteten Waldungen und namentlich durch die herrlichen höher gelegenen Matten an die Alpen. Ein zwar nicht hohes, aber dichtes Gras bedeckt hier alle Abhänge und Schluchten und es sind nur nackte Felsen und einzelne Steine unbedeckt und sie stechen mit ihrer gelbgrauen Farbe grell vom bezaubernden Grün der Wiesen ab, die mit bunten Blumen wie besäet sind. Besonders schön erscheinen sie im frischen Tau des Morgens, wenn die Stille der Gegend nur durch den Gesang des Steinschmätzers oder einer Ammer unterbrochen wird, und man gleichzeitig den herrlichen Anblick des Chuan-che genießt und in die jenseits von diesem liegenden weiten Ebenen von Ordos schaut.

Um die Wälder zu schützen, haben die Chinesen hier Wachen aufgestellt, aber trotzdem sind diese unbarmherzig verwüstet; alle größeren Bäume sind gefällt und nur die zurückgebliebenen Wurzelstöcke zeugen dafür, daß auch hier einst ziemlich dicke Bäume standen.

Die Tierwelt ist trotz der Alpenmatten nicht besonders reich vertreten; doch finden sich hier Hirsche, Rehe und Gemsen; früher muß das anders gewesen sein, denn der mongolische Name dieses Gebirges deutet eben auf Wildreichtum. Die Pflanzenwelt ist für diese Striche eigenartig und erinnert an den Charakter der sibirischen Wälder, obwohl sie sich mit der von Amur und Ussuri nicht vergleichen läßt.

Der in die Augen fallende Unterschied zwischen dem

Muni-ulla und den anderen Gebirgen der Mongolei hat den Mongolen Stoff zu einer Legende über die Entstehung dieses Gebirges geboten. Diese Legende sagt, daß vor langer Zeit, vor tausend oder mehr Jahren, in Peking ein Ku-tuchta gelebt hat, welcher, trotz seiner göttlichen Abstammung, einen sehr unanständigen Lebenswandel führte, so daß er endlich auf Befehl des Bogdo-Khans verhaftet wurde. Der durch einen solchen Gewaltakt erzürnte heilige Bummler schuf nun einen ungeheuren Vogel und befahl ihm, die Residenz seines Monarchen umzukehren. Hierdurch erschreckt, befreite der Bogdo-Khan den Ku-tuchta aus der Haft und dieser änderte nun auch seinen Befehl ab. Der Vogel hatte bis dahin erst einen Teil von Peking aufheben können und dieser ist bis jetzt in einer schiefen Lage.

Nun beschloß aber auch der Wunderthäter die ungastliche Stadt zu verlassen und nach Tibet überzusiedeln. Er gelangte auch glücklich an das Ufer des Chuan-che, aber hier weigerten sich die Chinesen ihn über den Fluß zu fahren. Wiederum erzürnt beschloß der Heilige sich allen Ernstes zu rächen. Er wendete sich in die nördliche Mongolei und wählte im Altaigebirge eine ungeheure Gebirgskette aus, band sie an die Steigbügel seines Sattels und schleppte sie an die Ufer des Chuan-che, um sie über diesen Fluß zu werfen, ihn in seinem Laufe zu hemmen und so die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen. Da erschien Buddha selbst zum Schutze der unglücklichen Bewohner dieser Gegend und bat den Ku-tuchta, seinen Zorn zu mäßigen und die Unschuldigen zu verschonen. Der Heilige erhörte die Fürsprache Gottes und stellte den Berg als Andenken seiner Macht am Ufer des Flusses auf. Nun warf er seinen Gürtel in den Chuan-che, ging über ihn, wie über eine Brücke ans andere Ufer und setzte seine Reise nach Tibet weiter fort.

Als der Ku-tuchta den Berg aufstellte, drehte er ihn so um, daß seine Nordseite nach Süden und seine Südseite nach Norden gerichtet wurde. Deshalb, sagen nun die hier wohnenden Mongolen, sind mehr Waldungen auf der Süd-

seite dieses Gebirges, während sich doch sonst überall die Waldungen auf der Nordseite der Gebirgszüge befinden. Dieses ist auch der Grund, weshalb das Muni-ulla-Gebirge den anderen Gebirgen unserer Gegend nicht ähnlich ist; es ist kein hiesiges Gebirge, sondern ein Ansiedler aus dem Norden.



Ein Ku-tuchta.

Eine andere Legende sagt, daß im Muni-ulla-Gebirge einst, während eines Krieges mit China, Dschengis-Khan gelebt hat. Er hielt sich auf dem Berge Scharaoroi, welcher gegen die Mitte der Kette liegt, auf und dort befindet sich noch bis heute eine eiserne Schüssel, in welcher der große Krieger seine Speisen kochte; diese Schüssel kann jedoch kein Mensch sehen. Es werden aber hier von den Lamas des nahen Klosters Myrgyn alljährlich während des Sommers

Andachten abgehalten. Den Namen Muni-ulla hat Dschengis-Khan selbst dem Gebirge wegen seines Reichtums an Wild gegeben.

Die Mongolen versichern, daß auf demselben Schara-oroi ein versteinerter Elefant steht und daß auch in ihm ein großer Haufen Jambensilber vergraben ist, daß jedoch böse Geister diesen Schatz bewachen, weshalb man ihn nicht wegnehmen kann. Die Erzähler erklärten, daß das hinterlassene Silber in einer ungeheuren Höhle auf dem Gipfel des Berges liegt, welche von außen mit einer eisernen Thür bedeckt ist. Durch eine kleine Oeffnung in dieser Thür kann man den Schatz sehen. Einige Verwegene wollten sich mit Hilfe einer List in den Besitz dieses Schatzes setzen. Sie ließen an einem kalten Wintertage rohes Fleisch in die Höhle hinab, auf daß das Silber ans Fleisch anfriere, kaum hatten sie jedoch zu ziehen begonnen und das angefrorene Silber der Oeffnung genähert, so fiel es auch ab und es war unmöglich, es aus der verzauberten Höhle herauszuziehen.

Verläßt man das Gebirge, um sich dem Gelben Flusse zu nähern, so verändert sich die Scenerie der Landschaft wie mit einem Schlage. Die Berge fallen schroff zu Thal ab; die Natur, die uns bis jetzt erfreute, die Wälder, die rauschenden Gebirgsbäche und die anmutigen Alpenmatten sind urplötzlich verschwunden und vor dem Reisenden dehnt sich eine ebene, sandige Steppe aus. Aber dort, wo Flüßchen von den Bergen herabgekommen und die Ueberschwemmungen des Chuan-che das Thal erreichen, finden wir ein anderes Bild: dort haben sich Chinesen angesiedelt und ihre Felder wohl bestellt. Sie gedeihen hier vortrefflich, da das Land vor den kalten Winden durch das Gebirge im Norden geschützt ist. Hier liegen viele Dörfer und auch eine volkreiche Stadt: Bautu, in der es sogar eine Eisengießerei gibt, wo die eisernen Kochgefäße für die Chinesen und Mongolen fabriziert werden.

Wir haben den Empfang in chinesischen Dörfern kennen gelernt. Ein Pendant dazu möge der Aufenthalt in einer chinesischen Stadt bilden.

Kaum hatten die Russen das Stadtthor betreten, so wurden sie von dem Wachtposten angehalten, und nachdem sie ihm den Paß überreicht, nach dem Jamyn, d. h. dem Rathause, geführt. Vor dem Thore dieses Gebäudes hielten Prschewalski und seine Gefährten etwa 20 Minuten, während welcher Zeit sich eine ungeheure Menschenmasse ver-



Opiumraucher.

sammelte, um die „überseeischen Teufel“ zu begaffen. Endlich erschienen einige Polizeibeamte und erklärten, daß der Mandarin, der Kommandant der Garnison, die Fremden zu sehen wünsche. Es ging nun in eine benachbarte Straße nach der Wohnung des Mandarins. In dem Thore wurden den Russen die Waffen abgenommen und dann betraten sie den Hof, wo sie der Mandarin in roter Kleidung vor seiner Fanse erwartete. In der Wohnung des Mandarins wurde der übliche Thee serviert und er fragte mit Hilfe des Dol-

metschers die Russen über das Ziel ihrer Reise aus. Als sie Ordos und Ala-schan nannten, verweigerte er die Erlaubnis wegen Räuberbanden, die sich dort umhertreiben sollten; erst eine Bemerkung, daß Prschewalski ein europäisches Geschenk, eine Uhr, für den Beamten mitgebracht habe, stimmte diesen milder.

Nach dieser Audienz begab man sich auf Quartiersuche und fand endlich in einer elenden Fanse ein Unterkommen. Der chinesische Pöbel umringte jedoch den Hof und versperrte die Straße. Man schloß Fenster und Thüren, aber diese wurden von den Neugierigen erbrochen. Einige der ungebetenen Gäste, unter denen sich namentlich die Soldaten durch Frechheit und Roheit auszeichneten, erdreisteten sich sogar die überseeischen Teufel zu betasten, als sie jedoch einen Fußtritt erhalten hatten, sprangen sie auf die Seite und begannen zu schimpfen. Endlich gelang es den Polizeidienern, denen eine Belohnung für ihr Wirken zugesagt wurde, den Hof zu räumen und das Hofthor zu schließen, wobei sich viele Prügelscenen ereigneten. Nun aber kletterten die Neugierigsten aufs Dach und gelangten so in den Hof. So ging es bis zum späten Abend, wo sich die Menge zerstreute.

Am anderen Morgen mußten einige Einkäufe besorgt werden. Man zwängte sich unter polizeilicher Begleitung durch die Straßen, aber die Kaufleute waren durch den Auflauf so erschrocken, daß sie nichts verkauften, sondern die Fremden baten, sich schleunigst zu entfernen. Endlich konnte im Hofe eines Kaufmanns das Geschäftliche erledigt werden.

Als die Russen in ihr Quartier zurückgekehrt waren, wiederholten sich die Scenen von gestern; aber die Polizisten wußten Rat zu schaffen, sie schlossen das Hofthor und ließen Neugierige nur gegen Bezahlung hinein. Die Beschauer kamen jetzt in geringerer Anzahl und das zahlende Publikum führte sich anständiger auf.

Gegen Mittag begab sich Prschewalski in die Kaserne, wo er mit dem Mandarin zusammentreffen sollte. Be-

zeichnend für die chinesischen Verhältnisse war der Mißbrauch des Opiumrauchens. Ueberall in der Kaserne sah man brennende Lichter, überall rauchende, oder bereits berauschte, in tiefen Schlaf versunkene Soldaten.

Nachdem die Uhr ausgehändigt worden war, gab der Mandarin die Erlaubnis zum Weiterreisen. Auf Barkassen wurden Pferde sowie Kamele verladen und man setzte an der Ueberfuhr von Lom-chaita über den Chuan-che. Die Kamele machten dabei viel Umstände, da die furchtsamen Tiere durchaus nicht ins Wasser, viel weniger aber noch in das Fahrzeug wollten. Sie wurden hierzu in folgender Weise genötigt. Einige Chinesen nahmen ein Brett und legten es gegen die Hinterbeine der Kamele und schoben diese nach den Barkassen, während andere dienstbare Geister die Tiere bei den Vorderpfoten erfaßten und in das Fahrzeug zogen. Obwohl die Kamele jämmerlich brüllten und spien, wurden sie dennoch bezwungen und glücklich auf das andere Ufer gebracht.

Das Verladen dauerte zwei Stunden — und dann befand man sich auf dem anderen Ufer — in Ordos.

In Ordos.

Der Hoang-ho, einer der größten Flüsse Asiens, beschreibt, indem er von seinem östlichen Laufe abweicht, einen mächtigen Bogen nach Norden hin. Der Landstrich, der im oberen Teile des Bogens gelegen ist, heißt Ordos. Begrenzt wird er im Westen, Norden und Osten vom Hoang-ho, im Süden dagegen von der großen chinesischen Mauer, die hier thatsächlich eine Grenze zweier Reiche darstellt. Hinter ihr liegt das volkreiche bebaute Land, mit seßhafter Bevölkerung, vor ihr dehnt sich eine unabsehbare Steppe und Wüste aus, in welcher nur die Nomaden hausen können.

Diese Mauer gewährte niemals den Schutz, den sie den Ackerbauern bringen sollte. Im Laufe der Geschichte wurde sie oft von den Nomaden überschritten, die sich im Randgebirge sammelten und in die fruchtbaren Ebenen einfielen,

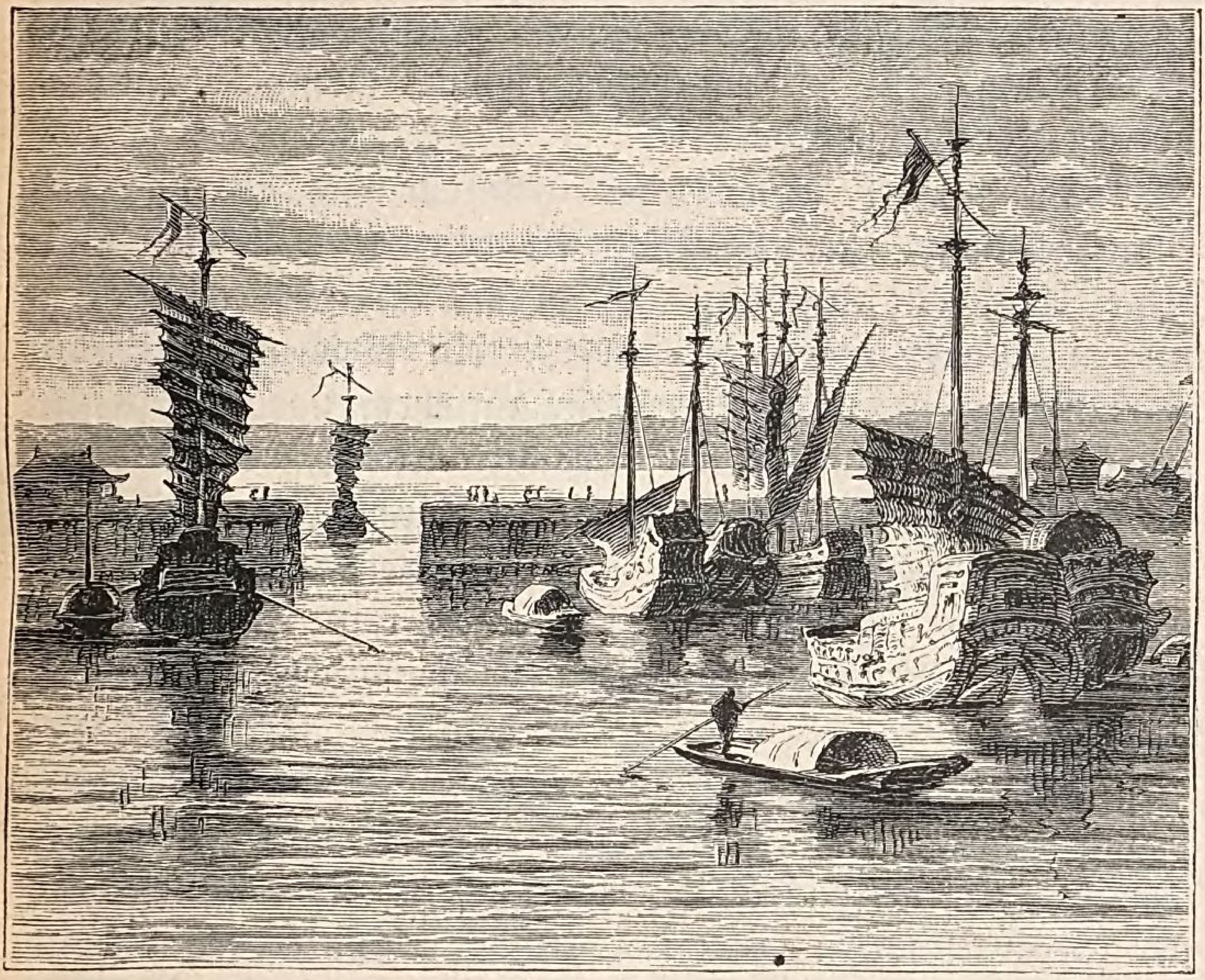
um sich mit den Schätzen zu bereichern, welche der Fleiß vieler Generationen gesammelt hatte. Durch diese Raubzüge kamen die Nomaden in Berührung mit der Kultur, sie nahmen dieselbe nicht an, sie konnten ihre altgewohnte Lebensweise nicht ändern und keinen geordneten Staat bilden; aber schon die Berührung mit der Kultur erstickte ihren kriegerischen Geist und aus den Siegern wurden Besiegte. China gelang es, sich die Nomaden unterthänig zu machen.

In diesen Kämpfen, die sich bis in das fünfte Jahrhundert verfolgen lassen, hatte Ordos mehrfach seine Herren gewechselt, und zuletzt im Jahre 1862 wurde es von den Dunganen verwüstet.

Die Reise, die wir verfolgen, führt durch den nördlichen Strich von Ordos, längs des Hoang-ho. In dieser Gegend ist der Fluß durchschnittlich 380 Meter breit und fließt mit einer Schnelligkeit von 100 Meter in der Minute, seine Ufer sowie sein Boden bestehen aus Lehm, und darum ist sein Wasser ungemein trübe, seinen gelbgrauen Fluten verdankt er seinen Namen. Auf seinem linken Ufer erheben sich die Berge, die wir durchwandert haben; das rechte Ufer ist flach und wird beständig von dem Wasser zernagt, so daß sich Abzweigungen von 50—75 Meter Breite bilden und auch dort am linken Ufer auftreten, wo das Gebirge nicht dicht an den Fluß herantritt. Ja im Laufe der Zeit hat der Strom in dem weichen Material mehrmals sein Bett gewechselt.

Das ganze Flußthal ist 30 bis 60 Kilometer breit und namentlich im Norden fruchtbar, so daß hier eine Reihe chinesischer Dörfer liegt. Auch auf dem linken Ufer begegnet man fruchtbaren Strecken, jenseit derselben aber im Süden dehnt sich die Sandwüste Kusuptscha aus. Mit dem feinen gelben Sand, der diese Wüste überzieht, treibt der Wind sein Spiel und er hat ihn zu einer Masse von Hügeln aufgetürmt, die 12 bis 16, manchmal auch 48 Meter hoch sind. Die kahlen gelben Hügel der Kusuptscha machen einen unangenehmen, sehr traurigen Eindruck auf den Beobachter,

wenn er in ihre Mitte eindringt und nun nichts sieht als Himmel und Sand, denn dort gibt es keine Pflanze, kein Tier, mit Ausnahme der gelbgrauen Eidechse (Phrynocephalus sp.), welche, wenn sie über den lockern Sand kriecht, diesen mit verschiedenartigen Zeichnungen, den Spuren ihrer Bewegungen, bedeckt. Es wird dem Menschen schwer ums Herz beim Anblick dieses im vollen Sinne des Wortes



Hafen des Hoang-ho.

lebenslosen Sandmeeres. Man hört hier durchaus keinen Ton, nicht einmal das Zirpen einer Grille, — rundum herrscht Grabesstille ... Dieses mag auch erklären, weshalb die Mongolen, welche in der Gegend vagieren, einige entsprechende Legenden über diese furchtbare Wüste erdacht haben. Sie sagen, daß dies der Hauptschauplatz der Thaten zweier Helden — Heser-Khans und Dschengis-Khans — gewesen ist, daß diese Helden im Kampfe mit den Chinesen hier eine große Anzahl Feinde getötet haben, deren Leichen

nach dem Willen Gottes der Wind mit Sand, den er aus der Wüste herbeibrachte, bedeckt hat. Bis heutigestags noch, sagten die Mongolen mit abergläubischer Furcht, kann man in der Wüste Kusuptscha, selbst am Tage, Stöhnen, Geschrei u. s. w. hören, das die Seelen der Erschlagenen hervorbringen. Bis heutigestags entblößt der Wind, indem er den leichten Sand mit sich reißt, verschiedene wertvolle Gegenstände, wie z. B. silbernes Geschirr, das dann ganz offen daliegt, aber nicht genommen werden kann, da den Verwegenen, der seine Hand danach ausstreckt, sogleich der Tod ereilen würde.

Der Marsch durch Ordos gestaltete sich anfangs ungemein traurig. Neunzig Kilometer weit trafen die Reisenden keine Menschen; nur hin und wieder Spuren der dunganischen Greuel, zerstörte Dörfer, ein bleichendes Skelett eines Mongolen, und während sie auf ehemaligen Fußsteigen zogen, die dicht mit Gras bewachsen waren, erinnerte sich Prschewalski unwillkürlich der Worte Humboldts, daß „wie der Historiker, welcher nach Jahrhunderten späht, auch der Naturforscher, welcher auf der Erde reist, überall das einförmige, unerfreuliche Bild der feindlichen Menschheit findet".

Inzwischen war es Juli geworden und die Hitze wurde so unerträglich, daß es unmöglich war, mit Lasten zu reisen. Die Temperatur im Schatten betrug + 37° C. und nicht nur der Sand, sondern auch der Lehm erhitzten sich bis zu + 70° C., selbst die Kamele konnten kaum vorwärts schreiten und ihre Füße zitterten, wenn sie den glühenden Boden berührten. Gewitter kamen und gingen, aber sie erfrischten die Luft nur für Augenblicke und so beschloß Prschewalski an den Ufern des Sees Zaidemin-nor Rast zu halten.

Der Aufenthalt an diesem See glich einem Paradies, wie die Reisenden in der Mongolei es nie wieder erlebt haben. Der See war allerdings morastig, aber eine Menge von Enten und Gänsen tummelten in dem Rohr und Schilf und das Zelt stand an dem Ufer des klaren Baches Tachylga, in dem man sogar baden konnte, die Kamele fanden auf

den nahen Wiesen eine ausgezeichnete Weide und die Reisenden konnten von den benachbarten Mongolen so viel Milch und Butter kaufen als sie nur wünschten. Nur den Kosaken war die Freude am Baden verdorben. In dem Bache Tachylga lebten Schildkröten und die Mongolen zeigten an deren Bauche eine Zeichnung, welche tibetanischen Buchstaben gleichen sollte. Diese Schildkröten waren somit Zaubertiere und die Mongolen erzählten den Kosaken, daß die Schildkröten sich in das Fleisch der badenden Menschen einsaugen, so daß man sie nicht mehr abreißen kann. Das einzige Rettungsmittel sei in diesem Falle, daß ein weißes Kamel und ein weißer Rehbock herbeigeschafft werden, welche, wenn sie die Schildkröte erblicken, zu schreien beginnen, infolgedessen sie ihr Opfer selbst verläßt. Die Lamas des benachbarten Klosters erklärten die Schildkröten für heilig und halten einmal im Monat an der Quelle des Tachylga eine Andacht ab.

In der Nähe von Zaidemin-nor wie überhaupt in Ordos gibt es viele Stätten, an die sich Erinnerungen an den Mongolenfürsten Dschengis-Khan knüpfen. Dieser Despot war bekanntlich der Sohn des Hordenführers Yesukai, hieß eigentlich Temudschin und wurde 1206 zum Dschengis-Khan, d. h. zum obersten Herrscher, ausgerufen. Drei Jahre darauf überstieg er die chinesische Mauer und eroberte 1215 die Hauptstadt Peking. Dann trug er seine Waffen nach Westen, wo er 1218 Turkistan eroberte und verheerte. Er residierte dann in seiner Hauptstadt Karakorum und starb 1227. Fünf Millionen Menschen fielen seiner Grausamkeit zum Opfer. Der geschichtlichen Ueberlieferung zufolge soll er im Norden des Reiches in der Nähe der Quellen des Toly und Kerulen beerdigt worden sein. Die Mongolen von Ordos aber behaupten, daß sein Grabmal sich in ihrem Lande in einem Kloster, 200 Kilometer südlich vom See Dabasun-nor befinde. Hier ruht der Leib des großen Kriegers in zwei Särgen, einem silbernen und einem hölzernen, unter einem gelbseidenen Zelte, das in der Mitte des Tempels steht. Als er im Sterben lag, sagte er seinen

Vertrauten, daß er wieder auferstehen werde und zwar längstens in tausend, frühestens aber in achthundert Jahren. Darum liegt er in seinem Sarg ganz so, als ob er nur schlafen möchte und allabendlich wird ihm ein gebratener Hammel oder auch ein Pferdebraten vorgesetzt, den er bis zum Morgen verzehrt.

In der Sandwüste von Kusuptscha sah auch Prschewalski die schwarzgeschwänzte Antilope (Antilope subgutturosa), von den Eingeborenen Chara sulta genannt, die sich in den ödesten Wüstenstrichen Mittelasiens aufhält. In den Weiden- und Tamariskensträuchern am Ufer des Hoang-ho traf er aber auf eine noch seltenere Erscheinung des Tierreichs, auf verwildertes Rindvieh.

Als nämlich die Dunganen Ordos verwüsteten, wurden viele Herden sich selbst überlassen und verwilderten nach und nach in den menschenleeren Gegenden. Es ist auffallend, daß diese durch eine lange Knechtschaft stumpfsinnig gewordenen Geschöpfe in überraschend kurzer Zeit die Gewohnheiten wilder Tiere angenommen haben. Namentlich die jüngeren bereits in der Freiheit geborenen Individuen zeichnen sich durch Wildheit und Schnelligkeit aus. Sie lassen sich nicht nur nicht einfangen, sondern sind dermaßen scheu, daß selbst eine Jagd auf sie mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Erst am dritten Tage der fortwährenden Nachstellungen gelang es Prschewalski, zwei Bullen zu erlegen, die gerade miteinander im Gebüsch kämpften. Die Mongolen veranstalteten überhaupt keine Jagden auf dieses Rindvieh, da sie ihm mit den Schüssen aus ihren glattläufigen Luntenflinten nicht beikommen konnten. Trotzdem ging das Rindvieh in der Steppe ein und als Prschewalski jene Gegenden besuchte, zählte man den Bestand nur noch auf etwa 2000 Stück. Verwilderte Schafe, die es hier unmittelbar nach dem Einfalle der Dunganen gab, wurden von den Wölfen ausgerottet. Die Zahl der verwilderten Kamele war eine sehr geringe, doch gelang es der Expedition, ein Junges zu fangen. — Der Marsch durch Ordos gestaltete sich nach der Schilderung Prschewalskis in folgender Weise:

„Wir hielten immer während unserer Karawanenreise ein und dieselbe Ordnung inne. Ich ritt mit meinem Begleiter der Karawane voran, bewerkstelligte mit ihm die Aufnahme, sammelte Pflanzen, oder wir schossen Vögel, die uns in den Schuß kamen; die beladenen Kamele aber, welche mit den Burunduks eins ans andere gebunden waren, wurden von den Kosaken gelenkt. Einer von diesen ritt voran und führte das erste Kamel an der Leine, und der zweite Kosak mit dem Mongolen, wenn sich eben ein solcher bei uns befand, beschloß den Zug.

„So gingen wir gewöhnlich zwei oder drei Stunden während der Kühle des Morgens; endlich hat sich nun die Sonne sehr hoch erhoben und beginnt unausstehlich zu brennen. Aus dem glühenden Boden der Wüste strömt die Hitze wie aus einem Ofen. Das Marschieren wird sehr schwer: man fühlt Kopfschmerz und Schwindel, der Schweiß strömt vom Gesichte und vom ganzen Körper, man fühlt vollständige Entkräftung und Erschlaffung. Die Tiere leiden nicht weniger als wir. Die Kamele gehen mit aufgesperrtem Maule und sind in Schweiß gebadet, als ob sie mit Wasser begossen wären; selbst unser unermüdlicher Faust geht schon nur im Schritt mit gehängtem Kopfe und Schwanze. Die Kosaken, welche gewöhnlich Lieder anstimmen, sind still geworden und die ganze Karawane schleppt sich schweigend schrittweise vorwärts, als ob einer dem andern das traurige Gefühl, welches ihn beherrscht, nicht mitzuteilen wagte.

„Wenn das Glück günstig ist und man unterwegs eine mongolische Jurte oder chinesische Fanse trifft, so eilt man im vollen Laufe auf sie zu, macht Kopf und Mütze naß, trinkt selbst Wasser und tränkt die Pferde und den Hund, den erhitzten Kamelen aber darf man kein Wasser geben. Aber diese Erleichterung hält nicht für lange vor; nach einer halben Stunde, häufig aber in noch kürzerer Frist, ist alles trocken wie vorher und wiederum verzehrt den Menschen der brennende Durst.

„Endlich wird's Mittag, — man muß ans Halten denken. ‚Ist's weit zum Wasser?‘ frage ich einen Mongolen, den

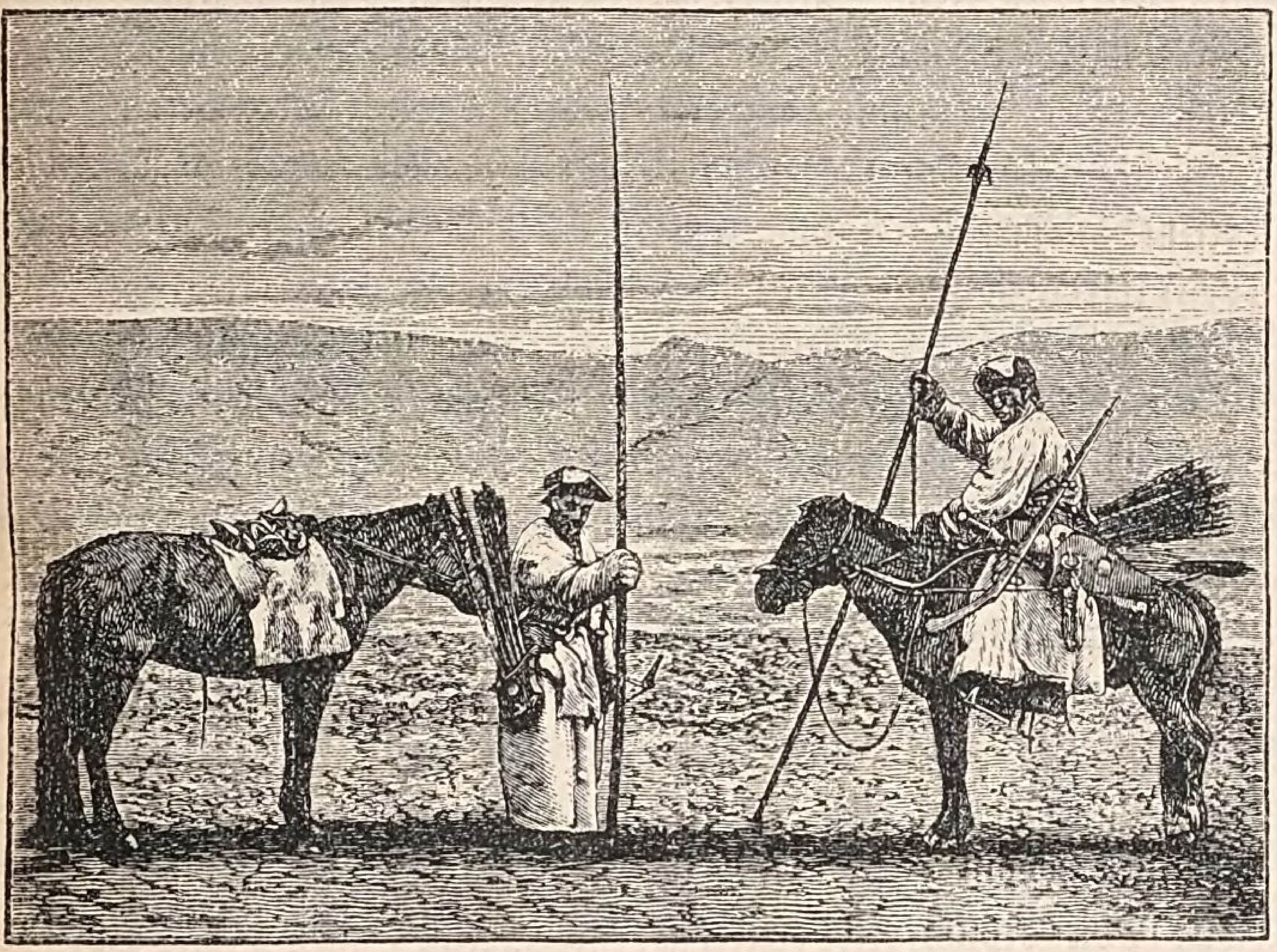
ich unterwegs treffe und höre zu meinem Aerger, daß ich noch fünf bis sechs Kilometer marschieren muß. Nachdem man endlich an einen Brunnen gekommen und eine Stelle für das Zelt ausgewählt hat, macht man sich ans Niederlegen der Kamele und Abladen der Kisten und Kasten. Die Tiere sind an dieses gewöhnt, wissen, um was es sich handelt



Mongolischer Infanterist.

und legen sich schnell auf den Boden. (Im Sommer dürfen die Kamele nicht gleich, wenn ihnen das Gepäck abgenommen worden, getränkt, noch auch auf die Weide gelassen werden. Man muß sie vorher gegen zwei Stunden hiervon zurückhalten, bis sie sich abgekühlt haben.) Nun macht man sich ans Aufstellen des Zeltes, in welches alles Notwendige geschafft wird. Diese Sachen werden an den Wänden placiert, während in der Mitte eine Filzdecke ausgebreitet wird, welche

als Lager dient. Nun wird Argal gesammelt und Formthee gekocht, welcher sowohl im Winter als auch im Sommer unser gewöhnliches Getränk gewesen ist, besonders war dies dort der Fall, wo das Wasser schlecht war. Nach dem Thee ordnete ich mit meinem Begleiter, bis das Mittagessen fertig wurde, die während des Marsches gesammelten Pflanzen, stopfte Vögel aus oder benutzte einen günstigen Augenblick, um die im Laufe des Tages gemachte Aufnahme auf die



Mongolische Kavallerie.

Karte zu übertragen. In bewohnten Gegenden wurde diese Arbeit gewöhnlich einigemal unterbrochen, weil die Mongolen aus den nahen Jurten herbeikamen. Diese ungebetenen Gäste belästigten uns mit allen möglichen Fragen und Bitten, bis sie uns endlich dermaßen zum Ueberdruß wurden, daß wir sie davonjagten.

„Indessen erinnert der Magen sehr stark daran, daß die Mittagszeit da ist; trotzdem mußte man aber warten, bis die Suppe aus Hasen oder Rebhühnern, welche unterwegs geschossen worden, oder aus einem bei den Mongolen ge-

kauften Hammel fertig war. Eine Hammelbrühe war übrigens bei uns eine Seltenheit, da es oft unmöglich war, einen Hammel zu kaufen, oder man ihn sehr teuer bezahlen mußte; deshalb war die Jagd immer die Hauptquelle unserer Nahrungsmittel.

„Ungefähr zwei Stunden nach unserer Ankunft am Lagerplatze war unser Mittagessen fertig und wir machten uns mit wahrem Wolfshunger an dasselbe. Die Bedienung war bei uns eine sehr einfache und entsprach ganz unserer Lage; der Deckel des Kessels, in welchem die Suppe gekocht wird, diente als Schüssel, hölzerne Schüsselchen, aus denen wir Thee tranken, vertraten die Stelle der Teller und die eigenen Finger verrichteten den Dienst einer Gabel, Tischdecken und Servietten wurden nicht angewendet, sie gehörten nicht zur ordnungsmäßigen Ausrüstung. Das Mittagessen dauerte nicht lange, nach demselben wurde wieder Formthee getrunken, dann machten wir Exkursionen oder gingen auf die Jagd und unsere Kosaken und der gemietete Mongole hüteten der Reihe nach die Kamele.

„Indessen wurde es Abend. Das erloschene Feuer wurde wiederum angezündet und es wurde Grütze und Thee gekocht. Die Pferde und Kamele wurden in die Nähe des Zeltes getrieben und die ersteren angebunden, die letzteren aber außerdem auch noch neben unsere Sachen, oder nicht weit von diesen niedergelegt. So ging's bis die Nacht angebrochen, die Tageshitze verschwunden war und statt ihrer frische Abendkühle herrschte. Nun atmeten wir leichter in der erfrischten Luft und schliefen erschöpft von den Mühseligkeiten des Tages ruhig ein, um — von unsern Thaten zu träumen ...."

Die einzige Stadt, welche wir in Ordos finden, ist Dyn-chu am westlichen Ufer des Hoang-ho. Sie mochte früher ziemlich bedeutend gewesen sein, aber seit dem dunganischen Aufstand war sie verlassen und ihre Bewohner waren fast ausschließlich Soldaten der Garnison, welche 1000 Mann zählen sollte, in Wirklichkeit aber infolge der üblichen Desertionen nur etwa 500 Mann stark war. Der

Empfang in diesem Soldatenneste war weniger freundlich wie der in Bautu. Der Mandarin wollte die Expedition unter allerlei Vorwänden aufhalten; er revidierte Kisten und Kästen und wollte zunächst Waffen als Geschenke erpressen, dann diese unrechtmäßig zurückbehalten und zuletzt kaufen. Prschewalski war endlich froh, als er nach vielen Unannehmlichkeiten mit geringem Schaden die Festung verlassen konnte, in deren Lehmwall man mit einem tüchtigen Knüppel sicher ein Loch würde schlagen können. Er befand sich nun wieder am Ostufer des Hoang-ho und zog durch das Land, welches Alaschan oder Transordos heißt.

Alaschan.

Im Vergleich mit diesem Landstrich ist Kusuptschi nur eine Miniaturwüste zu nennen. In Kusuptschi erfreute hin und wieder eine wenn auch dürftige Oase das Auge, in Alaschan wandert man selbst Hunderte von Kilometern, ohne einen Brunnen zu finden. Die Wüste bildet eine weite Ebene, deren natürliche Grenzen im Westen der Fluß Ezsina, im Süden das Gansugebirge, darstellen, welche im Norden in die unfruchtbaren lehmigen Einöden des Wüstenteiles der Gobi übergeht. Alles ist hier mit Flugsand bedeckt, unter diesem trifft man auf salzhaltigen Lehmboden und auch die kleinen Seen, die hier und dort auftreten, sind alle salzig. Manchmal herrscht auf Tagereisen nur dieser Flugsand vor; nirgends findet man einen Tropfen Wasser, nirgends läßt sich ein Vogel oder ein Säugetier blicken; tiefe Grabesstille herrscht in diesem Gebiete und erfüllt den Geist des Menschen mit düsterem Schrecken; die Sonne sendet erstickende Glut hernieder, und wenn der Sturmwind Sandtromben aufwirbelt, so droht er hier wirklich den Reisenden zu verschütten.

Selbst die wirtlicheren Teile der Alaschaner Wüste sind ungemein öde. Ein Baum gedeiht hier und erreicht die Höhe von 3 bis 4 Meter, während sein Stamm bis 15 Centimeter dick wird, aber es ist nur ein Wüstenbaum, der Saxaul,

der auf kahlem Sande vegetiert und sich nicht zu Gruppen zusammenschließt, sondern vereinzelt dasteht. Er hat keine Blätter und schattenlos streckt er seine langen Zweige aus, und doch baut der Mongole neben ihm seine Jurte auf, um diesen, wenn auch geringfügigen, Schutz gegen die Winterfröste auszunützen. Im Frühling bedeckt sich der Saxaul mit kleinen gelben Blüten, aber sein Samen bringt den Menschen keinen Nutzen, wie auch das spröde Holz sich nur zum Verbrennen eignet.

Wichtiger ist eine andere Pflanze, der Sulchir (Agriophyllum gobicum), der „Segen der Wüste". Er ist ein kleiner kaum einen Meter Höhe erreichender, stachliger Strauch, der auf kahlem Flugsande gedeiht, im August blüht und im September seinen Samen reift. Das ist das Korn des Wüstennomaden; die Palme der asiatischen Sahara. In regenreichen Jahren ergibt sich eine gute Ernte, in trockenen verkommt der Strauch und dann hungert der Alaschaner Mongole.

Die Sulchirernte ist einfach; die Pflanze wird gesammelt; eine von Sand freie, lehmige Bodenfläche bildet die Tenne, auf welcher gedroschen wird. Der Same wird dann geröstet, im Stampfen von Hülsen befreit und gibt ein ziemlich schmackhaftes Mehl, das mit Thee gekocht wird.

Zu diesen Hauptpflanzen gesellen sich noch einige wenige andere, die auf lehmigem und salzhaltigem Boden notdürftig gedeihen, aber auch sie vermögen die Landschaft nicht zu beleben. Sie bleiben verdorrt, verkrüppelt und erhöhen nur noch den Eindruck der Todesstarre, die über diesen Flächen ruht.

Von größeren Tieren lebt in diesen Strichen nur die Wüstenfreundin Chara-sulta. Neben ihr tritt auch der Hase auf und man bemerkt auch den Wolf und den Fuchs. In den Sakgebüschen lebt hin und wieder ein Igel und ein kleiner Nager, der Sandmarder, welcher den Boden derart unterwühlt, daß man über ihn nicht reiten kann. Dort, wo er häufiger vorkommt, erfüllt er die Luft mit seinem Gequake, welcher die langweilige Musik dieser öden Wüste bildet.



Sulchir (Agriophyllum bogicum).

Sie hat noch ein anderes lebendes Wahrzeichen. Es ist der Cholodschoro, der „gefiederte Paßgänger" der Mongolen, der in der wissenschaftlichen Sprache Wüstenhäher genannt wird. Er hat fast die Größe unserer Mandelkrähe,

graues Gefieder, schwarzen Schwanz und schwarzweiß geränderte Flügel. Er erscheint nur dort, wo es Sandwüsten und zwar die ödesten gibt, bessert sich ein wenig die Natur des Landes, so läßt er sich nicht mehr sehen. Den ganzen Tag hindurch läuft er zwischen den Saxaulsträuchern und sucht im Sande nach Larven und Käfern, welche die Wüste bewohnen. Im Winter aber nährt er sich von den Körnern des Saxaul. Das Leben dieses Wüstenvogels ist noch nicht in allen seinen Zügen bekannt; aber auch er scheint ein ungeselliger Vogel zu sein, unfreundlich wie die Natur, die er sich zu seiner Heimat erkoren. Außer ihm trifft man hier auch das uns durch die zwei Einwanderungen von 1865 und 1888 wohlbekannte Steppenhuhn, welches hier in großen Scharen überwintert.

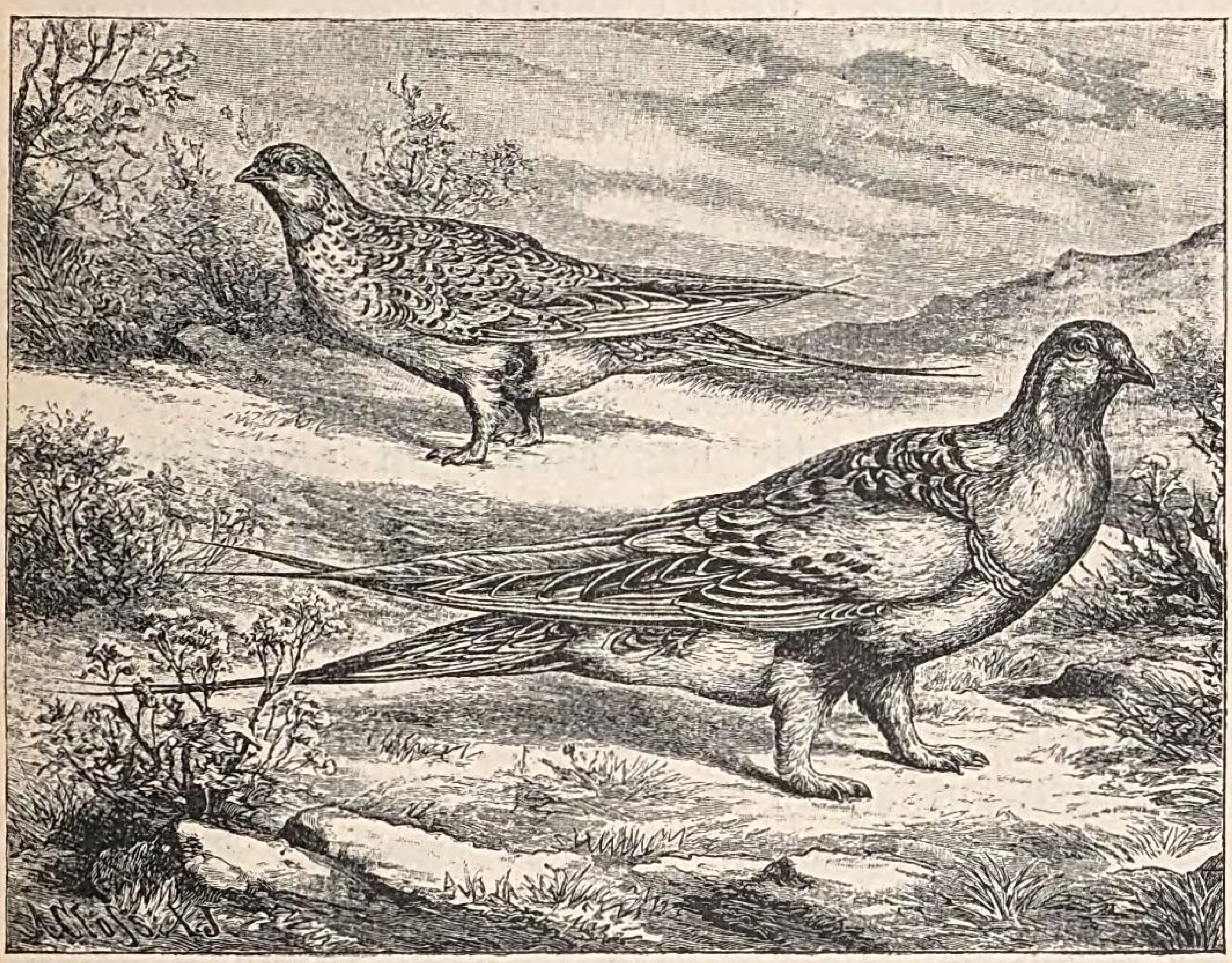
In dem Sande von Alaschan lebt eine große Menge von Eidechsen, und diese haben eine Art kleiner Kraniche (Grus virgo) herangelockt, welche, da es hier keine Moräste gibt, an die Brunnen kommen, um zu trinken, und da sie niemand verfolgt, ungemein zutraulich werden.

Armselig wie die Pflanzen- und Tierwelt, sind auch die Menschen dieses öden Landstriches: Mongolen vom Stamme der Olüten. Sie sind von den reinen Chalchas-Mongolen sehr verschieden; denn sie sind chinesiert und haben viele schlechte Eigenschaften der Chinesen angenommen. Sie sind arm; Schafe, Pferde und Rinder können auf diesen Weiden nur in geringer Anzahl gehalten werden, und so bildet nur die Zucht von Kamelen die Hauptquelle ihres Erwerbes. Ihre Zahl war niemals groß, aber die Dunganen haben viel beigetragen, um sie zu vermindern: Prschewalski schätzt die ganze Bevölkerung des Landes auf 5000 bis 6000 Seelen.

In Alaschan gibt es auch eine Stadt Dyn-juan-in, die Residenz des Landesfürsten, und diese bildete das nächste Ziel der Reisenden. Diese Stadt liegt schon am Fuße des Alaschangebirges und hatte sich gegen die Dunganen behauptet. Als Prschewalski sie im September 1871 besuchte, war deren anderthalb Kilometer lange Umfassungsmauer in

Verteidigungszustand gesetzt und auf ihren Zinnen lagen überall Steine und Balken, um einen feindlichen Sturm zurückzuschlagen. Früher befanden sich auch außerhalb der Befestigung einige Fansen und ein Sommerpalast des Fürsten in einem kleinen Parke, der wie ein Wunder inmitten der Wüste steht, aber die Dunganen hatten alles zerstört.

Dyn-juan-in bildete unter allen bis jetzt besuchten Städten eine Ausnahme; denn hier wurden die Russen



Steppenhühner.

freundlich empfangen. So sind wir auch in der Lage, ein Bild von dem Hofhalte eines kleinen mongolischen Fürsten, eines „Amban" zu entwerfen. Wie er eigentlich hieß, das konnte Prschewalski niemals erfahren, da es bei den Mongolen Sünde ist, den Namen des Herrschers zu nennen. Der Amban war ein Mongole von Geburt, aber mit dem Hause Bogdo-Kans verschwägert, da er eine Prinzessin von dort geheiratet hatte und früher auch öfters nach Peking reiste. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte eine ziemlich intelligente Physiognomie, sah aber blaß aus, da er ein

leidenschaftlicher Opiumraucher ist. Er ist ein Despot, wie alle Mongolenfürsten; dem Volke zeigt er sich wenig und auch Prschewalski sah ihn nur einmal in einer Audienz.

Die Fanse des Fürsten war sehr schön ausgestattet, es befand sich in ihr sogar ein großer europäischer Spiegel; in neusilbernen Leuchtern brannten Stearinlichter und neben Nüssen, Pfefferkuchen und anderen Kleinigkeiten, mit denen man die Gäste bewirtete, waren auch russische Bonbons mit gedruckten Verschen auf der Etikette.

Zum erstenmal sah der Fürst einen Russen, ja er versicherte, daß Prschewalski der erste Russe überhaupt sei, der dieses Land betreten habe, seitdem Alaschan existiert. Der Fürst fragte nun Prschewalski über die europäische Kultur aus, wie man auf den Eisenbahnen fahre, wie man Stearinlichter fabriziere und endlich wie photographische Bilder angefertigt würden.

Die Photographie war damals in ganz China ein wichtiger Gegenstand der Unterhaltung. Im Juli 1870 hatte sich nämlich der Pöbel in Tientsin erhoben und 20 Franzosen und 30 Russen ermordet. Man streute nämlich das Gerücht aus, daß die französischen barmherzigen Schwestern den ihnen zur Erziehung anvertrauten chinesischen Kindern die Augen ausstächen, um die zur Anfertigung der Photographien notwendige Flüssigkeit zu erhalten. So erklärte man sich in China die Kunst der Lichtzeichnung und auch der Fürst von Alaschan war derselben Meinung. Diese Meinung hatte man überhaupt von den Missionären und auch Prschewalski war bei seiner Ankunft in Dyn-juan-in auch zuerst gefragt worden, ob er ein Missionär sei, erst als er verneinend geantwortet hatte, ward ihm ein freundlicher Empfang zu teil.

In diesen Wüsten genießt Rußland das Prestige. Franzosen und Engländer waren in den Augen der Mongolen nur Vasallen Rußlands, und überall war auch die Meinung verbreitet, daß die Chinesen in dem Krieg Englands und Frankreichs gegen China gesiegt hätten. Die siegreichen europäischen Truppen hatten eben Peking nicht

dem Grund und Boden gleich gemacht und das thut jeder asiatische Sieger. „In jedem Falle“, sprach darum der Fürst, „hat unser Bogdo-Khan diese Barbaren nur aus seiner unbegrenzten Gnade von den Mauern seiner Hauptstadt entlassen und sie nicht bis auf den letzten Mann vertilgt; doch hat er als Strafe eine große Kontribution von ihnen genommen.“

Der Fürst hatte drei Söhne, über den ältesten, den Thronfolger, konnte Prschewalski nicht viel berichten; aber der zweitälteste, der ein Higen, d. h. ein Buddhaheiliger geworden war, war eine interessante Erscheinung. Ein schöner Jüngling von 21 Jahren, mit lebhaftem, feurigem Charakter, schickte er sich sonderbar in die Rolle, die er zu spielen hatte. Gebete, Vorhersagungen, Segenspendungen befriedigten ihn nicht. Er sammelte die Lama um sich und ging mit ihnen auf die Jagd, hetzte Füchse. Er kaufte sich von Prschewalski ein Jagdgewehr und schoß in seinem Garten Vögel. Leute, die hierher kamen, um den Heiligen zu verehren, ließ er fortjagen, da sie ihm die Vögel verscheuchten. Das reimt sich zwar mit den Satzungen des Higen nicht zusammen, aber die Lamas wagen nicht aufzumucken, denn der Higen ist ihr Oberhaupt und hat während des dunganischen Aufstandes aus den überflüssigen Lamas eine Compagnie von 200 Mann gebildet und diese gegen die Räuber geschickt.

Die interessanteste Person an diesem Hofe war ein Lama mit Namen Baldyn-Sordschi, ein Vertrauter des Fürsten, der oft in Peking und einmal in Kiachta gewesen war, die Russen infolgedessen ein wenig kannte und Prschewalski sich sehr nützlich erwies. Von ihm erfuhr auch der Reisende manche interessante Neuigkeit über die Verhältnisse in Lassa, über den Dalai-Lama, der damals ein Jüngling von 18 Jahren war, und die Vorhersagung von dem gelobten Lande Schambalin.

Dieses Schambalin ist eine Insel, welche weit im nördlichen Meere liegt. Es gibt auf ihr viel Gold, das Getreide erreicht eine ungewöhnliche Größe, überhaupt fließt

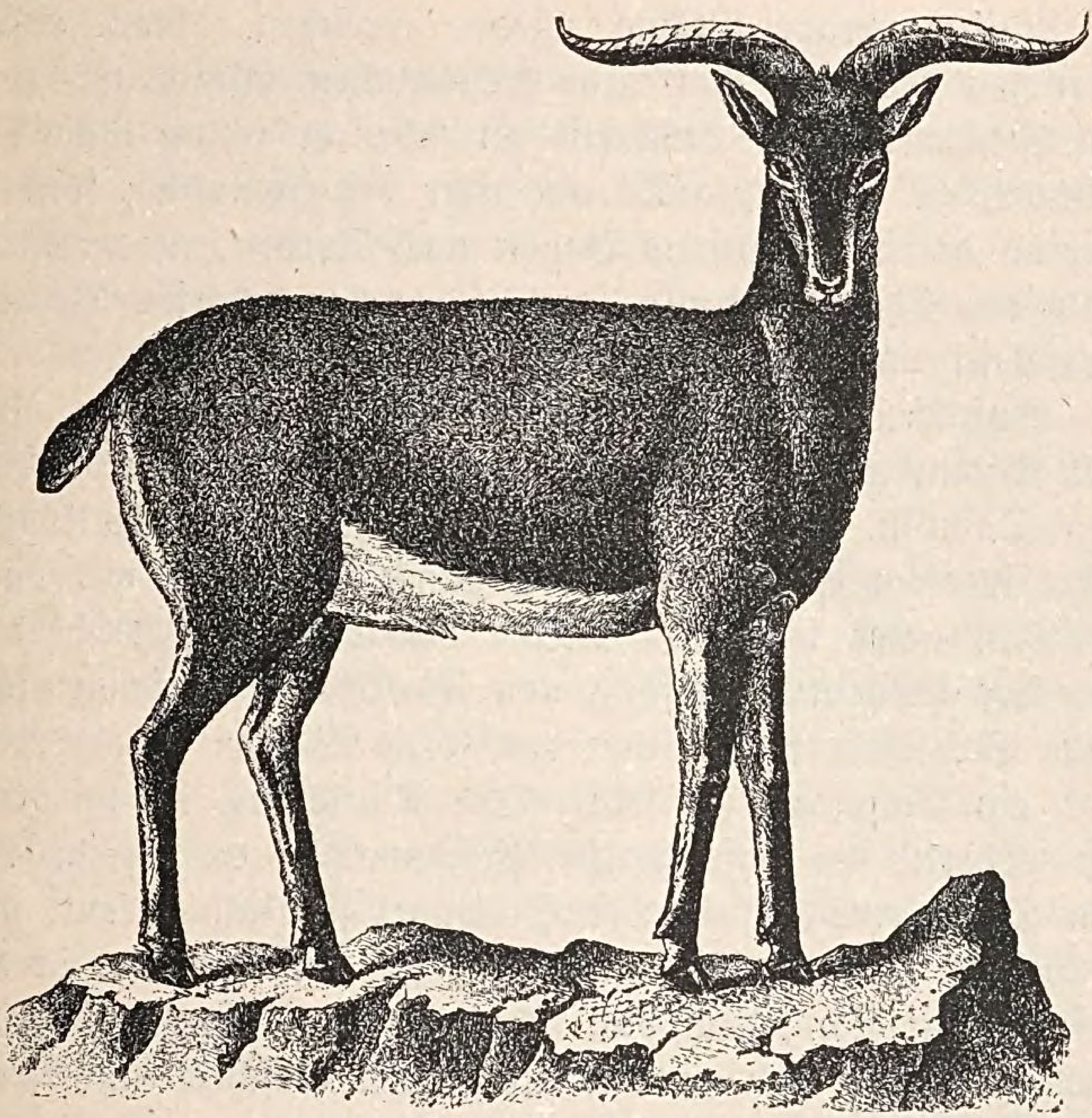
dort Milch und Honig. Es ist nun vor etwa 2000 Jahren prophezeit worden, daß die Buddhisten in 2500 Jahren, etwa zu Anfang des 23. Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung, nach Schambalin auswandern werden. Dies wird folgendermaßen vor sich gehen. In Westtibet wohnt ein Higen, der nie stirbt, sondern immer in einem anderen Körper wiedergeboren wird. Zur angegebenen Zeit wird jener Higen als der Sohn des Königs von Schambalin wiedergeboren werden. Um dieselbe Zeit werden die Dunganen ganz Tibet verwüsten und das Volk unter Anführung seines Dalai-Lamas nach Schambalin auswandern, wo es von jenem Higen freundlich aufgenommen und mit den besten Ländereien bedacht werden wird. Indessen werden die Dunganen Asien und Europa unterwerfen und sich auf Schambalin stürzen. Aber der Higen wird sie besiegen und den Buddhaglauben in der ganzen Welt verbreiten. Der Higen macht schon jetzt auf einem Zauberpferde Reisen nach Schambalin. In einer Nacht bringt ihn das Roß aus Tibet in das gelobte Land und zurück.

An diesem Hofe machte Prschewalski ausnahmsweise gute Geschäfte — er verkaufte den Rest seiner Waren und verdiente bei den Pekinger Waren 30 bis 40 Prozent, bei den russischen aber 700 Prozent. Leider hatte er von diesen nur einen kleinen Vorrat für etliche Zehner-Rubel. Es waren das Nadeln, Seife, Messerchen, Glasperlen, Tabaksdosen, Spiegelchen u. s. w.

Dyn-juan-in liegt im mittleren Teile des Alaschanergebirges, das wie eine steile Mauer sich zwischen Ordos und Alaschan auftürmt. Die Wälder und die Alpenwiesen desselben waren nicht besonders schön; wunderbar war aber der Ausblick von dem Kamme desselben. „Im Osten glänzte das schmale Band des Hoang-ho und die zahlreichen Seen, welche in der Nähe der chinesischen Stadt Nin-sia zerstreut liegen, blitzten wie Diamanten, im Westen verschwand in unermeßlicher Ferne der Sand der Wüste, auf deren lehmgelbem Hintergrunde grüne Oasen prangten. Rund umher herrschte lautlose Stille, welche nur hin und wieder vom

Blöken eines Hirsches, der das Weibchen rief, unterbrochen wurde."

In diesen Bergen haust der ungemein schöne Steinbock, Kuku-jeman, und Prschewalski genoß hier alle Freuden der Gemsenjagd. Dieses Tier ist nicht viel größer als unser gewöhnliches Schaf, aber außerordentlich gewandt im



Der Kuku-jeman.

Springen und Klettern und ungemein scheu. Es geht paarweise oder in kleinen Herden, geführt von Böcken, die als Führer und Wächter dienen. Das Warnungszeichen, das sie der Herde geben, besteht in einem lauten, abgerissenen Pfeifen, welches dem eines Menschen so ähnlich ist, daß Prschewalski, als er es zum erstenmal hörte, es für das Signal irgend eines Jägers hielt. Der Jagd auf Kukujemane, der Beschreibung der Schwierigkeiten, die sie be-

reitet, und der Freuden, die sie bietet, widmet Prschewalski mehrere Seiten seines trefflichen Reisewerkes über die Mongolei.

Alaschan war in diesem Jahre die äußerste Etappe der Reise, die quer durch die Steppen, durch Wüsten und Bergzüge Mittelasiens geführt hat. Die Mittel waren erschöpft und mit dem Erlös der verkauften Waren konnten die Russen gerade Peking wieder erreichen. Nach einem herzlichen Abschied von dem freundlichen Alaschaner Hofe trat Prschewalski die Rückreise an, aber er schlug nicht dieselben Wege ein, zog nicht am Ufer des Hoang-ho, sondern umging diesen in weitem Bogen nach Norden, indem er die Kette des Charanarin-ula, der „schwarzen scharfen Berge", überschritt und das Hochplateau der Gobi berührte.

Auf dem Wege dorthin besuchte er zuerst den etwa 100 Kilometer von Dyn-juan-in entfernten Salzsee Dscharatai-Dabassu. Es ist ein richtiger Salzsee, denn sein Wasser sickert nur im Grunde und der ganze Boden ist mit einer 60 Centimeter bis 1,80 Meter dicken Salzschicht bedeckt. Der See hat einen Umfang von 50 Kilometer; seine glänzende Salzfläche scheint von der Ferne Wasser, in der Nähe aber ein Eisspiegel zu sein. Die Täuschung ist so groß, daß während des Aufenthaltes Prschewalskis an diesem Ufer eine Schar vorüberziehender Schwäne, sichtlich erfreut, daß sie Wasser in der Wüste gefunden, sich auf den See herabließ; als sie sich jedoch von ihrem Irrtum überzeugt hatte, erhob sie sich wiederum mit kläglichem Geschrei und setzte ihren Flug weiter fort.

Die Rückreise nach Peking verlief nicht so glücklich wie die Reise nach Alaschan. Gleich beim Beginn derselben erkrankte Pylzow so heftig am Typhus, daß die Expedition gezwungen war, neun Tage an der Quelle Chara-morite zu ruhen. Die jugendliche Natur des Unterlieutenants trug endlich über die Krankheit den Sieg davon, und er konnte sich, wenn auch nur mit der größten Mühe, auf dem Pferde halten. Häufig allerdings verfiel er dabei in Ohnmacht. Trotzdem mußte man Tag für Tag, von Sonnenaufgang

bis Sonnenuntergang marschieren. Solange man sich noch in den Ebenen von Alaschan befand, war das Wetter „ausgezeichnet", die Nachtfröste betrugen nur — 7,5 ° C. und am Tage stieg die Temperatur bis auf + 12,5 ° C. im Schatten, während sich der Sand noch bis + 43,5 ° C. erwärmte. Jenseits der schwarzen scharfen Berge aber auf den Steppen der Gobihochebene wurde das Klima rauh im höchsten Grade.

Am 3. November herrschte hier Schneetreiben wie im vollen Winter. Bei einem Froste von — 9 ° C. wehte der heftigste Nordwestwind; ein feiner Schnee, mit Wüstensand vermischt, kam von oben und unten und von allen Seiten. Auf zehn Schritt konnte man selbst größere Gegenstände nicht sehen und wenn man gegen den Wind ging, konnte man weder atmen noch die Augen öffnen. So harrten die Reisenden den ganzen Tag im Zelte, bis sich das Unwetter legte.

Ende November erreichte der Winter eine Stärke, die dem Polarwinter durchaus nicht nachstand. Beim Sonnenaufgang sank die Kälte auf — 32,7 ° C. in derselben Gegend, in welcher während des Sommers die Reisenden von einer Hitze von + 37 ° C. im Schatten gequält wurden! Der schwache Pylzow, der in Schafpelze gehüllt auf dem Pferde ritt, fühlte diese Kälte am meisten; die Gesunden marschierten zu Fuß und erwärmten sich dabei. Für alle aber waren die Nächte voller Qual. „Ich erinnere mich noch," schreibt Prschewalski, „ebenso deutlich, als ob es gestern gewesen wäre, der purpurroten Sonne, welche im Westen unterging, und des tiefblauen Streifens, welcher sich dann im Osten am Himmel ausbreitete. Um diese Zeit nahmen wir gewöhnlich den Kamelen die Lasten ab und stellten unser Zelt auf, nachdem wir vorher den Boden vom Schnee, der auf ihm lag, gereinigt hatten; dieser Schnee war zwar nicht tief, aber er bestand aus winzigen Blättchen und war trocken wie Sand."

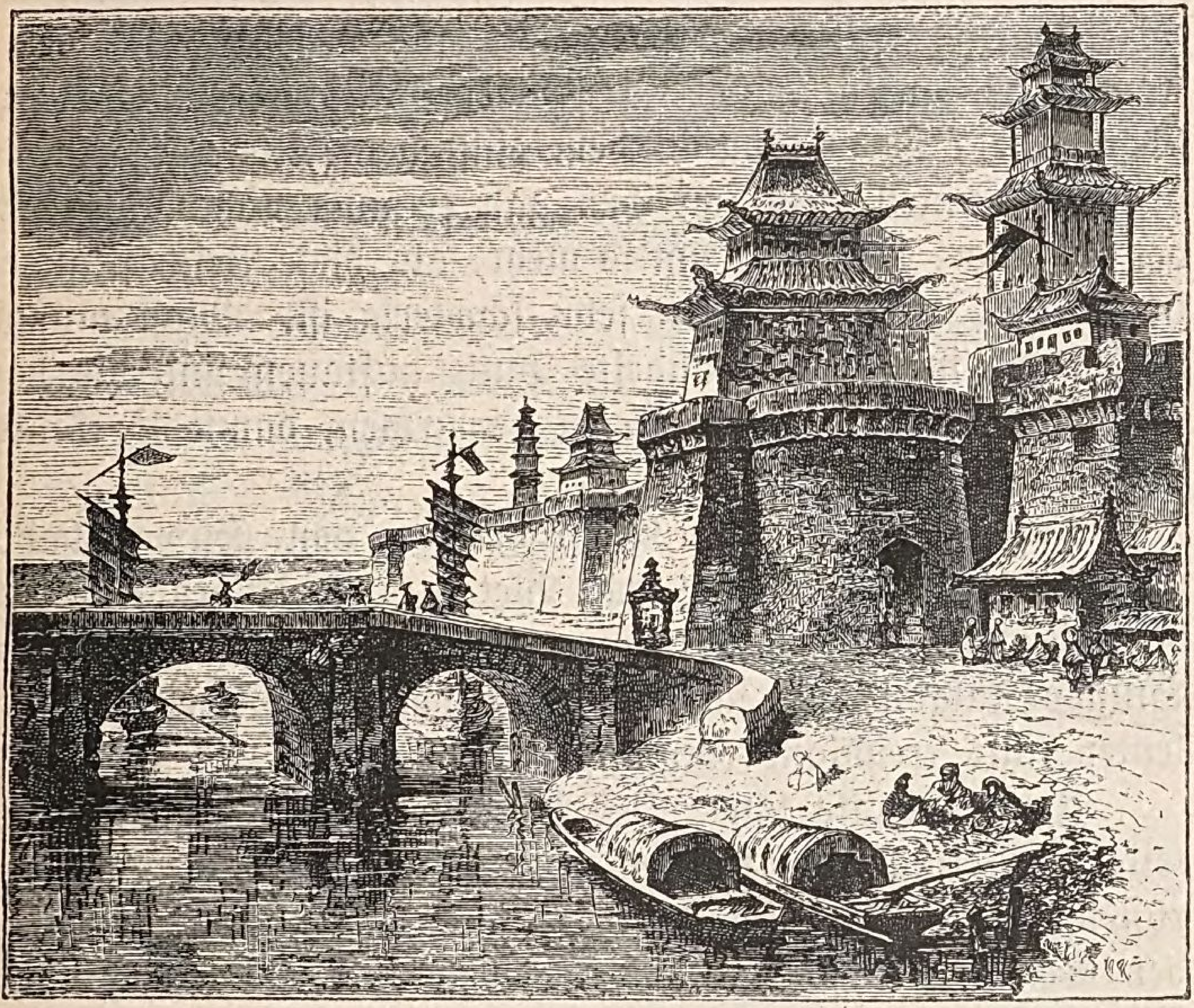
Hierauf trat die ungemein wichtige Frage auf Brennmaterial an uns heran, und einer unserer Kosaken ritt dann

in die nächste mongolische Jurte, um Argal zu kaufen, wenn wir uns solchen nicht schon unterwegs verschafft hatten. Für Argal aber mußte ein hoher Preis bezahlt werden, denn für ein Säckchen, das ungefähr 36 Kilogramm wog, gaben wir häufig einen halben Rubel; dies war jedoch das kleinere Uebel. Weit schlimmer war es, wenn man uns keinen Argal verkaufen wollte, was uns einigemal während unserer Reise in Gegenden, die ausschließlich von Chinesen bewohnt waren, passierte. Einmal gerieten wir in eine so mißliche Lage, daß wir die Sattelböcke zerhacken mußten, nur um Thee zu kochen und mit diesem frugalen Abendbrote mußten wir uns nach einem Marsche von 35 Kilometer und unter dem Einflusse einer heftigen Kälte und eines großen Schneetreibens begnügen. Wenn Feuer im Zelte war, wurde es ziemlich warm in ihm; zum mindesten wurde dann der Teil des Körpers erwärmt, welcher dem Herde zugekehrt war, doch griff der Rauch die Augen an und er wurde besonders unerträglich, wenn ein heftiger Wind wehte. Während des Abendbrotes füllte der Dampf aus der Schüssel mit Suppe unser Zelt dermaßen, daß es uns ein Dampfbad (bania) in Erinnerung brachte; freilich nicht durch die im Zelte herrschende Temperatur der Luft. Ein Stückchen gekochtes Fleisch wurde während des Essens fast ganz kalt und Hände und Lippen wurden mit einer Schichte Fett bedeckt, die hernach mit einem Messer abgeschabt werden mußte. Der Docht eines Stearinlichtes, das wir manchmal während des Abendbrotes anzündeten, brannte häufig so tief herunter, daß wir den äußeren stehen gebliebenen Rand, der an der Flamme nicht geschmolzen war, abbrechen mußten.

Während der Mahlzeit umgaben wir unser Zelt mit dem Gepäcke und verschlossen auch den Eingang möglichst dicht; trotzdem war die Kälte in unserer Wohnung nicht bedeutend geringer, als auf dem Hofe, denn wir unterhielten während der Nacht kein Feuer. Wir schliefen alle nebeneinander unter Pelzen oder Decken aus Schaffellen und entkleideten uns auch gewöhnlich, um gehörig auszuruhen. Um

zu schlafen, war es warm genug, denn wir deckten uns bis über die Köpfe zu, legten auch häufig Filzdecken auf unsere Pelze und Pelzdecken. Mein Reisegefährte nahm immer unseren Faust unter seine Decke und dieser war immer über eine solche Einladung sehr erfreut.

Selten ging aber eine Nacht ruhig vorüber. Die Wölfe, welche umherstreiften, scheuchten unsere Kamele und



Westliches Thor von Peking.

Pferde und die mongolischen oder chinesischen Hunde kamen manchmal herbei, um Fleisch zu stehlen, ja drangen oft ohne Zeremonie ins Zelt. Solche Diebe büßten ihre Zudringlichkeit mit dem Leben, aber nach einer solchen Episode erwärmte sich derjenige nicht bald wieder, welcher aufstehen mußte, um die aufgesprungenen Kamele wieder zu lagern und einen Wolf oder diebischen Hund zu erschießen.

Frühmorgens sprangen wir gleichzeitig auf und machten uns, vor Kälte am ganzen Leibe zitternd, ans Theekochen.

Hierauf wurde das Zelt zusammengelegt, die Kamele beladen und mit Sonnenaufgang ging's, unter dem Einflusse einer grimmigen Kälte, weiter."

Traurig gestaltete sich das Lager in der Nähe des Klosters Schyrety-dsu. Ein Pferd und ein Kamel fielen vor Kälte und Ermattung, die übrigen Kamele wurden auf der Weide gestohlen und das einzige übriggebliebene Pferd war zur Reise völlig untauglich. Die Kosaken mußten nach dem 80 Kilometer entfernten Kuku-choto sich begeben, um neue Kamele zu kaufen, während Prschewalski und sein kranker Gefährte 17 Tage lang in dem einsamen Zelte müßig verbringen mußten. Zu schreiben gab es auch nichts, bemerkt der Reisende, und dies um so mehr, als diese Beschäftigung im Winter und im Freien sehr schwierig ist. Man mußte vorher die in Eis verwandelte Tinte auftauen und die befeuchtete Feder häufig am Feuer erwärmen, damit die Tinte an ihr nicht gefriere.

Nachdem man den Gebirgsrücken von Suma-Chada überschritten, besserte sich das Wetter. Am Vorabend des Neujahrsfestes 1872 erreichten die Reisenden in später Stunde Kalgan, wo sie von ihren dort ansässigen Landsleuten aufs freudigste empfangen wurden.

Zwei Monate lang blieb Prschewalski teils in Kalgan, teils in Peking, um sich zu einer neuen Expedition auszurüsten, auf welcher er über Alaschan die Provinz Gansu, den See Kuku-nor und die Hochebene von Tibet besuchte. Wir wissen nunmehr, wie man in den Steppen und Wüsten Mittelasiens reist, welche Mühsale den Reisenden im Sommer wie im Winter bevorstehen. In den Gebieten, die man jetzt aufsuchen sollte, dauerten die Kämpfe mit den Dunganen noch fort, und so legte Prschewalski bei der Ausrüstung den Hauptnachdruck auf die Waffenvorräte, da er ihm der beste Schutz gegen das feige räuberische Gesindel war.

Die beiden Kosaken, die sich nicht besonders ausgezeichnet hatten, wurden entlassen und an ihre Stelle zwei andere genommen, die alle Erwartungen übertrafen und denen Prschewalski das höchste Lob zollt.

„Faust" erhielt auch einen Gefährten, einen sehr bösen mongolischen Hund „Kars", welcher zum Nachtwachen bestimmt war und sich durch seine Feindschaft gegen die Chinesen so auszeichnete, daß es genügte, ihn vor dem Zelte anzubinden, um lästige Besucher fernzuhalten. Faust und Kars hatten sich jedoch vom ersten Augenblicke an gehaßt und blieben während der ganzen Expedition geschworene Feinde.

Von dieser zweiten Expedition wollen wir im nachstehenden nur die wichtigsten Episoden hervorheben.

Auf den Hochebenen Tibets.

Südlich von Dyn-juan-in erstreckt sich noch weiter die Alaschaner Wüste — ebenso öde und schrecklich wie ihr nördlicher Teil; man zieht durch die Sandflächen der Tyngeri, bis sich dem Auge ein unvermutet aus der Ebene aufsteigendes Gebirge zeigt. Es sind die Gansuberge, in denen sich mit einem Schlage das Bild der Natur ändert. Reiche Niederschläge, bewaldete Höhen, frische Alpenmatten kennzeichnen vorteilhaft diese Berge aus, welche die Heimat des offizinellen Rhabarbers sind, dessen Wurzeln hier gesammelt und getrocknet und von hier in die weite Welt hinausgesandt werden. Neben den Chinesen und Mongolen tritt hier ein anderer Menschenstamm auf, die Tanguten, die mit der Bevölkerung Tibets sehr nahe verwandt sind. Südöstlich von diesen Bergen liegt der herrliche über 5000 Quadratkilometer große Salzsee Kuku-nor, den die Mongolen mit blauer Seide vergleichen und mit Recht den blauen See genannt haben. Ein herrliches Juwel in dem unwirtlichen Steppengebiete Asiens, liegt er teils von Bergen, teils von fruchtbaren Steppen umrahmt. An seinen Ufern herrscht von Zeit zu Zeit ein reges Leben; denn hier sammeln sich die Karawanen frommer Pilger, die nach Lassa ziehen, um den Dalai-Lama zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

Der Weg dorthin ist freilich noch weit; er führt über Berge und die öden Ebenen von Zaidam. Weiter im Südosten

steigt wieder die Ebene an und türmt sich zu einem gewaltigen Bergzuge auf, der den Namen Burchan-Buddha, d. h. Gott Buddha, trägt. Wir befinden uns hier bereits unter dem 36.° nördlicher Breite, also in der Polhöhe von Gibraltar, und gelangen, indem wir den Burchan-Buddha übersteigen, wieder auf Hochebenen. Sie liegen aber bereits in der furchtbaren absoluten Höhe von 4800 bis 5200 Meter, also auf und über der Meereshöhe vom Montblanc. Darum werden wir hier trotz des südlichen Striches mehr an den Pol als an den Aequator gemahnt; wir befinden uns in den verrufenen Wüsten Nordtibets. — Prschewalskis kleine Karawane, von einem Mongolen geführt, betrat dieses Gebiet in den Wintermonaten, vom 23. November 1872 bis zum 10. Februar 1873. Sie hatten schon am Kuku-nor von den Gefahren der Reisen in jenen Gebieten gehört. Selbst im Frühjahr oder Herbst, der



Die Rhabarberpflanze mit Blüte und Fruchtstand.

günstigsten Reisezeit, ereignen sich hier Unfälle. Die Kamele unterliegen den Anstrengungen und selbst der gezähmte Yak, der an diese rauhe Natur mehr gewöhnt ist, fällt oft auf dieser Reise, so daß die Pilger in der Regel Reservetiere mitschleppen müssen. Erst im Jahre 1870, erzählte man Prschewalski, verließ eine Karawane mit 300 Menschen und 1000 Kamelen und Yaks im Februar Lassa und verlor auf diesem Marsche 50 Mann und sämtliche Lasttiere. Als die Kamele und Yaks infolge Futtermangels zu fallen begannen und täglich ganze Dutzende verendeten, waren die Menschen gezwungen, alle Waren und überflüssigen Sachen im Stiche zu lassen; später warfen sie auch nach und nach Mundvorräte weg und gingen selbst zu Fuß. Endlich waren sie auch gezwungen, die Mundvorräte auf dem eigenen Rücken zu tragen, und von der großen Zahl der Kamele verblieben nur drei, welche man mit Dsamba gefüttert hatte, übrig. Aller Argal war mit einer dicken Schneeschicht bedeckt, so daß es sehr schwer war, ihn zu finden, und um ihn anzuzünden, brauchten die Pilger ihre eigene Kleidung, welche der Reihe nach in Stücke zerrissen wurde. Fast jeden Tag verstarb einer an Erschöpfung, und Kranke wurden, selbst wenn sie noch lebten, ohne Gnade zurückgelassen und kamen auf dem Wege um. Der tiefe Schnee, der in jenem Jahre gefallen war, machte das Reisen so verhängnisvoll.

Aber an und für sich sind die Hochebenen Tibets abschreckend und mühselig zu durchwandern. Ihr Boden besteht aus Lehm mit Beimischung von Kies und Salz, das manchmal wie Schnee erglänzt. Jeder Vegetation bar ist er vom Winde durchfurcht und zernagt. Nur wo Quellen hervortreten, wo der Grund morastig wird, bildet sich eine Vegetation, die das von dem Anblick der Todesstarre der Natur ermüdete Auge an Wiesen erinnert. Hier gedeiht eine Art Riedgras, welches vom Winde so ausgetrocknet ist, daß es unter den Fußtritten zerbricht, zerbröckelt und in Staub zerfällt, ein hartes Gras, auf dem sich selbst die Kamele wund laufen. Nur seltener findet man hier eine andere Pflanze mit zusammengesetzterer Blüte — nirgends

aber einen Busch, geschweige denn einen verkrüppelten Baum.

Im Winter herrschen hier furchtbare Stürme und Fröste; im Frühling Stürme und Schneetreiben, im Sommer Stürme und heftige Regen mit gewaltigen Hagelschlägen — nur in der kurzen Herbstzeit klärt sich der Himmel auf und die Sonne scheint warm hernieder.

Um diese Zeit kommen auch die Pilgerkarawanen hinauf und durchziehen die wüsten Hochebenen; aber einen Weg gibt es hier nirgends, man richtet sich nach dem Kompaß, nach den Sternen des Himmels, nach den Hügeln und Bergen, deren Spitzen, mit ewigem Schnee bedeckt, über diesen Ebenen emporragen.

So tritt das Land feindlich dem Menschen entgegen und selbst die Luft Nordtibets ist für ihn nicht geschaffen. Wir sind ja hier auf der Höhe des Montblanc und die Luft ist dünn; das Wasser siedet schon bei 68° R.; der Argal brennt ungemein schlecht und wärmt wenig, und die dünne Luft macht den Menschen schwach. Selbst die Besteigung eines kleinen Hügels ermüdet, nach einem längeren Marsche zittern Hände und Füße, Schwindel und Erbrechen stellen sich bei größeren Anstrengungen ein. Selbst die Nachtruhe ist nicht erquickend und der Schlaf wird durch Atemnot gestört.

Auf alle diese Schwierigkeiten waren unsere Reisenden vorbereitet und sie ließen darum einen Teil ihrer Mundvorräte in Zaidam zurück, vergruben die überschüssigen Patronen und Schrotvorräte am Uebergange des Burchan-Buddha, um ihren Kamelen möglichst wenig Last aufzubürden. Sie waren schon zwei Jahre im Inneren Asiens umhergezogen und das sah man ihnen an. Die warme Kleidung hatte viel gelitten und war ganz und gar mit Flicken bedeckt. Die Pelzröcke und Kuchlanken waren zerrissen und die Stiefel — die hatten diese Form außen schon lange nicht mehr. Die Reisenden nähten an die alten Schäfte Stücke von den Fellen der erlegten Yaks und zogen in ihnen in stärkstem Frost auf unwegsamen Pfaden.

Am Kuku-nor hatte man ihnen eine Jurte geschenkt, und diese leistete jetzt ausgezeichnete Dienste. Jeden Abend wurde sie aufgeschlagen, das Dach mit doppelten Filzdecken, die Seitenwände mit dreifachen Filzdecken belegt und außerdem noch mit Fellen der erlegten Antilopen ausgekleidet. In ihrer Mitte brannte auf dem eisernen Roste der „duftende“ Argal und über ihm hing der eiserne Kessel, der einzige Veteran aus dem Kochgeschirr. Auch an ihm war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen, er war leck und wurde „kunstvoll“ mit den Metallhülsen der Berdanpatronen repariert.

Unsere Reisenden waren Frühaufsteher. Zwei Stunden vor Tagesanbruch standen sie auf, zündeten Argal an und kochten Thee, der mit Dsamba als Frühstück diente. Dann mußte die Jurte abgebrochen und auf die Kamele geladen werden. Die Sonne ging auf, als diese Arbeiten vollendet waren, und der kleine Zug setzte sich bei grimmigem Froste, der oft — 31,0° C. betrug, in Bewegung. Reiten konnten sie nicht der Kälte wegen; aber auch der Marsch zu Fuß war äußerst beschwerlich, denn das Gewehr und die Patronentaschen machten zusammen eine Last von 10 Kilogramm, die in der dünnen Luft sich besonders fühlbar machte. Trotz des schneidenden Windes ging es vorwärts, bis die Natur sehr oft gegen Mittag Halt gebot. Um jene Zeit pflegte sich ein Sturm zu erheben, der die Luft mit Staub und Sand erfüllte, daß es unmöglich war vorwärts zu gehen. Manchmal legte sich das Unwetter rasch; manchmal aber tobte der Sturm stundenlang und der feine Staub hing noch am anderen Morgen in der Luft und gab der Atmosphäre eine gelbliche Färbung. Gegen den Sonnenuntergang hörten diese Stürme regelmäßig wie abgeschnitten auf.

Die Jurte wurde ausgestellt und dann begaben sich alle fort, um Argal der wilden Yaks zu suchen. Nun glimmte das Feuer und nicht Wasser, sondern Eis wurde angesetzt und man mußte lange warten, bis es auftaute, bis es kochte und der Thee fertig war. Bei einigermaßen günstigem Wetter ging dann Prschewalski mit seinem Gefährten auf

die Jagd. Mitunter war diese Jagd mit unerhörten Schwierigkeiten verbunden, unter dem Einflusse der Kälte wurden die Kammern der Büchsen so eng, daß es nach dem Schusse sehr schwer war, die leere Hülse aus dem Laufe zu ziehen, und es nötig wurde, zum Entladestocke die Zuflucht zu nehmen. Die Kosaken tauten indessen das Eis auf, um das nötige Trinkwasser für die Pferde zu erlangen, die nicht gewohnt waren, ihren Durst mit Schnee und Eisstückchen zu löschen. Sie kochten auch das Fleisch, an dem dank den großen Yakherden niemals Mangel war; es war aber so gefroren, daß es gehackt werden mußte und konnte, da das Wasser schon bei 68 ° R. siedete, nicht gar gekocht werden.

Nach einem solchen mühevollen Tage, an dem man sich 10 bis höchstens 20 Kilometer vorwärts geschleppt hatte, legte man sich zur Ruhe nieder. Räuber waren in dieser menschenleeren Wüste nicht zu fürchten, aber der Schlaf war nicht ruhig, in diesen hohen Regionen konnte man überhaupt nur mit einem sehr hohen Kopfkissen oder halb sitzend schlafen, wenn man vom Alpdrücken frei sein wollte. In der Jurte wohnte mit den Reisenden auch der mongolische Führer Tschutun-Dsamba. Er war „Fähnrich“, folglich Beamter, er hatte neunmal als Karawanenführer den Weg nach Lassa gemacht und kannte darum den Weg ausgezeichnet. Er war der klügste Mann von ganz Zaidam, aber auch ein fürchterlicher Heuchler und „ein Schwein erster Größe“. Seine Manieren, wie er gefrorene Yakfladen als Teller benutzte, auf denen er warme Fleischstücke abkühlte, wie er nach Schocken seine Parasiten tötete u. s. w., wollen wir nicht näher ausmalen, jedenfalls trug diese Gesellschaft nicht dazu bei, die langen kalten Winternächte angenehmer zu machen.

Auf dem ganzen weiten Wege bis zum Ufer des Jantsekiang, des Blauen Flusses, der am 10. Januar 1873 erreicht wurde, begegneten die Reisenden keiner Ansiedelung, keinem Menschen, aber tot, jedes Lebens bar, war diese traurige Hochebene nicht; im Gegenteil geradezu überraschend war der Reichtum an größeren Tieren — hatten doch Prsche-

walski und sein Gefährte während der 80 Tage ihrer Wanderung in Nordtibet 78 große Tiere erlegt, mit deren Fleisch sie Hunderte von Menschen hätten ernähren können.

Verschiedene Antilopen finden hier ihr Auskommen, der Kulan flüchtet sich hierher vor den Nachstellungen des Menschen und diese öden Hochebenen sind die eigentliche Heimat des Yak, jenes prachtvollen Rindes, das schon den Alten unter dem Namen Poäphagus bekannt war. Seit längerer Zeit werden Yaks auch in unseren zoologischen Gärten gehalten, aber das sind gezähmte Exemplare, wie sie in den Gebirgsgegenden Innerasiens als Last- und Reittiere benutzt werden. Eine ganz andere Erscheinung bietet der wilde Yak, dessen Lebensweise wir durch die Schilderungen Prschewalskis am besten kennen gelernt haben.

Ein altes Männchen des langhaarigen Ochsen erreicht, ohne Schwanz gemessen, nahezu die Länge von 3,80 Meter, der Schwanz mit seinem langen, wellenförmig gekräuselten Haare, das ihn schmückt, ist ebenfalls 1 Meter lang. Die Höhe des Tieres beträgt vom Buckel bis zur Fußsohle gegemessen 1,89 Meter; der Umfang des Rumpfes in seiner Mitte 3,46 Meter und das Gewicht annähernd 630 bis 720 Kilogramm. Ungeheuere bis 86 Centimeter lange Hörner schmücken den Kopf. Der Körper ist mit dichten, langen, schwarzen Haaren bedeckt, welche bei alten Männchen auf dem Rücken und den Seiten einen bräunlichen Anflug haben. Der untere Teil des Körpers ist wie der Schwanz mit langen, schwarzen Haaren ausgestattet, welche wie Fransen herabhängen. Die Haare am Maul haben einen grauen Anflug; den Rücken entlang zieht sich bei jüngeren Tieren ein schmaler silbergrauer Streif.

Die Weibchen sind unvergleichlich kleiner als die Männchen und bei weitem nicht so schön wie diese.

In den benachbarten Gebirgen Tibets ist der Yak gleichfalls vertreten, aber er verringert sich hier merklich infolge der Nachstellungen der Menschen. In den wüsten Hochebenen ist er sehr häufig. Die Weibchen, jungen Männchen und Kälbchen sammeln sich zu Herden, die oft aus einigen

hundert bis tausend Stück bestehen. Dies mag für die Beschaffung der Nahrung auf den dürftigen Weiden nicht gerade vorteilhaft sein, aber das Zusammenhalten bietet den unerfahrenen Kälbern Schutz gegen die Anfälle der Wölfe. Wittern die Tiere eine Gefahr, so sammeln sich die zerstreut äsenden in große Herden, in deren Mitte sich dann die Kälber befinden; einige erwachsene Männchen und Weibchen gehen aber vor, um sich zu überzeugen, worin die Gefahr besteht. Wenn kein blinder Lärm war und sich ein Jäger naht, besonders aber, wenn er schießt, so ergreift der ganze gedrängte Haufen plötzlich im Trabe, häufig auch im Galopp, die Flucht. In letzterem Falle neigen viele von ihnen den Kopf zu Boden, während sie den Schwanz erheben und auf den Rücken legen. So sprengen sie davon, ohne sich umzusehen. Es erhebt sich dann eine Wolke von Staub und die Erde dröhnt unter dem Stampfen der Hufe, das in weiter Ferne zu hören ist. Eine solche wilde Flucht dauert übrigens nicht lange; nur selten laufen die Tiere in dieser Weise 1 Kilometer, häufig weniger. Der vereinzelte Yak galoppiert bei der Flucht nur einige Schritte, und er ist, auch wenn er schnell läuft, zu Pferde leicht einzuholen. Er klettert aber ausgezeichnet auf Felsen und schroffen Abhängen, die nur einer Gemse zugänglich scheinen.

Die alten Männchen gehen allein in der Wüste umher, oder doch nur in Herden von 3 bis 5 Stück, selten, wenn sich ihnen jüngere, aber erwachsene Männchen anschließen, bilden sie Trupps von 10 bis 12 Stück.

Während der Brunftzeit, die im September beginnt und einen Monat dauert, ändert der faule Yak seinen Charakter. Dann führen die Stiere mit ihren Rivalen furchtbare Kämpfe. „Diese Turniere sind aller Wahrscheinlichkeit nach sehr ernst“, schreibt Prschewalski, „denn wir fanden fast bei allen Männchen, welche wir während des Winters geschossen haben, Spuren dieser Liebesduelle in der Form von häufig recht bedeutenden Narben. Doch nicht genug dieser Narben, fand ich bei einem von mir erlegten Yak das linke Horn an der Wurzel abgebrochen, so daß

dieses Tier nur ein Horn hatte. Was war das für ein Stoß, der es vermochte, das riesige und ungemein starke Horn dieses Tieres zu zerbrechen? Was für Köpfe haben auch diese Tiere, von denen der eine einen solchen Stoß zu versetzen, der andere ihn auszuhalten vermag!“

Für den Menschen ist der Yak noch von besonderer Bedeutung. Jede Weide, wo eine Yakherde geruht hat, ist mit Exkrementen dicht bedeckt, und dieser Argal bildet das



Ein Plateau des westlichen Tibet, im Hintergrunde Karakorum.

einzige Brennmaterial in der Gegend — ohne ihn wäre es unmöglich durch die Hochebene Tibets zu reisen.

Die Jagd auf diesen Riesenstier ist sehr verlockend, aber auch mit Gefahren verbunden; denn das angeschossene Tier stürzt sich oft auf den Jäger. Dieser ist dabei in der schlimmen Lage, daß er niemals darauf rechnen kann, daß er mit einer wohlgezielten Kugel den Yak ungefährlich macht. Die Kugel aus der besten Büchse dringt nicht durch den dicken Schädelknochen und erst durch eine Reihe von Schüssen kann man des Tieres Herr werden. Nur die unbegrenzte

Dummheit und Trägheit des Tieres kommt dabei dem Jäger zu statten.

Prschewalski beschreibt unter anderem auch einen solchen Vorfall: „Wir bemerkten einst kurz vor Abend drei Yaks, welche in einem Gebirgsthale unweit unserer Jurte weideten. Ich machte mich sogleich auf, um auf diese Tiere Jagd zu machen und schoß, als ich mich auf 200 Schritt genähert hatte, auf den größten von ihnen. Nach dem Schusse ergriffen die Tiere die Flucht, denn der wilde Yak stürzt sich, wenn er in Gesellschaft ist, weit seltener auf den Jäger, als wenn er allein geht. Als sie ungefähr einen halben Kilometer weit geflohen waren, blieben sie stehen. Ich schlich mich nun wiederum bis auf 300 Schritt an die Tiere heran und schoß wiederum auf das schon verwundete. Die beiden Gefährten des verwundeten Riesen ergriffen nun die Flucht, während er selbst umkehrte und langsamen Schrittes auf mich zukam. Ich hatte einen Verdanschen Hinterlader. Ich sendete aus diesem eine Kugel nach der anderen dem Yak entgegen; sie trafen ihn wie eine Scheibe und es war sogar zu sehen, wie der Staub von der getroffenen Stelle des Felles aufwirbelte; trotzdem schritt das Tier immer auf mich los, oder lief zurück, wenn es an einer besonders gefühlvollen Stelle getroffen wurde. Der Yak befand sich noch in einer Entfernung von 150 Schritt von mir, als ich schon alle mitgenommenen 13 Patronen verschossen hatte; ich ließ die Büchse für jeden Zufall geladen und lief eiligen Schrittes in die Jurte, um frische Patronen zu holen. Hier forderte ich nun meinen Begleiter auf mit mir zu gehen, nahm auch einen Kosaken mit und nun gingen wir, drei Mann hoch, um das mächtige Tier zu erlegen. Indessen begann es dunkel zu werden und dies war ein uns nicht günstiger Umstand, da ein sicherer Schuß nun nicht mehr möglich war.

„Als wir nun an die Stelle gekommen waren, an welcher ich den Yak gelassen hatte, fanden wir ihn auf der Erde liegend. Nur der erhobene Kopf mit den ungeheuren Hörnern bewies, daß das Tier noch lebte. Wir näherten uns demselben auf 100 Schritt und schossen eine Salve auf

dasselbe. In demselben Augenblicke sprang der Yak auf und stürzte sich auf uns. Nun begannen wir ihn aus drei Hinterladern förmlich mit Kugeln zu überschütten, trotzdem näherte er sich uns und kam bis auf 40 Schritt heran. Aber noch eine Salve — und der Yak schlug mit dem Schwanze, wendete um und ergriff die Flucht, blieb aber, nachdem er gegen 100 Schritt gelaufen war, stehen. Indessen war es ganz finster geworden und ich beschloß das Schießen einzustellen. Hierzu bewog mich auch die Erwägung,



Jagd auf wilde Yaks.

daß das Tier infolge der Wunden, die es empfangen hatte, während der Nacht verenden müsse. Thatsächlich fanden wir es am folgenden Morgen tot liegen. Im Rumpfe des Yak fanden wir fünfzehn, im Kopfe drei Kugeln. Eine der letzteren hatte nicht den dicken Knochen des Schädels, der mit einer 13 Millimeter dicken Haut bedeckt ist, durchbohrt. Eine andere Berdankugel traf ins linke Auge des Yak, das sie zerschmetterte, streifte gegen 13 Millimeter am Schädelknochen hin und zersplitterte in kleine Stückchen."

Von den Raubtieren hausen in diesem Gebiete der tibetanische Wolf und der Steppenfuchs. Der erstere gleicht

in der Größe dem gewöhnlichen Wolfe und unterscheidet sich von diesem nur durch die gelblich-weiße Farbe des Felles. Dieses Raubtier findet schon an den gefallenen Tieren genügende Nahrung, außerdem aber schart es sich zu Gesellschaften zusammen und sucht Antilopen. Er steht, was Mut, Kraft und Gewandtheit anbelangt, dem grauen Wolfe nach. Die Hunde der Expedition hatten mit ihm oft während der Nacht Kämpfe zu bestehen und blieben stets Sieger. Diese Isegrims des Wüsten-Hochlandes hatten der Expedition so manches Schnippchen geschlagen. Sie verzehrten nicht nur das erlegte Wild, wenn es nicht sofort fortgeschafft wurde, sondern verlegten sich auch auf Diebstähle. Am Flusse Schuga vergrub Prschewalski im Steingerölle einige Pfund Butter, die er auf dem Rückwege mitnehmen wollte; die Wölfe haben die Butter aufgewittert, die großen Steine weggerollt und die Butter samt der Leinwand verzehrt. Ein anderesmal hatte Prschewalski im Gebirge eine glattläufige Flinte mit einigen Blechpatronen zurückgelassen. Als er am anderen Tage wiederkam, waren Flinte und Patronen weg. Die Flinte fand er in einiger Entfernung mit einem entladenen Laufe wieder, aber die Blechpatronen waren spurlos verschwunden. Der tibetanische Wolf ist ungemein scheu und nur einmal gelang es Prschewalski, ein Fell für die Sammlung zu erbeuten, indem er sich in der Nähe eines erlegten Kulans versteckte. Der Steppenfuchs ist hier noch scheuer als der Wolf, so daß seine Lebensweise noch nicht genügend erforscht werden konnte.

Charakteristisch für Nordtibet ist auch eine wilde Felsschafart, das weißbrüstige Argali, eine Abart der wilden Schafe, wie sie in der Mongolei öfters angetroffen werden. Es ist durch seine weiße Brust ausgezeichnet, welche mit langen Haaren, die gleichsam eine Brustkrause oder ein Vorhemdchen bilden, bewachsen ist. Die Sinne dieses Tieres sind ausgezeichnet entwickelt, und das Argali ist, im Gegensatz zu anderen Tieren Tibets, ungemein vorsichtig, trotzdem es fast gar nicht von Menschen verfolgt wird. Die Mongolen töten es nur in sehr seltenen Fällen, und auch dann

nur Weibchen, da sie Männchen gar nicht schießen, denn sie wissen sehr wohl, daß die Kugel der Luntenflinte dieses Tier nicht auf der Stelle tötet.

Die Vogelwelt Nordtibets ist nicht besonders reich. Man findet hier den Steinadler, den Schneeadler, Krähen, Schneefinken, das tibetanische Steppenhuhn, Lerchen u. s. w.

Am 10. Januar 1873 stand Prschewalski am Ufer des Blauen Flusses, er war nur noch 27 Tagereisen von Lassa entfernt; aber die unzulänglichen Mittel, über die er verfügte, zwangen ihn zur Umkehr. Die furchtbaren Schwierigkeiten der tibetanischen Wüsten hatten die Lasttiere derart erschöpft, daß von elf Kamelen bereits drei gefallen waren, und so trat er mit schwerem Herzen den Rückmarsch nach Zaidam an. Jetzt war es aber die höchste Zeit an Rückkehr zu denken — und von Urga trennten ihn noch 1500 Kilometer Weges, welcher durch die Wüsten von Alaschan und Gobi führte. Und wie sahen die Reisenden aus, als sie vom Burchan-Buddha hinabstiegen? An der Kleidung waren sie gar nicht als Europäer zu erkennen: „Seht," riefen die Bewohner von Zaidam, „die Fremden sehen aus wie unsere Mongolen!" Nachdem am Kuku-nor die Kamele umgetauscht und das Nötige für den Rückmarsch angeschafft wurde, blieben noch fünf Lan Silber, d. i. zehn Rubel, in der Expeditionskasse übrig. In Alaschan aber erwarteten die Reisenden Geld, welches durch die Vermittelung der Pekinger Regierung von der russischen Gesandtschaft dorthin gesandt worden war.

Der Frühling war am Kuku-nor und im Gansu-Gebirge den Reisenden vergangen, und sie, die im Winter mit der Polarkälte Tibets zu kämpfen hatten, zogen im Sommer wieder durch die glühende Alaschaner Wüste. Der erste Teil dieses Marsches wurde ohne Führer ausgeführt, und da geriet die Expedition öfters in die Gefahr sich zu verirren. Besonders war dies am 9. Juni der Fall. Aus dem Sande gerieten die Reisenden auf eine lehmige Ebene, auf welcher sich zwei Fußsteige zeigten; der rechts liegende war mehr eingetreten und man beschloß, ihn einzuschlagen. Dann kamen aber verschiedene Querstege, welche die Expedition

völlig verwirrten, bis diese nach der Bussole weiter marschieren mußte. Man suchte nach einer Hügelgruppe, welche Prschewalski im vorigen Jahre auf der Karte eingetragen hatte und auf deren Rücken sich ein charakteristischer Steinhaufen befand. Es tauchte auch eine kleine Hügelgruppe auf, deren nähere Gestaltung jedoch selbst mit dem Fernrohr nicht erkannt werden konnte, da die Luft während des ganzen Tages durch den wehenden Wind mit Staub angefüllt war. Indessen wurde es Abend; man schlug das Nachtlager auf und fand, daß man nur noch zehn Quart Wasser hatte. Mit bangen Gefühlen legte man sich nieder, die Frage, ob man morgen einen Brunnen finden würde, wurde zur Frage über Leben und Tod. Am andern Morgen klärte sich die Luft auf, Prschewalski stieg auf die übereinander gelegten Kisten und prüfte von diesem Wachtturm mit dem Fernrohr die Gegend. Im Norden ließ sich eine zweite Hügelgruppe blicken. Nachdem Prschewalski beide Hügel auf der Karte eingetragen hatte, entschied er sich, auf den nördlichen zu marschieren. Die Kamele wurden beladen und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Hügelgruppe verschwand bald hinter der welligen Ebene, bald tauchte sie aus derselben wieder empor, die Entfernung war aber noch immer zu groß, um das Wahrzeichen, den Steinhaufen, selbst mit dem Fernrohr zu erkennen. Endlich, nachdem 10 Kilometer zurückgelegt wurden, zeigte sich das Zeichen und in einigen Stunden stand die Expedition an dem Brunnen, auf den sich die vom Durst erschöpften Tiere mit Begierde stürzten.

Im Juli begann aber für die Reisenden, als sie von Dyn-juan-in mit einem Führer durch die wildesten Striche von Alaschan und Gobi zogen, die Reihe der qualvollsten Tage. Das Thermometer zeigte + 45 ° C. im Schatten! Der Boden war bis zu 63 ° erhitzt und zeigte noch in der Tiefe von zwei Fuß + 26 ° C. Die Luft war ungeheuer trocken. Wenn sich seltenerweise Regenwolken zeigten, so erreichten die Tropfen nicht den Boden, sondern löſten sich in der trockenen Luft in Dampf auf.



Mongolen aus der Wüste Alaschan.

Die Gefahr der Verdurstung trat hier noch einmal an die Wüstenreisenden heran und forderte auch ein Opfer.

Am 19. Juli verließ die Karawane den uns bereits bekannten See Dscharatai-Dabassu und zog nach dem Chan-ula-Gebirge. Die Entfernung sollte nach der Aussage des Führers 25 Kilometer betragen, unterwegs aber zweimal ein Brunnen zu finden sein. Jeder dieser Brunnen sollte in der Entfernung von acht Kilometer liegen. Richtig wurde



Stromschnellen des Yang-tse-Kiang (Blauer Fluß).

auch der erste Brunnen erreicht und nachdem die Tiere getränkt wurden, beschloß man trotz der unerträglichen Hitze weiter zu ziehen und am zweiten Brunnen zu rasten. Das Vertrauen war so groß, daß die Kosaken sogar das Wasser aus den Tönnchen fortschütten wollten, um es nicht unnötig mitzuschleppen. Prschewalski untersagte dies jedoch. Es wurden inzwischen zehn Kilometer zurückgelegt und der Brunnen war noch nicht da. Der Führer gab nun zu, daß er von der Richtung abgewichen sei; er ritt auf den nächsten Sandhügel, um sich zu orientieren und erklärte, daß er

noch einen dritten Brunnen wisse, der nur fünf bis sechs Kilometer entfernt sei.

Die Mittagsstunde war inzwischen genaht und die Hitze wurde unerträglich. Dabei trieb der Wind Staubwolken auf und bedeckte die Reisenden mit Salz und Sand. Besonders litten die Hunde, die auf dem bis zu 60° erhitzten Boden laufen mußten. Prschewalski ließ sie einigemal tränken und ihnen die Köpfe mit Wasser begießen. Aus den fünf Kilometern des Führers wurden zehn und es war noch kein Wasser da. Der Vorrat war bis auf einen halben Eimer erschöpft und dieser mußte nun für den kritischen Fall aufbewahrt werden. Der Führer meinte nun, daß der Brunnen nicht mehr sehr fern sei. Der arme „Faust" begann sich hinzulegen und zu heulen. Da entschloß sich Prschewalski, den Führer mit Pylzow vorauszuschicken und der letztere nahm auch den „Faust" auf das Kamel mit. Als sie nun zwei Kilometer geritten waren, zeigte der Führer von der Höhe eines Hügels Pylzow den Ort, an dem sich der Brunnen wirklich befinden sollte — er war noch fünf Kilometer entfernt. Das Los des armen Hundes war entschieden; er begann Anfälle von Krämpfen zu bekommen, Pylzow entschloß sich zu bleiben und auf die Karawane zu warten. Indessen legte er den Faust unter einen Dornenstrauch und machte ihm ein Dach aus der Filzdecke, die er unter dem Sattel hatte. Der arme Hund verlor jedoch immer mehr das Bewußtsein, endlich heulte er, gähnte einigemal und verendete.

Die Leiche des unglücklichen Faust wurde auf ein Paket gelegt, und man zog weiter. Die Lage war fürchterlich, von dem geringen Wasservorrat nahm jeder einen Schluck in den Mund, um wenigstens die trockene Zunge zu befeuchten; der ganze Körper glühte, als wenn er sich im Feuer befände, und der Kopf wirbelte, wie bei einer nahenden Ohnmacht. Da wurde zum letzten Mittel gegriffen. Ein Kosak wurde mit einem Kessel samt dem Führer zu dem Brunnen vorausgeschickt und erhielt den Befehl, den Mongolen zu erschießen, wenn jener einen Fluchtversuch machen wollte.

Der Kosak kam nach einer halben Stunde wieder und er brachte Wasser mit. Um zwei Uhr nachmittags wurde der Brunnen erreicht. Unterwegs hatte man einen Teil des Gepäcks abgeworfen, um die Kamele zu erleichtern, jetzt wurde er von einem Kosaken und dem Führer wieder zurückgeholt und sie brachten auch den mogolischen Hund Kars mit, welcher sich unter das Gepäck geflüchtet und so sein Leben gerettet hatte.

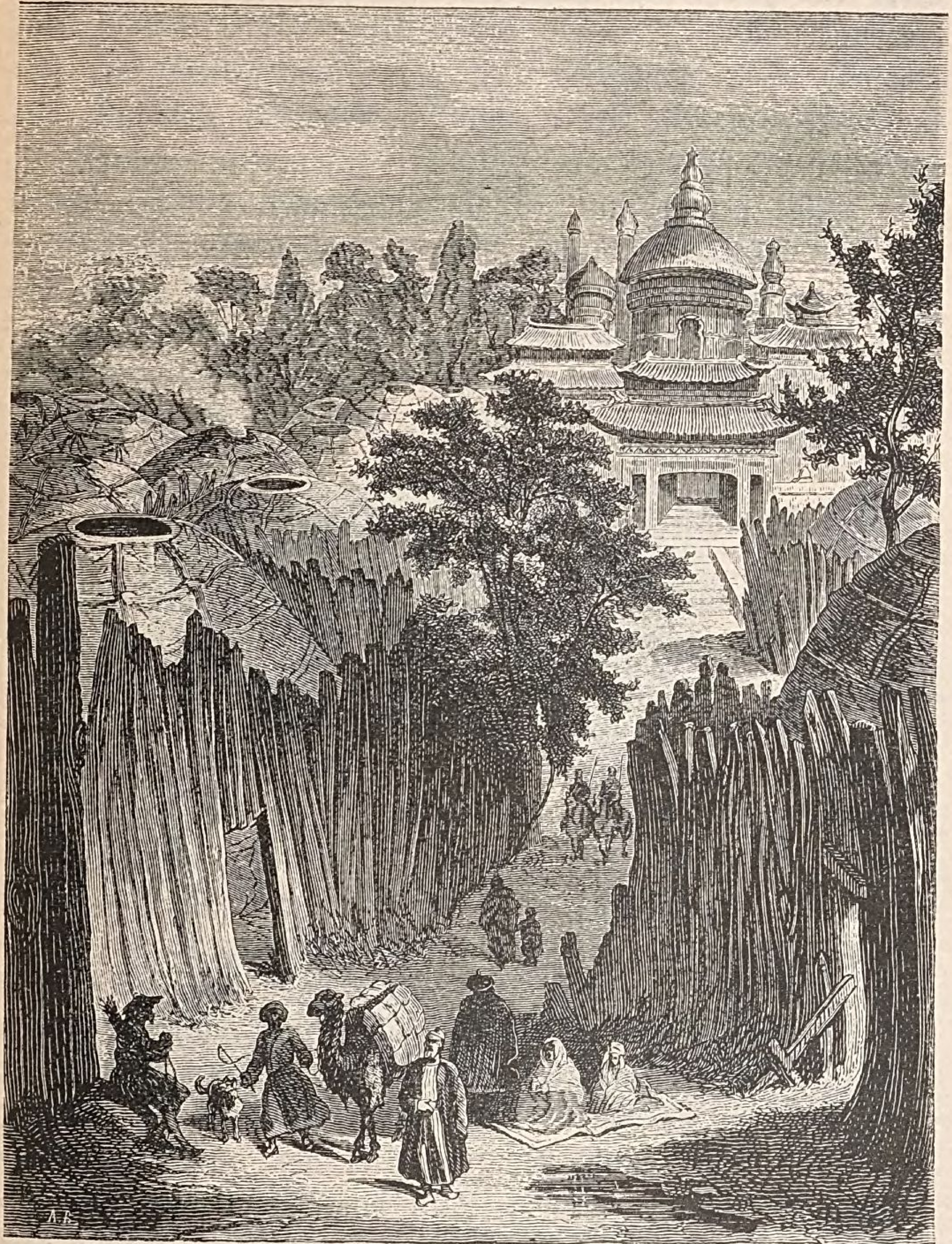
„Trotz unserer physischen und moralischen Erschöpfung konnten wir," schreibt Prschewalski, „vor Betrübnis über den Tod unseres Faust nichts essen und schliefen fast gar nicht während der ganzen Nacht. Am Morgen des nächsten Tages gruben wir ein kleines Grab und beerdigten in ihm unsern treuen Freund. Als wir ihm den letzten Dienst erwiesen, weinten ich und mein Begleiter wie Kinder. Faust war unser Freund im vollen Sinne des Wortes gewesen. Wie häufig hatten wir ihn in den schweren Augenblicken der verschiedenen Zufälle gestreichelt, mit ihm gespielt und so die Hälfte unseres Leids vergessen. Fast drei Jahre lang hatte uns dieser treue Hund gedient, und ihn hatten weder die Fröste und Stürme Tibets, noch auch der Schnee und der Regen der Gan-su, noch auch die Schwierigkeiten eines Tausende von Kilometer betragenden Marsches brechen können. Endlich tötete ihn die glühende Hitze der Alaschaner Wüste, und dies gerade in dem Augenblicke, als nur noch zwei Monate zur Beendigung unserer Expedition fehlten."

Ueber Chan-ula und das Churchu-Gebirge zog Prschewalski weiter gegen Norden. Nach dem Ueberschreiten des letzteren änderte sich das Bild der Landschaft. Der öde Flugsand wechselte hier mit Lehmboden ab, auf dem hin und wieder Salzpflanzen gediehen. Der armselige Wüstenflor hängt hier von dem Regen ab. „Kaum hat dieser aufgehört, so beginnen sich unter dem Einflusse der brennenden Sonnenstrahlen die bis dahin schlummernden Pflanzenkeime mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu entwickeln und in der bis dahin öden Wüste erscheinen in kurzer Zeit grünende Oasen. Dann kommen die Dserenantilopen, die mongolische

Lerche beginnt ihr helles Lied, die Mongolen eilen mit ihren Herden herbei, und der glückliche Winkel wird von rauschendem Leben erfüllt, das in der Mitte des Todes herrscht! Unter dem Einflusse der brennenden Sonne verdunstet die Feuchtigkeit mit der Zeit an der Oberfläche, die Pflanzen werden gelb und von den Hufen der zahlreichen Haustiere der Mongolen zertreten, diese ziehen hinweg, der Dseren verschwindet, die Lerche entflieht, und die Wüste wird wieder, wie sie war, ruhig wie ein Grab.

So reichen sich hier Steppe und Wüste die Hand, und so ereignet es sich, daß man selbst im Innern von Gobi auf wohlhabende Bewohner stößt, deren ungeheure Herden von Schafen auf der mageren Weide gedeihen, die selbst über zahlreiche Kamele, Pferde und Rinder verfügen. Das Bild wird noch freundlicher, wenn man in das Gebiet der Chalchas-Mongolen eintritt und in die Nähe von Urga kommt. Die Charakterpflanzen der Wüste verschwinden und es treten ausgezeichnete Wiesen auf und unter verschiedenen Kräutern bemerkt man Lupinen, Kompositen, Nelken u. a. Ein reiches Tierleben zeigt sich überall, Antilopen, Pfeifhasen und Murmeltiere sind allgegenwärtig und vom blauen Himmel schallt das Lied der Feldlerche. Dann wird der nicht hohe Rücken des Gangin-Daban überschritten und nun stehen die Kamele am Ufer des Toly. Der erste Fluß ist es, den die Reisenden seit ihrem Aufbruch von Gansu gesehen! Auf der ganzen Strecke von 1300 Kilometer hatten sie weder ein Flüßchen noch einen See gesehen, sondern nur Brunnen und vom Regenwasser gebildete salzige Pfützen. Und jenseits des Toly steigt der Bergrücken des Chan-ula empor, nicht nackt und kahl, sondern mit dem Schmuck der grünen Wälder gekleidet. Noch ein Marsch durch diese so herrlich erscheinende Landschaft und am 5. September a. St. 1873 hielt die Karawane vor dem russischen Konsulate in Urga und der zauberische Laut der Muttersprache grüßte die abgehärmten Männer, die der Wissenschaft wegen drei lange Jahre quer durch die Steppen, Berge und Wüsten Innerasiens gepilgert waren.

Urga ist die russische Bezeichnung für diese wichtigste Stadt der Mongolen; in der Sprache derselben heißt sie



Straße in Urga mit Tempel.

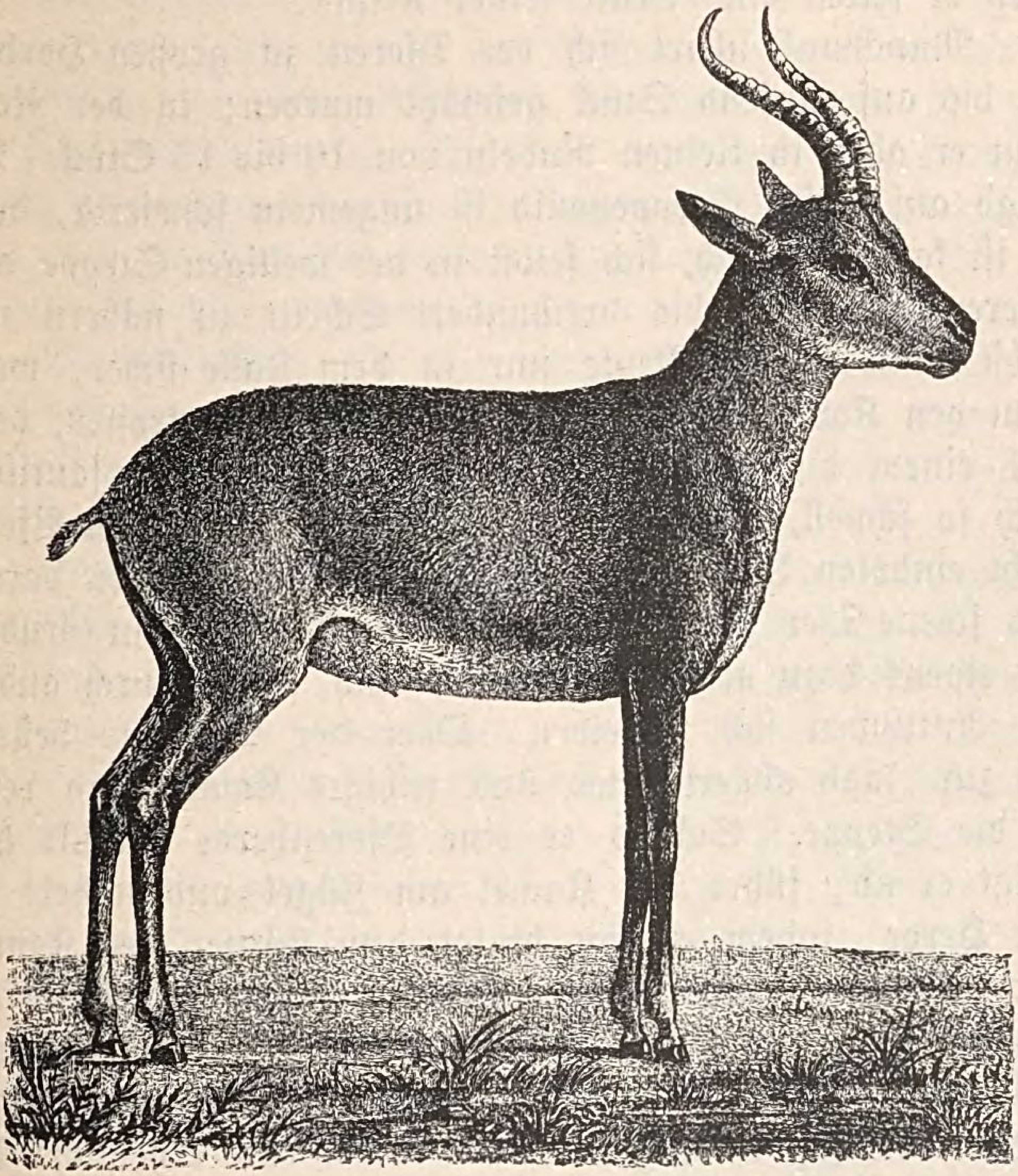
Da-Kuren, d. h. das heilige Lager. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Teile, eine mongolische, das eigentliche Urga, und in die chinesische, welche von der ersteren etwa vier Kilometer entfernt liegt und Mai-mai-tschen, d. i. die Handels-

stadt, genannt wird. In der Mitte zwischen beiden erhob sich auf einer freundlichen Anhöhe in der Nähe des Toly-ufers das zweistöckige Haus des russischen Konsuls mit seinen Nebengebäuden. Damals zählte Urga gegen 30 000 Einwohner. Der chinesische Teil der Stadt besteht aus einfachen Lehmfansen; der mongolische setzt sich gleichfalls aus einfachen Lehmhütten oder Fizjurten zusammen. Er enthält aber einige Tempel mit vergoldeten Kuppeln und den Palast des Kutuchta, des irdischen Repräsentanten Gottes, welchen die Mongolen aus Lassa zugeschickt erhalten. Darum sind auch die meisten Bewohner Urgas Lamas oder Geistliche, und die Stadt ist für die Mongolen nach Lassa, dem Sitze des Dalai-Lama, die wichtigste in religiöser Beziehung.

Die Tierwelt der mongolischen Steppe.

Die mongolische Steppe, die wir soeben durchwandert haben, besitzt auch ihre eigenartige Tierwelt. Zwei Arten verdienen am meisten hervorgehoben zu werden: der Pfeifhase (Lagomys Ogotona) und die Dserenantilope (Antilope gutturosa). Ersterer hat nur die Größe einer gewöhnlichen Ratte und gilt wegen der Stellung seines Gebisses als ein naher Verwandter des gemeinen Hasen. Die Mongolen nennen ihn „Ogotono", d. h. der Kurzschwänzige. Er hält sich nur dort auf, wo die Steppe wiesenreich ist, wüste Strecken meidet er. Er wohnt in Höhlen und baut diese gemeindeweise, so daß man dieselben nach Hunderten und selbst Tausenden beisammen findet. Während des Winters verbleibt er in der Höhle, ohne jedoch Winterschlaf zu halten. Bei etwas milderem Wetter kommt er aber aus seiner Höhle heraus, um sich zu sonnen, läuft von einem Loch zum andern und läßt dabei seine Stimme erschallen, welche dem Pfeifen der Maus ähnlich, jedoch stärker ist. Er hat viele Feinde. Steppenfüchse, Wölfe, Adler, Falken, Bussarde und andere Raubvögel — alle stellen ihm nach und er hält sich nur dank seiner ausgezeichneten Vermehrung. Selbst die Herden der Mongolen schädigen den Ogotono. Das Tierchen

sammelt sich nämlich für den Winter Heuvorräte, die es in Bündeln von zwei bis sogar zehn Kilogramm neben dem Eingang zu seiner Höhle niederlegt. Oft kommt nun das Vieh der Mongolen an diese Wintermagazine und frißt sie auf, so daß der arme Pfeifhase im Winter darben und mit dem trockenen Grase der Steppe sich begnügen muß.



Dserenantilope (Antilope gutturosa).

Echtes Steppentier ist der Dseren oder die Kropfantilope. Sie ist etwas kleiner als der Damhirsch. Der Hals beim Männchen zeichnet sich aus durch den sehr großen Kehlkopf, welcher in der Halsmitte wie ein Höcker hervortritt. Der Dseren hält sich immer in offener Ebene auf; nur im Frühling erscheint er in der hügeligen Steppe, da hier die Kräuter

früher grünen, und nur während der Wurfzeit erscheint das Weibchen im Gebüsch, wo es seine Jungen verbirgt, die übrigens schon nach ein paar Tagen der Mutter folgen und ebenso schnell wie die Alten laufen. Die Schnelligkeit des Dseren ist aber bewundernswert und dank dieser sowie der großen Vorsicht und Unempfindlichkeit gegen Schmerzen wird er selten eine Beute seiner Feinde.

Manchmal schart sich der Dseren zu großen Herden, die bis auf tausend Stück geschätzt wurden; in der Regel zieht er aber in kleinen Rudeln von 10 bis 15 Stück. Die Jagd auf dieses Steppenwild ist ungemein schwierig, denn es ist kaum möglich, sich selbst in der welligen Steppe dem Dseren auf zwei- bis dreihundert Schritt zu nähern und selbst dann ist die Beute nur in dem Falle sicher, wenn man den Kopf, das Herz oder das Rückgrat getroffen, denn mit einem durchschossenen Beine läuft die Kropfantilope noch so schnell, daß man sie selbst auf einem guten Pferde nicht einholen kann. Die eingeborenen Jäger suchen darum das scheue Tier zu überlisten. Sie verstecken sich in Gruben, die eigens dazu angelegt wurden, und lassen durch andere die Antilopen sich zutreiben. Oder der Mongole besteigt ein zur Jagd abgerichtetes und ruhiges Kamel und reitet in die Steppe. Sobald er eine Dserenherde erblickt hat, steigt er ab, führt das Kamel am Zügel und nähert sich der Herde, indem er sich hinter dem Körper des Kamels verbirgt. Auf diese Weise gelingt es, gegen den Wind sich bis auf hundert Schritt und näher an das Wild heranzuschleichen. Zu Pallas Zeiten wurden auf die Kropfantilopen große Treibjagden angestellt, bei denen eine erhebliche Anzahl von Reitern eine Herde einzuschließen und gleichzeitig nach einem Gewässer zuzutreiben suchte. Vor letzterem scheuen sie so, daß sie anstatt schwimmend sich zu retten, lieber zwischen den Reitern durchrannten, denen sie dabei zum Opfer fielen.

Wird die Kropfantilope jung eingefangen, so gewöhnt sie sich leicht an den Menschen, und es sind Fälle bekannt, wo solche Dseren mit Schafen und Ziegen weideten, oder

selbst in menschliche Wohnungen kamen. Dieser Zug ist bekanntlich den meisten Antilopen gemeinsam.

Eine Begleiterin der Dseren und somit ein Charaktervogel der mongolischen Steppe ist die mongolische Lerche (Melanocorypha mongolica); sie ist eine der größten Lerchenarten und man findet sie nur dort, wo sich wiesenartige Steppen erstrecken; sie meidet wüstenartige Striche und ihr schmetterndes Lied ist für den Reisenden ein ebenso gutes Vorzeichen, wie das Erscheinen des Cholodschoro die unwirtlichste Wüste anzeigt. Sie singt ebenso wie unsere Lerche, indem sie sich gegen den Himmel erhebt, versteht aber außerdem auch die Stimmen anderer Vögel nachzuahmen, die sie in ihre Strophen einwebt.

Charakteristisch für die mittelasiatischen Steppen ist auch das Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus), das wir auf dessen Einwanderungen in Europa in der Heimat genau kennen gelernt haben.

Eine Plage der Steppe, erklärte Feindin des Reisenden, ist endlich die Krähe (Corvus corax). Gleich beim Beginn der Reise bemerkte Prschewalski, daß einige dieser Vögel an die Lastkamele herankamen, welche hinter den Wagen gingen, sich aufs Gepäck setzten, dort etwas mit dem Schnabel ergriffen und davonflogen. Eine nähere Untersuchung ergab, daß die zudringlichen Vögel eines der Säckchen mit Vorrat zerrissen hatten und nun Zwieback aus demselben herauszogen. Die Diebe wurden erschossen, aber bald kamen andere und so ging es immer fort. Die Mongolen halten es für Sünde, diese Vögel zu töten und so stehlen sie alles Eßbare, das man außerhalb des Zeltes liegen läßt. Sie haben der Expedition selbst präparierte Felle gestohlen und Hunderte haben ihre Dreistigkeit mit dem Leben büßen müssen.

Durch die Wüsten der Dsungarei.

Wir haben bis jetzt den kühnen Forscher auf seinem Meisterfluge durch die östlichen Gebiete des asiatischen Steppen- und Wüstengürtels begleitet. Nun wollen wir mit ihm die

westlichen Teile desselben aufsuchen, indem wir einige Episoden aus seiner dritten Expedition in den Jahren 1879 und 1880 hervorheben.

Prschewalski nahm zu seinen Begleitern auf dieser Expedition zwei Offiziere, von denen der eine Fedor Leontewitsch Ecklon ihn bereits nach dem Lob-nor begleitet hatte, während der Fähnrich Roborowski Asien zum erstenmal bereiste. Ecklon besorgte das Sammeln und Präparieren der Ausbeute für die zoologische Abteilung, Roborowski die Aufnahme von Skizzen und die botanische Abteilung.

Ferner wurden außer dem Unteroffizier Kolumeizow und dem Dolmetscher für die türkische und chinesische Sprache Abdul Basil Jusupow noch drei Soldaten und fünf Kosaken mitgenommen.

An Nahrungsvorräten wurde, von lebenden Schafen, die unterwegs besorgt worden, abgesehen, mitgenommen: Formthee, Reis, Hirse, Gerste, Dsamba*) und Maismehl, aus welchem man unter Beimischung von Salz und Hammelfett ein ganz erträgliches Brot backen kann, welches sich lange hält und leicht zu transportieren ist. Dazu kamen noch 140 Kilo Zucker, ebensoviel gedörrtes Hammelfleisch, eine Kiste Kognak und Xeres und etwa 25 Liter Spiritus für naturwissenschaftliche Präparate. Auch die Küchengeräte wurden mitgeführt; sie bestanden in einem großen kupfernen Kessel, in welchem Suppe und Thee gekocht wurden, drei kleineren kupfernen Kesseln, zwei Kasserollen, zwei Pfannen, zwei eisernen Wassereimern, zwei eisernen Suppenschüsseln, einem Blasebalg und einem Feuerhaken, was alles in zwei einfachen Holzfässern untergebracht wurde, und einigen Wasserfässern. Ebenso einfach war die Tischeinrichtung; ein jeder führte eine hölzerne Tasse zum eigenen Gebrauch und ein tüchtiges Taschenmesser bei sich. Löffel wurden zwar mitgenommen, da sie aber bald abhanden kamen, durch hölzerne ersetzt, die sich die Reisenden selbst schnitzten. Als Gabel fungierte die natürliche fünfzinkige, d. h. die Hand des Reisenden.

*) Geröstetes Gerstenmehl, welches mit Oel und Fett gemengt wird.

Die Küche wurde monatsweise von einem der Kosaken besorgt und die Offiziere aßen mit den Kosaken aus derselben Schüssel. Der einzige Luxus, den sie sich gönnten, war Zucker, der den Kosaken nur an Festtagen verabreicht wurde.

Der Speisezettel war sehr monoton; fast immer wurde Hammelsuppe verabreicht, die nur bei Jagdglück von einem Wildbraten, noch seltener von einem Fischgericht abgelöst wurde.

Jedes Mitglied der Expedition führte als Waffen eine Büchse (Berdan-System) und zwei Revolver, im Gürtel ein zu der Büchse gehöriges Bajonett und zwei Patronentaschen zu 20 Patronen bei sich. Für die Büchsen wurden 6000 und für die Revolver 3000 Patronen mitgenommen und außerdem hatte die Expedition noch 7 Jagdflinten mit 60 Kilo Pulver und 240 Kilo Schrot.

Die für die Expedition vorschriftsmäßige Kleidung bestand aus Baumwollenwäsche; im Sommer aus Beinkleidern und Blusen von Segeltuch; im Winter aus Beinkleidern von Schafpelz oder grobem Tuch und kurzem Pelzrock; hohe Jagdstiefel vervollständigten die Ausrüstung.

Das Lager bestand aus einer wollenen Decke und einem Lederkissen und während der ganzen Reise schliefen die Mitglieder in Kleidern, deckten sich im Sommer mit einer Fries-, im Winter mit einer Pelzdecke. Die Kosaken hatten weder Decken noch Kissen; sie legten sich einfach auf ihre Pelzröcke.

Zwei mongolische Zelte für den Sommer und eine Filzjurte für den Winter bildeten das Obdach.

Da man in Asien ebenso wie in Afrika ohne Geschenke nicht reisen kann, so wurden noch in Petersburg für 1400 Rubel Flinten, Uhren, Feuerzeuge, Messer, Spiegel, Harmonikas, Stereoskope, Kaleidoskope, Magnete, zwei kleine Elektrisiermaschinen, ein Telephon u. s. w. gekauft.

Dieses für eine Expedition von 13 Mann bestimmte Gepäck wurde noch durch einige wissenschaftliche Instrumente, eine kleine Handapotheke und 200 Kilo chinesisches Geld in großer und kleiner Münze vervollständigt. Wie die ganze

Ausrüstung sich durch spartanische Einfachheit auszeichnete, so waren auch die schweren Geldsäcke zumeist mit einer Art spartanischer Münze gefüllt: mit dem Tschoch, einer Münze, halb Zink, halb Kupfer, in der Größe eines russischen Kopeken und ungefähr im Wert 1/3 unseres Pfennigs; diese Münze hat bekanntlich ein quadratisches Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, um das Geld daran aufzureihen.

Zur Deckung der Kosten dieser Expedition, deren Dauer für zwei Jahre bemessen war, wurden Prschewalski von der russischen Regierung 29000 Rubel bewilligt.

Nachdem in Saisansk noch 35 zweckentsprechende Kamele und fünf kräftige Reitpferde gekauft wurden, war die Expedition marschbereit. Die 4000 Kilo Gepäck wurden in 46 Paketen für 23 Kamele sortiert, und man wartete nur noch auf den Eintritt einer günstigeren Witterung, da Schneefälle die Steppe unpassierbar gemacht hatten. Die Offiziere nutzten die Zeit aus, um mit den Kosaken Schießübungen vorzunehmen, um gegen die Ueberfälle der wilden Bewohner Tibets besser gerüstet zu sein.

Endlich am 21. März a. St. (2. April n. St.) konnte die Karawane formiert werden. Oberst Prschewalski ritt an ihr noch einmal entlang; dann gab er das Kommando „Vorwärts!“ und die Expedition hatte begonnen.

Schon nach den ersten Tagemärschen wurde die dsungarische Wüste, eine Ausbuchtung der Gobi, erreicht. Diese öde Landschaft ist ringsum von wilden Gebirgszügen umgeben und im Norden und Osten von Kies und Steingeröll bedeckt; im Süden findet sich salzhaltiger Triebsand, während im Norden und Nordwesten der Löß vorherrscht.

Die dsungarische Wüste ist an Bewässerung sehr arm; obwohl einige Flüsse dieselbe durchschneiden, so füllen sie sich doch nur während des Sommers, wenn die gewaltigen Schneemassen schmelzen, auf kurze Zeit mit Wasser, das nur allzu rasch verdunstet. Einige Seen gehören noch in das Wüstengebiet, aber auch an ihren Ufern gedeiht nur in schmalen Strichen üppigere Vegetation.

Hier herrscht schon das ungünstige Klima des asiatischen

Hochplateaus in seiner ganzen Strenge. Im Winter gibt es hier Tage, wo das Quecksilber im Thermometer festgefriert, also die Temperatur unter — 40° C. sinkt; während im Sommer unerträgliche Hitze herrscht.

Das Frühjahr, in dem unsere Karawane diese Wüste betrat, ist hier keineswegs die sogen. schöne Jahreszeit; gerade während desselben herrschen hier die heftigsten Nord- und Nordweststürme, die an Gewalt noch die Samums der Sahara übertreffen dürften.

Diese Stürme treten in der Regel ein, sobald die Sonne schon eine gewisse Höhe erreicht hat und ihre Strahlen auf die Atmosphäre eingewirkt haben; je höher die Sonne steigt, desto höher steigt auch die Gewalt des Sturmes, die mit dem Sonnenuntergang fast jäh abbricht. Die Masse des aufgewirbelten Staubes ist so ungeheuer, daß, obwohl die Stürme nie bei bewölktem Himmel eintreten, die Sonne verdunkelt wird und Finsternis die Umgegend bedeckt. Prschewalski hatte auf dieser seiner Wüstenreise während des April zehn und in der ersten Hälfte des Mai sieben solcher Stürme erlebt. Ihre Häufigkeit und regelmäßige Wiederkehr erklärt er folgendermaßen.

Es ist bekannt, daß im Winter infolge der Kälte und der schweren Luft der Barometerstand in der Mongolei und in Ostsibirien ein sehr hoher ist und daß im Gegensatz dazu in der gleichen Zeit der Luftdruck an den Küsten von Ost- und Südasien ein bedeutend geringerer ist. Im Sommer tritt das Gegenteil ein, alsdann wird in der Mongolei die Luft infolge der stark erhitzten Wüsten leichter, während an den Küsten durch die Nähe des Meeres die Hitze abgeschwächt wird und daher die Luft eine schwerere bleibt. Folge davon ist, daß, um das atmosphärische Gleichgewicht herzustellen, die kältere schwerere Luftströmung mit der heißeren leichteren im Kampfe liegt und die Herrschaft über sie davonträgt, also daß zur Winterszeit im Innern Asiens die Nord- und Nordweststürme, im Sommer dagegen die Süd- und Südostwinde wehen. Die ersteren bringen Trockenheit und Klarheit; die zweiten dagegen Wolken und Regen. Diese Luftströmungen

und atmosphärischen Verhältnisse beherrschen Asien von Cochinchina an bis zum Ochotskischen Meere.

Die Pflanzenwelt ist in der wasserarmen Wüste äußerst spärlich vertreten. Der sterile Boden und die grellen Temperaturwechsel hindern deren Entwickelung, und fast wie ein Wunder erscheint es, daß hier stellenweise im Frühjahr eine kleine Tulpe (Tulipa uniflora) blüht und in dem Reisenden, der die Einöde durchwandert, Erinnerungen an bessere Länder weckt.

Aber auch die innerasiatische Wüste hat unter den wenigen ihr eigentümlichen Pflanzen nützliche aufzuweisen. In ihr gedeiht zwar kein Baum, aber etwas kümmerliches Strauchwerk wagt sich doch hervor und unter diesem ist vor allem der Saxaulstrauch (Halochylon ammodendron) zu erwähnen. Er erreicht eine Höhe von 360 Centimeter und sieht wie ein verkrüppeltes Bäumchen aus; sein Stamm ist unmittelbar über der Wurzel 15 bis 23 Centimeter stark. Er steht meist in Reihen auf Hügeln, seine blätterlosen, schachtelhalmähnlichen Zweige beleben nicht die Landschaft und geben kaum etwas Schatten. Im Mai bedeckt sich der Saxaulstrauch mit kleinen gelblichen Blüten und reift kleinen flachen Samen, der im September ausfällt.

Er bringt in zweifacher Richtung Nutzen: erstens liefert er Nahrung für die Kamele und zweitens liefert er Brennmaterial. Sein Holz ist fest und schwer, aber so spröde, daß oft ein Axtschlag genügt, um selbst den dicksten Stamm zu zersplittern, darum ist es als Bauholz unbrauchbar.

Zuweilen bildet das Strauchwerk ein dickichtartiges Gebüsch und dient den Wölfen und Füchsen zum Aufenthalt. Außer den Kamelen fressen auch die Antilopen und der dsungarische Hase mit Vorliebe von dem Strauch, und unzählige Wüstenmäuse hausen unter ihm und finden in seinem Saft den Ersatz für Wasser.

Eine zweite für den Wüstenbewohner wichtige Pflanze ist das Dyrisun (Lasiagrostis splendens), eine Grasart, welche die kolossale Höhe von 210 bis 270 Centimeter erreicht. Das Dyrisun ist durch ganz Zentralasien verbreitet;

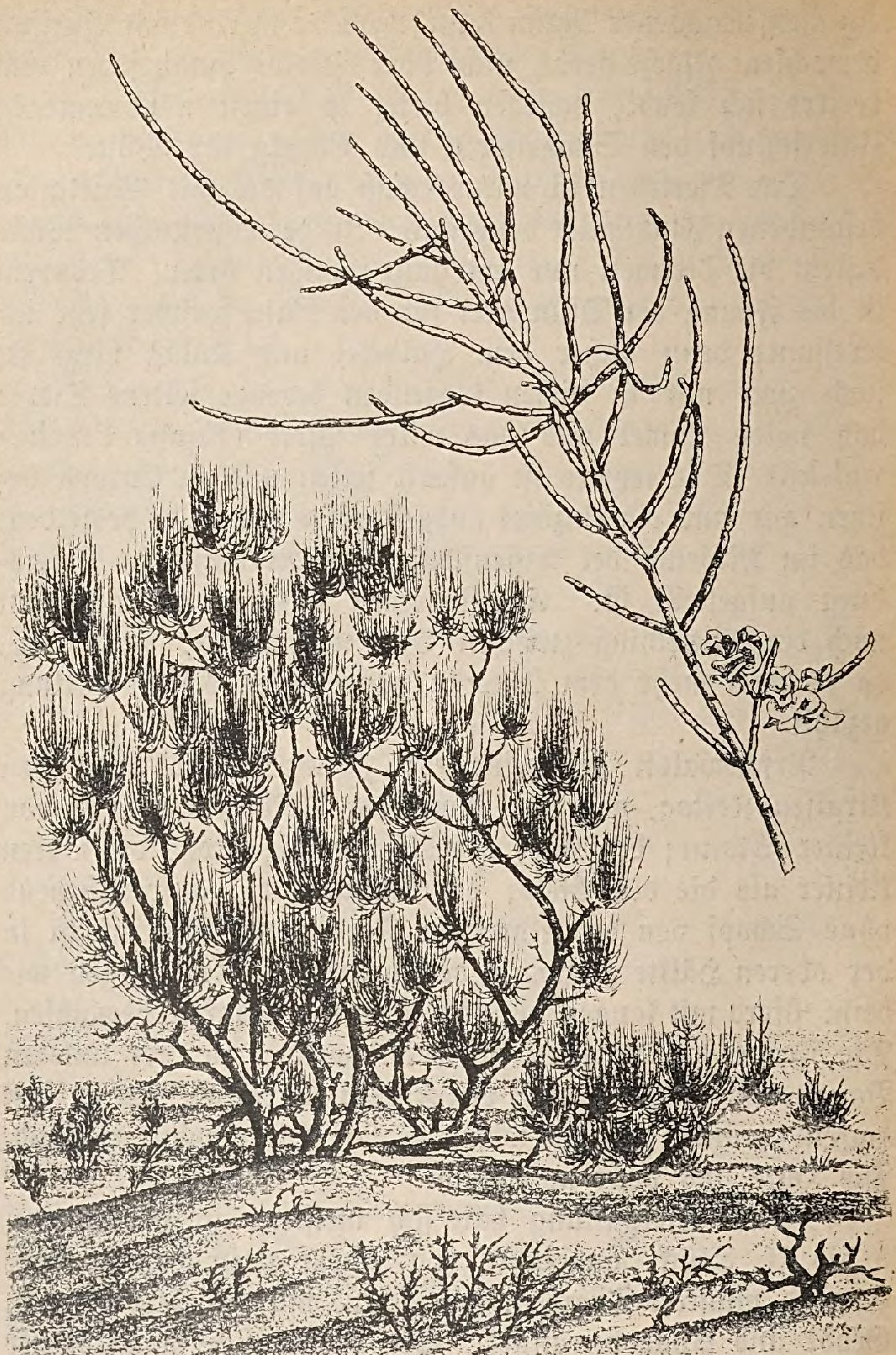
ein ausgewachsener Mann kann, wenn er in eine mit Dyrisun bewachsene Fläche gerät, nicht über dieselbe hinaussehen und verirrt sich leicht, dagegen bietet es einen willkommenen Unterschlupf den Säugetieren und Vögeln der Wüste.

Das Tierleben ist naturgemäß auf die mit Vegetation bestandenen Flußthäler beschränkt. In der eigentlichen Wüste besteht die Tierwelt nur aus ganz wenigen Arten. Trotzdem ist die Fauna der Dsungarei für den Naturforscher sehr interessant; denn außer dem Halbesel und Kulan birgt sie noch zwei nur in diesen Gegenden lebende seltene Tiere: das wilde Kamel und das wilde Pferd (Equus Prschewalskii). Das letztere ist äußerst selten und in Europa besitzen wir nur ein einziges ausgestopftes Exemplar desselben, das im Museum der wissenschaftlichen Akademie in Petersburg aufgestellt ist. Es ist seinen äußeren Eigenschaften nach ein Mittelding zwischen Esel und Pferd, wird aber, da es noch mehr dem letzteren zuneigt, zu dessen Gattung gezählt.

Prschewalski beschreibt es: „Dieses Tier, von den Kirgisen Kertag, von den Mongolen Taki genannt, ist von kleiner Statur; der Kopf verhältnismäßig groß, die Ohren kleiner als die des Esels; die Mähne kurz, aufrechtstehend ohne Schopf von dunkelbrauner Farbe; der Schweif ist in der oberen Hälfte zottig, in der unteren Hälfte dagegen wie beim Pferd mit langen dünnen schwarzen Haaren bewachsen. Die Farbe des Körpers ist weißlichgrau, die der unteren Bauchwand weißlich, nach den Knieen zu rötlich, bis zu den Hufen herunter schwarz werdend, die Hinterbeine weißlich. Die Hufe sind breit und rund.

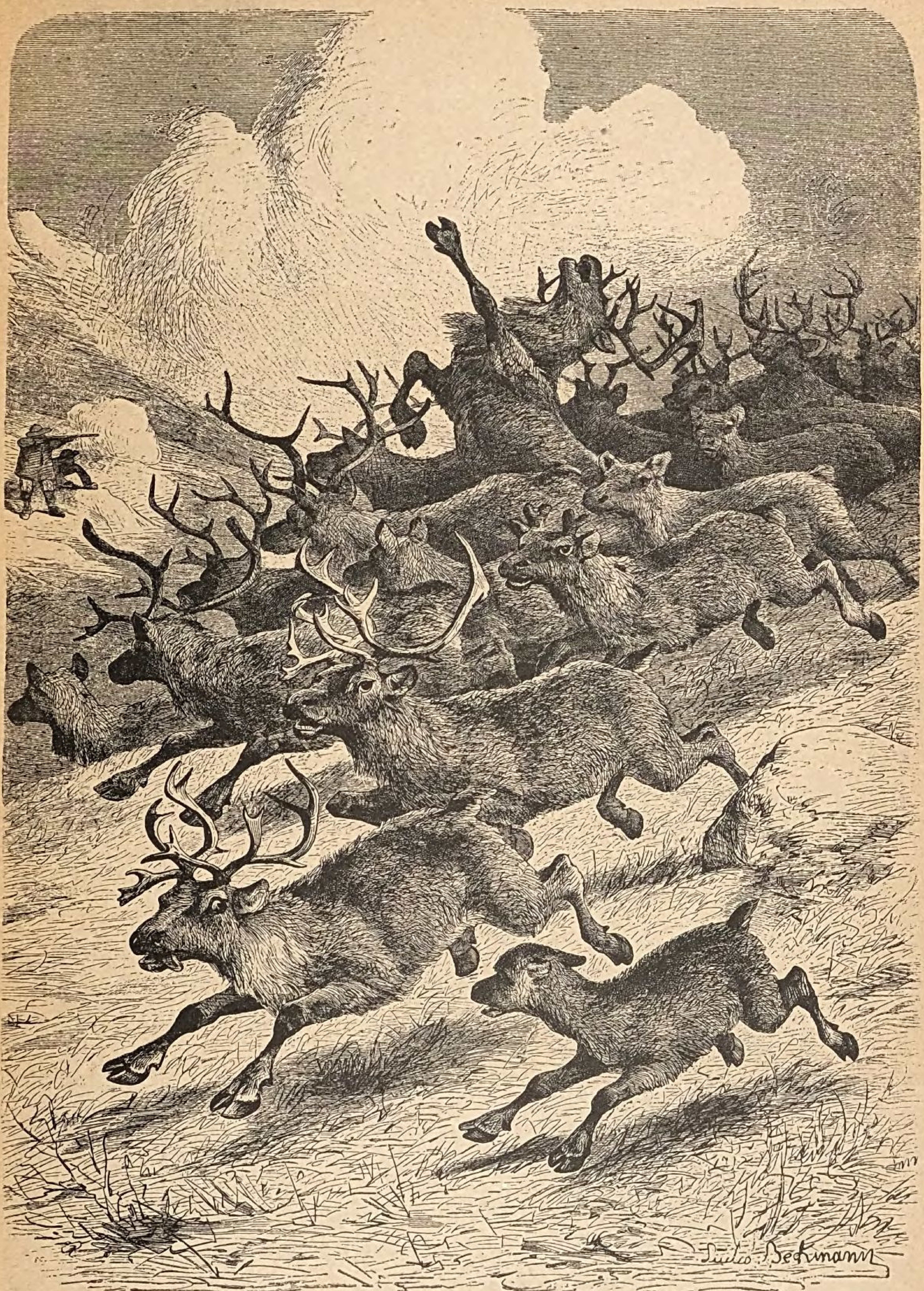
„Diese Tiergattung hält sich meistens in Herden von 5 bis 15 Stück, angeführt von einem alten Hengst, auf. Es sind muntere Tierchen, sehr scheu, mit scharfem Geruch, Gehör und Auge bewaffnet. Sie halten sich vorzugsweise in den wildesten Gegenden auf und sind sehr schwer zu beschleichen. Sie scheinen besonders die salzhaltigen Gründe zu lieben und lange ohne Wasser aushalten zu können.

„Die Jagd auf sie kann nur im Winter stattfinden, da



Saxaulstrauch.

der Jäger die wasserlosen Gegenden aufsuchen und daher den Schneefall, der ihm das Wasser ersetzt, abwarten muß. Man denke sich nun eine derartige Jagd, die bei der starken



Renntiere auf der Flucht.

Winterkälte in der tiefsten Wüstenei, ohne Wasser, wegen der Beschwerlichkeit des Weges mindestens einen Monat Zeit in Anspruch nimmt. Ich begegnete während meines dortigen Aufenthaltes nur zwei Herden, mein Gefährte und ich schossen auf die Herde, doch erfolglos. Mit hocherhobenem Schweif und gebeugtem Kopf stürmte der Hengst vorneweg und die ganze Herde hinterdrein. Wir konnten sie nicht verfolgen, da wir sofort ihre Spur verloren. Ein andermal gelang es mir, mich von der Seite anzupirschen; da gewahrte mich eins der Tiere; dem Sturmwind gleich brausten sie davon und waren verschwunden. — Das merkwürdigste ist, daß dieses wilde Pferd außer in den wildesten Teilen der zentralasiatischen Wüste noch nirgends angetroffen worden ist."

Unter den Wüstenvögeln ist namentlich das hier lebende Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) zu nennen.

Es war eine traurige Gegend, welche die Karawane durchzog. Die Existenz einer Quelle zeigte sich schon aus einiger Entfernung; denn eine Fläche von vielleicht 16 Quadratmeter war dann mit Dyrisun, Schilf, Tamariskenbüschen bedeckt und bot den wenigen dortigen Vögeln einen willkommenen Aufenthalt.

Kaum ein Vogelruf unterbrach die über dieser Einöde gelagerte Stille. Wie eine flüchtige Erscheinung tauchten hie und da wilde Pferde oder Kulang auf, um beim Erblicken einer Karawane in wilder Flucht zu verschwinden. Alles flieht diese trostlose Oede und die wenigen Kirgisen und Torgoten halten sich an den Nordgrenzen auf, wo die Gebirgsabhänge doch etwas mehr Futter hervorbringen.

So ging es vorwärts durch öde Hochebenen und Gebirgszüge, die eine immer wildere Gestaltung annahmen. Dabei gibt es hier nicht Wüstensöhne wie die Araber, die so trefflich und sicher die Karawanen geleiten. Der Führer, den sich der Reisende in Zentralasien verschafft, ist zumeist ein Spitzbube oder ein Dummkopf, und er führt die Karawane kreuz und quer aus einer Schlucht in die andere, bis der Kommandant der Karawane, der Irrfahrten müde, selbst die Führung übernimmt, selbst die Eingebornen ausfragt

und dem Kompaß und den Sternen am Himmelszelt als Wegweisern vertraut.

Hier gibt es keine Abenteuer; Rußlands Stern glänzt in Zentralasien; das Ansehen seines Volkes schützt den russischen Oberst vor Ueberfällen mehr noch, als die Berdangewehre seiner Kosaken, und er erobert friedlich das Land — allerdings nicht für den Zaren, sondern für die Wissenschaft. Es ist ein interessantes Schauspiel, diese Kosakenschar im Dienste der geographischen Forschung Tag für Tag ringen zu sehen. Werfen wir einen Blick auf ihr Lager; ein Tag gleicht hier dem andern; laßt uns schauen, wie man in dieser Wüste reist.

Es ist Nacht — in der hellen trockenen Atmosphäre erglänzen zahllose Sterne, die Milchstraße ergießt ihr phosphoreszierendes Licht; hie und da leuchtet eine Sternschnuppe auf und verschwindet spurlos am weiten Horizont. Ringsum die wilde, endlose Wüste. Kein Ton unterbricht die nächtliche Stille — kein lebendes Wesen zeigt sich auf dieser grenzenlosen Ebene.

O doch! Dort wo die hohen Büsche des Dyrisun die Anwesenheit einer kleinen Quelle verraten, ruht die Karawane. Zwei Zelte nicht weit voneinander sind aufgeschlagen; zwischen ihnen liegt das aufgestapelte Gepäck; vor ihm die Kamele und ein paar aneinander gekoppelte Schafe; nicht weit davon die Pferde. Die Hitze des Tages ist vorbei; Mensch und Tier erholen sich in der kühleren Luft; man hört das Schnauben der Pferde und das tiefe Atmen der Kamele; nur in den Zelten ist es still; tiefer Schlaf umfängt die müden Wanderer.

Da knirscht der Sand. Der dienstthuende Kosak erhebt sich und macht die Runde um das Lager. Er schaut hinaus in die Wüste — aber sein Falkenauge vermag nichts Verdächtiges zu entdecken und er setzt sich nieder und zählt an dem Steigen und Sinken der Sterne die Stunden seiner Nachtwache ab. Dieselben Sterne leuchten auf seine ferne Heimat herab — er denkt vielleicht an diese zurück und verwundert denkt er darüber nach, warum er so fern von ihr

mit seinem Oberst reist. Was weiß er von den Zielen und Zwecken dieser Expedition? Was er gehört hatte, das klang ihm so wunderbar. Erforschen . . . nun ja, er legt sich das schon zurecht. Er und sein Oberst und die beiden Fähnriche müssen das weite Asien erforschen, damit später einmal die Kosaken den Weg kennen, wenn das heilige Rußland es für nötig erachtet, Indien zu stürmen oder den Kaiser von China gefangen zu setzen. Erforschen . . . er begreift wohl schwerlich, daß seinen Führern und Vorgesetzten die wissenschaftliche Forschung heiliger Ernst ist und daß sie ihr Leben einsetzen, um einen anderen Lorbeerkranz zu gewinnen als der Kosak Jermak Timofejew, der Eroberer Sibiriens!

Das weite Reisen stört ihn nicht; er ist ja ein Sohn der Steppe und im Dienste seines Zaren hat er schon weitere Strecken zurückgelegt; gestern stand er noch hinter dem Baikal und war doch bereit jeden Augenblick den weiten Weg bis an die Ufer der Weichsel oder gar bis nach Wien oder Berlin oder Konstantinopel zurückzulegen. Wahrlich mit solchen Reitern, denen das Nomadenblut in den Adern rollt, läßt sich gut reisen. Für sie gibt es keine Entfernungen und der Soldat kennt die Disziplin — dazu noch einem Obersten im russischen Generalstabe gegenüber! Die Harmonie unter den Europäern einer und derselben Expedition, die in anderen Weltteilen und bei anderen Völkern so oft so viel zu wünschen übrig ließ, hier wird sie nicht vermißt. Denn der Kosak fühlt sich geehrt, wenn der Oberst mit ihm aus derselben Schüssel ißt, und vergöttert ihn um so mehr. — Sie mögen alle ruhig in den Zelten schlafen; der Sohn der Steppe wacht in der Wüste.

Die Sterne am Himmel künden das Ende der Nacht; im Osten rötet sich der Himmel. Da erhebt sich der Kosak; die Tagesarbeit beginnt und das erste, was er thut? Er stellt das Thermometer auf; dann macht er Feuer und kocht den Thee und ist dieser fertig, so weckt er die übrigen Kosaken und die Offiziere.

Der heiße Thee schmeckt vortrefflich in der frischen

Morgenkühle, die Offiziere essen dazu die Fleischreste oder die von gestern übriggebliebenen Osterfladen, die Kosaken Dsamba. Es wird tüchtig gegessen, denn jeder weiß, daß vor dem nächsten Biwak kein Imbiß verabreicht wird. Jetzt werden die Kamele aufgezäumt, die Küchengeräte eingepackt, die Zelte abgebrochen und in ihre Filzfutterale gesteckt. Ist alles verladen, so besteigen die Offiziere ihre Pferde, die Kosaken löschen die Feuer, stecken ihre Pfeifen in Brand, sitzen auf und die Karawane beginnt ihren Marsch.

An der Tête reitet Prschewalski mit dem Fähnrich Ecklon, dem Führer, und einem Kosaken. Dann folgen die Kamele in drei Abteilungen, jeweilig geführt von zwei Kosaken, und den Schluß bildet der Fähnrich Roborowski mit dem Unteroffizier Kolomeizow, dem Dolmetscher und den übrigen Kosaken.

Der Aufbruch findet gewöhnlich erst nach Sonnenaufgang statt. In der Regel wird 6 bis 7 Stunden von einem Biwak zum andern marschiert, wobei die Kamele einen Weg von etwa 26 Kilometer zurücklegen.

Manchmal wird Halt gemacht, um Aufnahmen zu machen oder Pflanzen zu sammeln; jeder Offizier führt ein kleines Notizbuch, in dem er alles, was ihm bewerkenswert erscheint, kurz notiert. Was die Jagd auf dem Marsche anbelangt, so wird dieselbe nur dann veranstaltet, wenn seltene Tiere der Karawane begegnen.

Ruhig fließen die ersten Marschstunden dahin; man hört das lustige Plaudern der Leute und rüstig greifen auch die ausgeruhten Tiere aus. Dann verstummt nach und nach das Gespräch; denn nun erhebt sich der Sturm oder die Hitze erreicht ihren Höhegrad; alles erschlafft und auch die Tiere schreiten apathisch ihres Wegs. Immer wieder ertönt die Frage an den wortkargen Führer, wie weit es noch bis zum nächsten Lagerplatz sei.

Endlich — endlich zeigt sich dem müden Auge aus weiter Ferne die erwünschte Quelle, an der noch die Spuren des letzten mongolischen Lagers sichtbar sind.

Die Kamele schreiten rascher aus, die Hunde stürzen sich

mit frohlockendem Geheul auf das ersehnte Wasser, die Pferde fallen in Trab und Prschewalski sucht den Biwakplatz aus.

In wenig Augenblicken ist die ganze Karawane an der Quelle. Die Kamele werden in drei Reihen gestellt, rasch abgepackt, auf die Seite geführt, paarweise gekoppelt und erst nach 1 bis 2 Stunden gefüttert. Das gleiche geschieht mit den Pferden; dann werden die zwei Zelte, das eine für die Offiziere, das andere für die Kosaken aufgeschlagen; ist es heiß, so werden sie mit Filz bedeckt und die hintere Seite des Luftzuges halber zur Hälfte offen gelassen.

Die Offiziere ziehen sich in ihr Zelt zurück, in das sie ihre Büchsen, Revolver, Geldkisten, Instrumente, sowie wertvolle oder nötige Gegenstände mit hinein nehmen. Der Lagerfilzteppich wird ausgebreitet, die Kisten dienen als Tische und eine emsige Arbeit beginnt. Der Oberst überträgt die Aufnahmen des Weges in ein reines Planchet, Ecklon präpariert die unterwegs erlegten Vögel und Roborowski trocknet die gesammelten Pflanzen in der Sonne, dann nimmt jeder das Notizbuch zur Hand, prüft noch einmal die kurzen auf dem Marsche gemachten Eintragungen, Skizzen werden angefertigt.

Inzwischen hat der diensthabende Kosak mit dem Argal, getrocknetem Mist, ein Feuer angezündet und es wird Thee getrunken, worauf alles zur Arbeit zurückkehrt. Um 1 Uhr mittags findet wieder eine meteorologische Beobachtung statt.

Inzwischen ist das Mittagessen fertig. Es besteht in der Regel aus Hammelsuppe mit Reis oder Hirse; manchmal bereitet der Kosak eine Ueberraschung, indem er noch Nudeln aus Weizenmehl macht oder in der Asche kleine Kuchen bäckt. War die Jagd erfolgreich, so kommt auch Wildbraten auf die Tafel.

Die Leute der Wüstenkarawane haben einen förmlichen Wolfshunger; alltäglich wird ein Schaf mit samt den 30 Kilogramm Fett, die es liefert, verzehrt, die Jagdbeute nicht eingerechnet. Die Küche ist einfach, aber die Leute sind mit ihr zufrieden. Ein Wüstenreisender muß vor allen Dingen auf jede Bequemlichkeit Verzicht leisten, denn kein

Geld, keine Macht der Welt kann ihn in der Wüste vor Hitze, Kälte, Staubstürmen oder Ungeziefer bewahren. Ein Reisender muß allen diesen Widerwärtigkeiten seine eigene Kraft entgegensetzen und jeden Mißmut überwinden.

Nach Tisch wird noch einmal Thee getrunken und dann zerstreut sich ein Teil der Karawane in der Umgebung; es wird gejagt oder es werden kurze Ausflüge gemacht.

Vor Sonnenuntergang sind alle wieder im Biwak eingetroffen. Die letzte meteorologische Beobachtung wird gemacht und die Abendmahlzeit eingenommen. Sie besteht wieder aus Thee, Dsamba und etwaigen Fleischresten.

Die Offiziere ziehen sich in ihr Zelt zurück. Beim Schein eines Stearinlichtes werden noch einmal die Notizen rasch revidiert; aber die Arbeit dauert nicht lange; denn es ist bestimmt, daß wöchentlich nur eine Kerze verbraucht werden darf.

Die Nacht bricht an. In den Kleidern begibt sich jeder zur Ruhe und ein tiefer Schlaf umfängt bald Menschen wie Tiere. — Nur der dienstthuende Kosak hält die Wache. —

So fließen die Tage dahin, bis die Wüste eine Unterbrechung erleidet. Der Tjan-schan türmt sich vor den Reisenden auf — ein großartig wildes Gebirge, dessen Gipfel weit über die Schneelinie hinausragen und geradezu in den Wolken verschwinden. Von gewaltigen Schluchten und teils unpassierbaren Felspässen zerrissen, bildet der Tjan-schan eine fast unübersteigliche Mauer, die ihre südlichen Ausläufer tief hinein in die Wüste von Chami erstreckt.

Hier lebt die Natur auf; Wiesen und Wälder erblickt das Auge; der Charakter der Form erinnert an die Alpen. „Das Gefühl des Entzückens," berichtet Prschewalski, „das uns erfaßte, als wir die öde Ebene verließen und uns plötzlich in dem dichten Lärchenwald mit seinem aromatischen Duft und statt auf der Salzfläche auf einer grünen Wiese, auf der die verschiedensten Blumen uns entgegenlachten, befanden und dabei Vögelgezwitscher hörten, dieses Gefühl ist nicht zu beschreiben!"

Längs dieser Gebirgskette ziehen sich Oasengruppen — vereinzelte Plätze, auf die sich in der zentralasiatischen Wüste der Ackerbau beschränkt, der hier seit alter Zeit getrieben wird. Dank der den umliegenden Gebirgen entspringenden Flüsse und Bäche, die von den dortigen Schneemassen gespeist werden, wird der Boden dieser Oasen fruchtbar. Die meisten Flüsse und Bäche verlaufen sich in den Oasen. Die Einwohner benutzen ihr Wasser durch Gräben, die sie Aryk nennen, zur Befruchtung ihrer Felder. Schreiend sind die Kontraste der dort herrschenden Fruchtbarkeit und Sterilität; denn während man auf der einen Seite eines solchen Grabens gutes Feld, einen reichen Garten sieht, so grenzt unmittelbar an der andern Seite des Grabens, vielleicht meilenweit fruchtloser Steinboden an.

Diese kleinen Oasen gleichen grünen Inseln, auf die der gequälte Reisende dieses endlosen Stein- und Sandmeeres hoffnungslos zusteuert.

Wir wollen eine dieser Inseln, die Oase Chami aufsuchen.

Sie liegt 72 Kilometer von der südlichen Grenze des Tjan-schan entfernt in einer Höhe von 900 bis 700 Meter über dem Meeresspiegel und mißt höchstens 15 bis 16 Kilometer von Osten nach Westen und etwas weniger von Norden nach Süden. Ein kleiner Fluß durchschneidet sie und bewässert den aus Sand und Thon bestehenden sehr fruchtbaren Boden. Derselbe eignet sich nicht allein zum Anbau von Getreidearten, wie Weizen, Hirse, Gerste, Hafer, Erbsen, sondern auch zum Gartenbau. Gemüse aller Art sind hier vortrefflich, und die Melonen gedeihen so vorzüglich, daß sie selbst bis an den kaiserlichen Hof in Peking verschickt werden. Während der Anwesenheit Prschewalskis in Chami im Mai blühten gerade die Melonen, während das Getreide schon in Aehren geschossen war.

Die Ureinwohner der Oase sind Nachkommen der alten Uiguren, die sich selbst Taranscha nennen.

Ihre Zahl beträgt höchstens 8000 Seelen. Sie sind Mohammedaner, haben aber noch ihren Nationalanzug bei-

behalten. Die Männer tragen einen bunten, kaftanähnlichen Rock (Chalata) und eine in den Nacken gesetzte Mütze, welche die Form einer Mitra hat, aus grünem oder rotem Tuch oder Sammet besteht und in der Mitte mit einer schwarzen Quaste versehen ist. Männer und Frauen tragen die gleiche Kopfbedeckung. Die Taranschi stehen zwar unter eigenen Fürsten, sind aber von China abhängig, so daß der Fürst eigentlich nur ein chinesischer Statthalter ist. Diese Würde lag im Jahre 1879 in den Händen der 54jährigen Witwe des früheren Regenten, der im Kampfe gegen die Dunganen gefallen war. Sie bezieht ein Jahresgehalt von 40 Ambas Silber = 12880 Mark.

Für die Chinesen ist die Oase Chami ebenso in strategischer wie in merkantiler Beziehung ein hochwichtiger Punkt, da sie den einzig möglichen Verbindungsweg zwischen Westchina und Ostturkistan und der Dsungarei bildet. Chami ist für China der Schlüssel zu jenen gewaltigen Länderstrecken, die es mit Gewalt unter seine Oberherrschaft gebracht hat.

Darum residiert auch in Chami ein chinesischer Gouverneur nebst einer starken chinesischen Besatzung, die zur Zeit der Anwesenheit Prschewalskis gegen 4500 Mann zählte.

Der Gouverneur führte den chinesischen Titel Tschinzai mit der Beifügung Da-schen, d. h. „großer Mensch". Bei diesem großen Menschen waren die Offiziere der Expedition zweimal zum Diner eingeladen und zählten bei dem ersten Mittagsmahl 60, bei dem zweiten dagegen 40 Gänge. Es waren dies echte chinesische Diners, bei denen Hammel, Schwein, Knoblauch und Sesamkraut die Hauptrolle spielten, aber auch Leckereien wie Meerkohl, gebackene Schwalbennester, Seespinnen u. s. w. nicht fehlten. Sie fingen mit Süßigkeiten an und endeten mit Reis. Wein gab es nicht, dafür aber zwei Sorten Schnäpse, von denen der eine von geradezu scheußlichem Geschmack war. Die Chinesen tranken diese Liköre aus kleinen Tassen in großen Mengen und lachten über die russischen Offiziere, daß diese Wasser bei Tisch tranken; denn der Chinese trinkt nie reines Wasser.

Der „große Mensch“ hatte Prschewalski zwei Schafe geschenkt und dafür einen Revolver erhalten, womit er aber nicht zufrieden war, bis ihm Prschewalski nach erfolgter Zurechtweisung aus eigenem Antriebe ein Reisenecessaire sandte.



Ein Taranscha aus Chami.

In der Stadt Chami wohnen, von den Soldaten abgesehen, etwa 1500 Chinesen und 2000 Dunganen und dennoch zerfällt auch dieselbe in drei Teile, von denen der erste von den Taranschi, der zweite von den Dunganen und der dritte von den Chinesen bewohnt wird. Die Reisenden wurden hier Yan-gisch, d. h. überseeische Teufel, genannt, welchen Titel die Chinesen allen Europäern beilegen.

Trotz des Ueberflusses, der hier augenscheinlich herrschte, war es der Karawane sehr schwierig gewesen, Ankäufe in Reis, Hirse, Mehl, Schafen u. s. w. zu besorgen, da niemand es wagte, ohne spezielle Erlaubnis des Tschin-zai irgend etwas an die Fremden zu verkaufen. Diese Erlaubnis wurde jedoch erwirkt durch neue Geschenke an den Tschin-zai und verschiedene vermittelnde Offiziere.

Am 1. Juni verließ Prschewalski mit Sonnenaufgang die Oase und nach einem Marsch von etwa 10 Kilometer, der noch durch fruchtbare Strecken führte, befand er sich wieder inmitten von Sand, Kies, Gestein und Geröll.

Sein nächstes Ziel war die Oase Sa-tscheu und zwischen diesem lag der weite Weg von 369 Kilometer durch die Wüste von Chami. Prschewalski brauchte 14 Tage, darunter zwei Rasttage, um ihn zurückzulegen.

„Die Wüste in ihrer ganzen Wildheit zeigte sich uns", berichtet Prschewalski, „erst vier Tagereisen von Chami entfernt, denn da begann die absolute Vegetationslosigkeit. Kiesel, Sand, Gestein, dazwischen verstreut Lößblöcke, hie und da Gebeine eines verendeten Kamels oder Pferdes war alles, was das Auge erblickte. Kein Baum, kein Strauch, kein Vogel, kein Tier — ja nicht einmal eine Eidechse belebte diese trostlose Oede. Der Boden glühte — er wurde bis + 62,5° C. erhitzt, auch die Nacht brachte keine Erfrischung. Furchtbare Stürme wirbelten Sandwolken auf, die den Horizont verdüsterten, die Luft fiel schwer auf die Brust. Mensch und Tier schleppten sich kaum weiter — nirgends winkte ein verlockender Ruheplatz. Wir suchten uns durch Wassersprengen innerhalb unseres Zeltes Kühlung zu verschaffen. Doch währte diese Erquickung nur kurze Zeit und die trockene Wüstenluft erfüllte wieder unsere Zufluchtsstätte.

„Wir machten meistens Nachtmärsche, brachen nach Mitternacht auf und suchten bis um 9 Uhr vormittags die nächste Station zu erreichen; die Sterne mußten uns zum Orientieren dienen. Der anstrengendste Marsch fand vier Tagereisen von Chami entfernt, zwischen den Stationen Yan-dun und Ku-phi, statt. Hier mußten wir eine Strecke

von 55 Kilometer, ohne einem Tropfen Wasser oder einem Grashalm auf diesem Weg zu begegnen, zurücklegen. Wir brachen unmittelbar nach Sonnenuntergang auf, bei + 32,5°. Ein entsetzlicher Sturm wirbelte und erfüllte, statt Erfrischung zu bringen, die Atmosphäre mit einem mephitischen Dunst. Trotzdem war die Karawane munter; man hörte das Lachen und Plaudern der Kosaken. Die Dämmerung sank herab und erfüllte die endlose schreckliche Ebene. Tausende von Sternen funkelten an dem wolkenlosen Himmel. Aber der Sturm wütete fort, immer mühsamer bewegte sich die Karawane vorwärts, das Lachen und Plaudern verstummte, man hörte nur das schwere Atmen der Kamele. Gegen Mitternacht waren die Kräfte erschöpft, wir machten Halt — rasch war abgepackt — alles beeilte sich für wenige Stunden die so ersehnte Ruhe zu genießen. Nach einer halben Stunde hörte man nur noch die regelmäßigen Atemzüge der tieferschöpften Schläfer, die mit Tagesanbruch schon wieder marschfertig sein mußten. — Endlich gegen 10 Uhr vormittags erreichten wir die Station Ku-phi — und fanden vier schlechte salzhaltige Brunnen. Es war entsetzlich; kaum gelang es uns, für unsere Kamele das notdürftigste Futter zu schaffen — und so zogen wir mühsam weiter mit unseren schlecht getränkten und gefütterten Kamelen."

Nach diesen beschwerlichen Märschen wurde endlich das chinesische Dorf Man-dschen-teu an der Grenze der Oase Sa-tscheu erreicht. Bis jetzt hatte die Karawane fortwährend mit Sandstürmen zu kämpfen und einer der entsetzlichsten brach gerade an dem Tage des Einzugs in die Oase aus. Es wurden solche Massen von Sand und Kies aufgewirbelt, daß die Atmosphäre sich verdunkelte und in kurzer Zeit trotz der Mittagsstunde vollständige Dunkelheit herrschte. Die Gewalt des Sturmes war so groß, daß sie die umstehenden Gesträuche und Halme vom Boden riß und in die Luft entführte. Die Temperatur stand auf + 34,7. Erst am andern Morgen trat Regenwetter ein, sofort sank die Temperatur auf + 13,8° und zum erstenmal, seitdem sie

Tjan-schan verlassen, konnten die Reisenden schlafen und aus voller Brust atmen.

Die Oase Ssa-tscheu ist eine der fruchtreichsten Zentralasiens. Zahlreiche Gräben von dem Flüßchen Danché abgeleitet, durchschneiden sie und der Ort macht den Eindruck eines großen Gartens, der hinter zahlreichen Bäumen, Weiden-, Ulmen- und Pappelarten, sowie verschiedenen Obstarten, dem Reisenden entgegenlacht.

Die Stadt Ssa-tscheu selbst macht den Eindruck einer gewöhnlichen chinesischen Stadt und die dortige Bevölkerung ist ein unverschämtes, zudringliches Räubergesindel, dessen man sich kaum erwehren kann. Alles lief zusammen, um die „überseeischen Teufel" zu sehen; die Kaufleute wollten ihre Waren aufdringen; andere bettelten, selbst die Behörden bereiteten den Reisenden eine unfreundliche Aufnahme.

Eine ganze Woche verging, bis die nötigen Vorräte zur Weiterreise eingekauft wurden und dann zog man weiter.

Schon nach 3 Kilometer hörte plötzlich unvermittelt jede Kultur auf und die Expedition befand sich wieder in der öden, nackten Wüste. Lockend aber standen im Osten die schroffen Bergabhänge des Nan-schan, dessen Schneekuppen sich in großartig kühner Zeichnung von dem dunkelblauen Himmel abhoben — ein noch unerforschtes Feld, dem Prschewalski entgegeneilte.

Nach einem Marsche von 12 Kilometer stieß die Karawane in einer Schlucht auf einen krystallhellen Bach, an dessen Ufern zahllose Ulmen standen — und hier fand Prschewalski das sonderbare chinesische Kloster „Tausend Höhlen".

Sämtliche Höhlen sind an der westlichen Seite jener schon genannten Schlucht in die Bergwand eingehauen und zwar zwei und drei Stockwerke übereinander. Dieser merkwürdige Höhlenbau zieht sich die Strecke von 1 Kilometer entlang. Nur wenige Höhlen sind noch in gutem Zustand. Viele sind so zerfallen, daß man die darin aufgestellten Götzenbilder nicht mehr sehen kann. Dieses Heiligtum wird von einem Mönch bewohnt und bewacht.



Der Götze Da-phu-yan.

Der Höhlenbau hat viel Arbeit gemacht, denn nicht nur ist jede Höhle in das Gebirge eingehauen, sondern dann auch mit Bildern und Götzen ausgeschmückt.

Die Größe der Höhlen ist verschieden; die kleineren sind

7—9 Meter lang, 5—7 Meter breit und 7 Meter hoch; die größeren noch einmal so geräumig. Außerdem gibt es besondere Höhlen, in denen die größten Götzenbilder aufgestellt sind.

Das eine heißt Da-phu-yan, ist 23—25 Meter hoch, 10—13 Meter breit. Merkwürdig ist namentlich der Schi-phu-yan, umgeben von 72 Kindern. Am Eingang der Höhlen finden sich, teils auf Fabeltieren sitzend, teils neben ihnen stehend, Helden mit entsetzlichen Fratzen. Sie halten Waffen, Schlangen u. s. w. in den Händen. Alle diese Statuen sind aus Thonerde verfertigt und mit Farbe bemalt.

Auch findet sich eine Steintafel mit chinesischer Inschrift. Eine weitere Tafel trägt Schriftzeichen, die weder für die Chinesen, noch den dort lebenden Mönch entzifferbar sind. Große eiserne Glocken sind in einzelnen Höhlen angebracht und werden bei den verschiedenen Gottesdiensten gebraucht. In dem Dämmerlicht, welches in sämtlichen Höhlen herrscht, erscheinen diese Götzenbilder wirklich unheimlich. Es läßt sich denken, daß sie auf die gläubige, sich hier versammelnde Menge einen gewaltigen Eindruck machen.

Jenseit des Nan-schan-Gebirges nimmt die Wüste wieder einen anderen, aber auch trostlosen Charakter an. Bis zu den Vorbergen Tibets erstreckt sich hier eine Landstrecke, die mit dem Namen Zaidam bezeichnet wird. Sie besteht aus zwei Teilen, von denen die nördliche teils gebirgig ist, teils unfruchtbare Kiesel- und salzhaltige Flächen hat, die südliche dagegen von zahlreichen Sumpf- und Salzflecken durchzogen ist.

Trotz der Unwirtlichkeit des Landes haben sich hier dennoch einige Mongolenstämme niedergelassen, welche Schaf-, Pferde- und Rindviehzucht treiben. Während des Sommers müssen sie jedoch wegen der zahllosen Mücken-, Bremsen- und Fliegenschwärme diese Weiden verlassen und ins Gebirge ziehen. Ueber den Charakter dieser Bevölkerung läßt sich nur wenig Günstiges berichten. Gegenseitige Räubereien stehen auf der Tagesordnung und außerdem haben sich einzelne Räuberhorden, welche mit dem Namen Orongynen

bezeichnet werden, gebildet und verbreiten den Schrecken unter der Bevölkerung.

Obwohl es hier viele Sümpfe und selbst einige Seen gibt, von denen der große Zaidamsee sogar den Umfang von 35 Kilometer aufweist, so halten sich in diesen weder Fische noch Amphibien auf, das Wasser der Seen ist zu salzig und die vorhandenen Bäche mit süßem Wasser für Fische zu wild.

Auch die Fauna ist arm an Arten und nur spärlich vertreten. Dürftig ist auch die Vegetation, die sich nur längs der Flußbetten dahinzieht. Eine Wohlthat für die Bewohner bildet hier ein Strauch, der salzhaltigen Thonboden liebt, in anderen Ländern nur eine Höhe von 60—90 Centimeter erreicht, hier aber 150—210 Centimeter hoch wird. Es ist der Charmyk (Nitraria Schoberi), der auch in Südrußland und in Australien vorkommt. Im Mai bedecken sich seine Zweige dicht mit kleinen weißen Blüten und seine Früchte reifen im August und September und fallen erst mit dem neuen Blütenansatz ab. Sie haben Größe und Form der schwarzen Johannisbeere, aber ihre Farbe ist verschieden, rot, braun und schwarz. Sie schmecken salzig. Die Mongolen essen sie frisch und getrocknet und bereiten auch eine Art Brühe daraus. Für die Kamele sind Charmykbeeren ein Leckerbissen. Viele einheimische Vögel, desgleichen Wölfe, Füchse, Hasen, Bären, ja sogar Eidechsen fressen sie mit Vorliebe. Die Bären lieben sie so, daß sie zur Zeit der Reife von Tibet nach Zaidam kommen, um sich den Genuß der Charmykbeeren zu verschaffen.

Auch hier herrschen Stürme und Sandtromben und die Regen sind äußerst selten. Es gibt auch darum in Zaidam meilenweite wasserlose Strecken, die an die ödesten Teile der chamischen Wüste erinnern. Um einen Begriff von der dort herrschenden Trockenheit zu geben, erzählt Prschewalski, daß eine Schar von Fliegen ihn verfolgte und trotz alles Verscheuchens sich immer wieder auf die Hand setzte. Endlich spuckte er auf seine Hand, die Fliegen sogen gierig die Feuchtigkeit ein und flogen befriedigt davon.

Wir haben unsere Leser von Nord nach Süd durch die gewaltige Strecke von 2133 Kilometer geführt und auf diesem nur zwei größere Oasen, Chami und Ssa-tscheu, berührt, nur in den Bergen Tjan-schan Wälder angetroffen — sonst die Wüste in ihren verschiedenen eigenartigen Formationen durchzogen. Und der gewaltige Weg führte nur am Rande der berüchtigten Gobi, welche die Chinesen Schamo, d. h. Sandmeer, nennen.

Mag ihre Ausdehnung größer sein, als die von uns durchwanderten Wüstenstrecken, neues bietet uns auch die mittlere Gobi nicht.

Auch dort herrscht dasselbe Klima mit den schroffsten Temperaturkontrasten: sibirische Kälte im Winter, tropische Hitze im Sommer; der Boden erhitzt sich hier im Sommer bis zu 50 und 60 °, ja einmal hatte Prschewalski am 27. Juli 1870 in Ordos eine Bodentemperatur von + 70 ° *) konstatiert — im Winter erkältet er sich bis zu — 26,5 °. Ueberall herrschen die furchtbarsten Stürme; Regen, der noch an den Grenzen der Wüste häufiger ist, wird, je mehr wir in die Wüste vordringen, um so seltener. Die Luft ist so trocken, daß zuweilen, wenn Regenwolken über den Himmel dahinziehen, der Regen den Erdboden nicht erreicht, sondern die Tropfen sich schon in den oberen, ausgedörrten Luftschichten auflösen.

---

*) Es ist dies keineswegs die höchste auf der Erde beobachtete Insolation. Dieselbe wurde vielmehr von der deutschen Loangoexpedition in der Station Tschintschotscho nahe dem Aequator festgestellt. Das den Sonnenstrahlen in der Luft ausgesetzte Thermometer zeigte am 6. Januar 1876 die Temperatur von 59,7 ° C. und am 21. Februar des gleichen Jahres wurde der Erdboden bis auf 84,6 ° C. erhitzt. Im Laufe der drei Jahre, in denen die Beobachtungen angestellt wurden, überstieg die Bodentemperatur an 40 Tagen 75 ° C. „Bei der übermäßigen Erhitzung des Erdbodens," schreibt Pechuel-Lösche, „kann es kaum Verwunderung erregen, wenn auf diesem in die Sonne gelegte Eier binnen kurzer Zeit koagulieren, und daß die stets barfuß gehenden Eingeborenen sich scheuen, auf besonnten, nackten Stellen des Bodens stehen zu bleiben. Können sie dies nicht vermeiden, so pflegen sie bald das eine, bald das andere Bein an sich zu ziehen und den Füßen Kühlung zu geben."

Die Fauna ist arm und selbst den Zugvögeln, die nur über die Wüste ziehen wollen, setzt diese Gefahren entgegen. „Der Durchflug durch die Wüste ist für die großen starken Vögel wie Störche, Schwäne, Gänse, die in einem Zuge die Wüste durchschneiden, möglich, dagegen für die kleinen Vögel, welche Stationen machen müssen und die, statt wie ihre stolzen starken Reisegefährten hoch in den Wolken zu schiffen, sich mehr auf der Erde halten müssen, um sich einen Ruhepunkt zu suchen, sehr beschwerlich. Für diese armen kleinen Reisenden sind die wenigen Quellen, Brunnen, Sümpfe und Flecken wie Dyrisun und Saxaul wahre Zufluchtsorte. Wehe ihnen, wenn sie, ehe sie einen solchen Platz erreichen, von einem Sturme überrascht werden. Wie oft geschieht es, daß auch die kräftigen Vögel wie Störche, Gänse, Enten gewaltsam herabgeschleudert werden und widerstandslos in den trockenen Flußbetten oder zwischen dem Sand und Kiese hingestreckt liegen, bis sie nach überstandenem Sturm dann mühsam den weiten Flug wieder aufnehmen können. Die zentralasiatischen Vögel kennen zwar nicht die Feinde ihrer europäischen Brüder, die bei ihren Wanderungen von den rücksichtslosen Verfolgungen des Menschen zu leiden haben; doch noch schlimmeres müssen sie erfahren im Kampf gegen die Natur, die den armen Luftwanderern ihre Härte und Rauheit entgegenhält."

Wild und unwirtlich wie die Natur ist auch der Mensch, der hier haust.

Aber in den öden Gebieten findet der aufmerksame Reisende Spuren früheren Lebens; das Land, das er durchzogen, war nicht immer so öde gewesen. Ueberreste von Tieren und Pflanzen, Ruinen von Städten und Tempeln zeugen noch hier und dort von besseren alten Zeiten. Und noch heute findet der Auswanderer, der mit dem Spaten in der Hand und dem Sack auf dem Rücken, aus dem Reiche der Mitte nach den Oasen der Wüste zieht, sein Auskommen. Die Kenntnis dieser Ländergebiete, welche durch die Erforschungsreisen gemehrt wird, wird mit der Zeit diese Auswanderung vergrößern — denn die Wissenschaft hat die

Wüste in ihrer Oede erkannt, aber sie zugleich aller Ammenmärchen und übertriebener Gefahren entkleidet und sie wird mit der Zeit auch Waffen finden, mit denen man die wirklichen Gefahren erfolgreicher wird bekämpfen können.

Uralte Handelswege durchziehen alle Wüstengebiete, wie vor Tausenden von Jahren durchmißt nur „das Schiff der Wüste", das Kamel, die weiten sandigen Pfade. Wie lange wird es noch das einzige Transportmittel bleiben? Sein Rival, das Dampfroß, welches so kühn die Alpen und die Andes überschritten, erscheint bereits an den Thoren der Wüsten; wird es auch jemals mit dem Sandsturm um die Wette von Oase zu Oase stürmen? Wenn jenseits der Wüste Gobi die Völker aus dem tausendjährigen Schlaf zu einem neuen Leben erwachen, wenn in dem fernen Sudan die schwarzen Stämme in den Kreislauf der Zivilisation mitfortgerissen werden, dann wird die Lösung dieser Probleme nur eine Frage der Zeit sein. Wüstenreisen werden dann ihrer Gefahren entkleidet werden — und wie der „Wüstenkönig" der Dichtung das Dampfroß das weite Gebiet in siegreichem Lauf durchfliegen.

* * *

Hiermit schließen wir unsere Auszüge aus den Reisen Prschewalskis. Der berühmte Forscher ist der Wissenschaft zu früh entrissen worden. Er starb, umringt von seinen treuen Gefährten, am 1. November 1888 in Karakol, wie ein Feldherr auf dem Schlachtfelde.

Die Tundra.

Auf den Karten Sibiriens findet man dort, wo der Polarkreis den mächtigen Obstrom schneidet, einen Ort Obdorsk verzeichnet. Es ist die letzte Ansiedelung der Russen an dem genannten Flusse und bestand im Jahre 1876 aus zehn Häusern und einem Kirchlein. In jenem Jahre näherte sich Anfang Juli die deutsche Expedition unter Führung von Dr. O. Finsch dem Polarkreise. Die Tage, an welchen man hier die Mitternachtssonne erblickt, waren schon vorüber, aber die Beleuchtung war noch effektvoller, als wenn die Sonne wirklich am Himmel gestanden hätte. Schlagen wir das Tagebuch des Reisenden auf und lesen nach, was er über die kurze arktische Sommernacht berichtet: „Um 11½ Uhr zeigt sich noch ein goldener Streif am westlichen Horizont, der allmählich in Aurorafarbe übergeht. Die dunkelblaue, mit Schneeflocken gezierte Uralkette zur Linken ist uns wunderbar deutlich nahe gerückt. Der Himmel erscheint klar graubläulich, da wo die Sonne verschwand, aurorafarben, mit dunklen rosafarbenen Wolkenstreifen und einzelnen tiefblaugrauen Wölkchen, die kleinen Inseln gleichen. Sie spiegeln sich wie der Himmel auf der glatten Wasserfläche wider, ebenso der blasse Mond und, obschon undeutlicher, auch das Gebirge. Der Kamm des letzteren ist noch 12½ Uhr von einem goldigen Streifen der Sonne gesäumt und schon eine halbe Stunde später zucken die ersten Strahlen wieder über die Berge und übergießen sogar entfernter liegende Kuppen mit ihrem zarten Hauche. Abend und

Morgen, Sonnenuntergang und -Aufgang reichen sich fast unmittelbar die Hände. Der westliche Horizont ist jetzt, aber blasser, rötlichgrau, der östliche lebhafter aurorafarben. Doch färbt sich bald der Horizont ringsum zart rosa, geht höher in gelbliche Töne über, während der Himmel zart hechtblau überzogen ist. An ihm steht, hoch über und jetzt heller als vorher, der Mond, spiegelt sich aber nicht mehr wie die übrige Himmelsfärbung, auf der Wasserfläche. Letztere erhält plötzlich Glanz, als 15 Minuten nach 1 Uhr die fast halbaufgegangene Sonnenscheibe einen breiten goldigen Feuerstrahl über sie ausgießt!"

Stille herrscht auf dem Strom; denn trotz des Mangels an Dunkelheit halten die Vögel, außer dem unsteten Volke der Möwen, ihre regelmäßige Ruhe; auch die lästigen Mücken hat die Kühle der Nacht in ihre Schlupfwinkel zurückgetrieben, nur Wolken harmloser mottenartiger Netzflügler begleiten das Fahrzeug und man hört nur den einförmigen Takt der Ruderschläge.

Dann taucht auf steilem Ufer Obdorsk mit seinem Kirchlein auf. Hier mündet der Polui in den Ob und bildet jetzt gerade zur Zeit der Ueberschwemmung eine weite Wasserfläche, an deren Rändern die mit Weiden durchzogenen Wiesenflächen auftauchen. In der Nähe von Obdorsk liegt aber eine Lodka und Flintenschüsse begrüßen die Ankommenden. Eine russische wissenschaftliche Expedition begrüßt die deutsche.

Wir wollen nur der letzteren folgen. Sie war auf Veranlassung des Vereins für die deutsche Nordpolfahrt in Bremen ausgerüstet worden; sie hatte Westsibirien im Süden besucht und kam jetzt auf dem Ob hinunter, um die Tundra des Nordens kennen zu lernen, jene ungeheuren öden Strecken, welche man bald als die Wüsten, bald als die Steppen des Nordens bezeichnete. An dieser Expedition nahmen Dr. O. Finsch, Dr. A. E. Brehm und Graf v. Waldburg-Zeil-Trauchburg teil.

In Obdorsk wurde die Verproviantierung für die Weiterreise besorgt und vier Leute gewonnen, welche sich verpflich-

teten, die Expedition als Ruderer und Arbeiter zu begleiten. Es waren der Syrjäne Stepan Samudroff, seines Zeichens Zimmermann, der Syrjäne Feodor Kasainoff, Schuster und Kirchendiener, der Russe Stepan Mischirikoff und der Ostjake Alexander Säkoff. Sie waren keine Wasserhelden, wie sich dies gleich beim Beginn der Weiterreise zeigte, wo ihnen der ruhige, aber angeschwollene Ob gleich bei der ersten Biegung so gefährlich erschien, daß sie vor der „tosenden Brandung" am liebsten umgekehrt wären. Auf dem rechten hohen Ufer gedieh hier noch ein üppiger Baumwuchs, hier standen ansehnlich hohe Lärchen, Fichten, untermischt mit Weiden, Erlen und Ebereschen.



Dr. A. E. Brehm.

Die erste Station, die man berührte, war besonders interessant und unter den Hütten derselben befand sich der Sommerpalast des Ostjakenfürsten.

Wir werden diesen Stamm, der neben den Samojeden in der Tundra haust, noch später kennen lernen. Jetzt wollen wir mit dem Fürsten eine Bekanntschaft anknüpfen. Der Titel „Fürst" ist kein Spaßtitel wie die Rangbezeichnung der „Negerkönige". Er gebührt dem Träger mit Fug und Recht. Vor Jahrhunderten da hatte es im Ostjakenlande viele Häuptlinge gegeben, als aber die Russen im Jahre 1601 die Ostjaken unterwarfen und sich zinspflichtig gemacht hatten, da schaffte der Zar Boris Feodorowitsch Ordnung in diesem Wirrwarr. Die vielen kleinen Fürsten wurden „depossediert" und nur einer, Wasili, zum Herrscher über die Obdorskischen Lande „bis zu den Küsten des Eismeeres" ernannt, der über die Flecken und Kreise zu wachen

und Jassak und den Zehnten einzutreiben hatte. Von diesem Ahnherrn stammte auch der Fürst Iwan Matfenwitsch ab, der neben dem russischen Beamten das Land regierte. Früher war der Fürst ein reicher Mann gewesen, denn er war der glückliche Besitzer von 10 000 Renntieren; zur Zeit da ihn Finsch besuchte, war sein Reichtum geschmolzen, die Seuche hatte seine Rene bis auf 700 Stück dahingerafft. Nun war er arm und das Jahresgehalt von 30 Rubeln, das er von der russischen Regierung bezog, konnte ihm zu seinem früheren Glanze nicht verhelfen. So zehrte der alte Mann, dessen Jahreszahl sich nach seinen eigenen Angaben so um die 60 drehte, von Erinnerungen an die besseren Zeiten, wo er einmal auch in Petersburg gewesen und vom Kaiser Nikolaus empfangen worden war. Dr. Finsch suchte ihn in seinem Palaste auf in der Hoffnung, daß er von dem Vater des Volkes Interessantes über das Volk selbst erfahren werde, er mußte aber den Alten enttäuscht verlassen. Damit dieser aber dasselbe von Finsch nicht sagen könnte, schenkte er dem hohen Herrn eine Flasche Schnaps. Der Fürst behauptete zwar, daß er keinen Branntwein trinke; kurze Zeit darauf erschien er aber auf der Lodka Finschs und bat um eine zweite Flasche für seinen Sohn.

An den russischen Fischerniederlassungen vorüber ging es weiter, bis die Expedition in die Nähe des Ob-Busens gelangte, wo in zwei Armen ein Fluß die Schtschutschja, der Hechtfluß, in den Ob mündet. Man fuhr den nördlichen Arm hinauf und gelangte am 19. Juli zu der ostjakischen Niederlassung Hatje, wo man noch andere Führer mit Begleitern zu gewinnen hoffte.

Hütten gab es hier nicht mehr, sondern nur noch Tschums, eine Art Zelte, die aus Stangengerüsten bestehen und mit Birkenrinde, mitunter auch mit Fellen, behängt werden. Erstaunt sahen die Tschumbesitzer die Fremden an und es begann die langwierige Unterhandlung, welche die Geduld nicht weniger auf die Probe stellte als ein Palaver mit westafrikanischen Negerkönigen. Der Dolmetscher eröffnet die Sitzung mit einem Vortrag über die Expedition

und deren Zweck, dann folgen viele Fragen und Antworten, sowie Spezialberatungen unter den Eingeborenen. Keiner von ihnen will den oberen Lauf des Flusses kennen, keiner versteht ein Wort russisch, keiner will als Führer mitgehen. Nur den Armen des Tschumplatzes, einen mehr als halbblinden Ostjaken, will man der Expedition mitgeben, wahrscheinlich um ihn für einige Zeit versorgt zu wissen. Die Verhandlungen dauern jedoch fort und im Laufe derselben verraten sich die Eingeborenen, daß sie den Fluß sehr gut kennen. Da greift Dr. Finsch ein und hält eine Rede. Er versichert, daß die Fremden weder Missionäre noch Kaufleute seien, sondern nur das Land und die Leute kennen lernen wollen. Er erzählt von dem deutschen Kaiser, der ein Bruder des russischen sei und der Expedition den Auftrag gegeben habe, ihm später von den Ostjaken zu berichten; er schildert, mit welchem Glanze die reichen Sultane der Kirgisen die Expedition empfangen haben und fügt hinzu, daß er nichts umsonst verlange. Die schöne Rede bleibt nicht ohne Eindruck, das verdächtige „Jangie!“ (Nein) verstummt immer mehr und endlich erklärt der Tschumälteste, daß er selbst mitgehen würde, wenn er nicht krank wäre.

Nach 3 Stunden war endlich die Verhandlung, die in dem raucherfüllten Tschum geführt wurde, beschlossen. Hat, ein rüstiger Ostjake und Tschumbesitzer, sowie der samojedische Knecht des Tschumältesten Haiwai schlossen sich der Expedition an.

Das Personal zur Tundrareise war jedoch noch nicht vollzählig; am 25. Juli sehen wir die Expedition an einem Tschumplatze halten, dessen Besitzer der Ostjake Dschunschi war, und mit diesem Verhandlungen anknüpfen. Dschunschi war anfangs in seinen Mitteilungen sehr zurückhaltend, aber bei einem Gläschen Schnaps löste sich seine Zunge, der alte Mann teilte mit, daß der Fluß nicht mehr weiter schiffbar sei und bei dem dritten Gläschen erklärte er sich bereit, die Expedition über die Tundra bis zum Karameer zu begleiten.

An demselben Tage hielt vor dem Platze auch die russische Expedition, der Dschunschi gleichfalls Auskunft geben

mußte; er kehrte von diesem Besuche derart zu Scherzen aufgelegt zurück, daß man ihn nach Hause tragen mußte, und klagte am anderen Tage sehr über den bösen Schaitan (Teufel), der in ihn gefahren war. Mutter Dschunschi willigte indessen in die Abreise ihres Mannes und dieser zeigte Finsch seine Hausgötter, öffnete den Opferkasten und schenkte Finsch den Gott Njenei-ejenischte für ein Gegengeschenk, das in einem amerikanischen 25-Centstück bestand. Dieser Gott, eine sehr roh aus Holz geschnitzte Figur, einen Menschen und einen Wolf darstellend, befindet sich jetzt im Königlichen Museum zu Berlin. Als Dschunschi hierauf von den Leuten der Expedition erfuhr, daß Dr. Finsch ein großer Schamam „bei den Unseren" sei, bot er ihm eine Art Bruderschaft an, zu der aber eine Flasche Schnaps unumgänglich nötig sein sollte. Der Reisende opferte eine halbe, um die Zeremonie kennen zu lernen. Sie bestand darin, daß die zwei weisen Männer eine Art Runenstab in die Erde steckten, ein Beil daran hingen, sich daneben setzten und mit ernsthafter gewichtiger Miene den Schnaps austranken.

Diese Zeremonie, Tatibet genannt, gilt als ewiger Freundschaftsbund und das Beil soll an Eidesstatt symbolisch andeuten, daß es den treffen möge, der diesen Bund zu zerstören wagt. „Auch der alte Dschunschi", fügt Finsch hinzu, „versprach mit mir sterben zu wollen, und ich hatte in der That keinerlei Grund später über ihn zu klagen. Jedenfalls war er mir so treu als mancher sogenannte Freund, mit dem zwar nicht in Schnaps und unter Beilen, aber bei schäumendem Rheinwein und in begeisterten Reden der ewige Freundschaftsbund geschlossen worden war."

An dem Abend erlebten die Reisenden ein Gewitter mit Donner und Blitz, welches Kälte und Wind zurückließ. Die Uferlandschaft des Flusses war durch Höhenrücken mit waldartigem Baumwuchs belebt. Nach und nach wurden die Lärchen jedoch seltener, bildeten aber immerhin noch Bäume von 20 bis 25 Fuß Höhe und erschienen bis auf Schiefstehen und hie und da durch Wind verbogene Gipfel gesund. Man hatte die nördlichste Baumgrenze erreicht.

Am 27. Juli wurde die Mündung des Hai-jaha in den Hechtfluß passiert und bald darauf mußte die Lotka verlassen werden. Es handelte sich jetzt über Land den Fluß Podarata, die Landschaft Sadapai, d. h. Steinsumpf und den Karabusen zu erreichen. Die Weisen der Tundra Dschunschi, Haiwai, Hat und der alte Diener der Expedition Michael traten unter einem Heiligenschein von Mücken zur Beratung zusammen. Sie malten auf Papier eine Route der Tagemärsche bis Sadapai, unterzeichneten das Dokument mit ihren betreffenden Zeichen und übergaben es Finsch.

Größere Reisen in der Tundra, sei es im Sommer oder Winter, sind nur mit Hilfe der Rene auszuführen. Im Sommer ist eine solche Reise gleich einer Tour durch die Wüste, denn die Tundra ist eine Wüste von Morästen und wenn man in ihr auch nicht verdursten kann, so gähnt hier das Gespenst des Hungers von allen Seiten. So war auch das erste, was man zu besorgen hatte, das Aufsuchen eines Tschums, in dem man Rene bekommen könnte. Bis dahin mußte der Proviant auf dem Rücken getragen werden. Für die Europäer wurden mitgenommen 12 Pfund Konservefleisch, 2 Pfund Fleischextrakt, 3 Pfund Thee, 2 Pfund Kaffee, 4 Pfund Zucker, 60 Tafeln kondensierte Suppen, etwas Reis und 1 Sack Zwieback. Das Gewehr nebst 200 Patronen, etwaige Reservewäsche mußte jeder für sich tragen. Für die Leute kamen 150 Pfund Hartbrot auf neun Tage; man rechnete dabei auf Renntierfleisch und Vogelwild. Die Ausrüstung vervollständigten Kochgeräte und dergleichen. Die Lotka aber wurde mit zwei Leuten, auf die Verlaß war, nach einer Stelle an der Schtschutschja, die Tschornejar hieß, zurückgesandt, wo sie die Rückkehr der Expedition bis spätestens zum 1. September abwarten sollte.

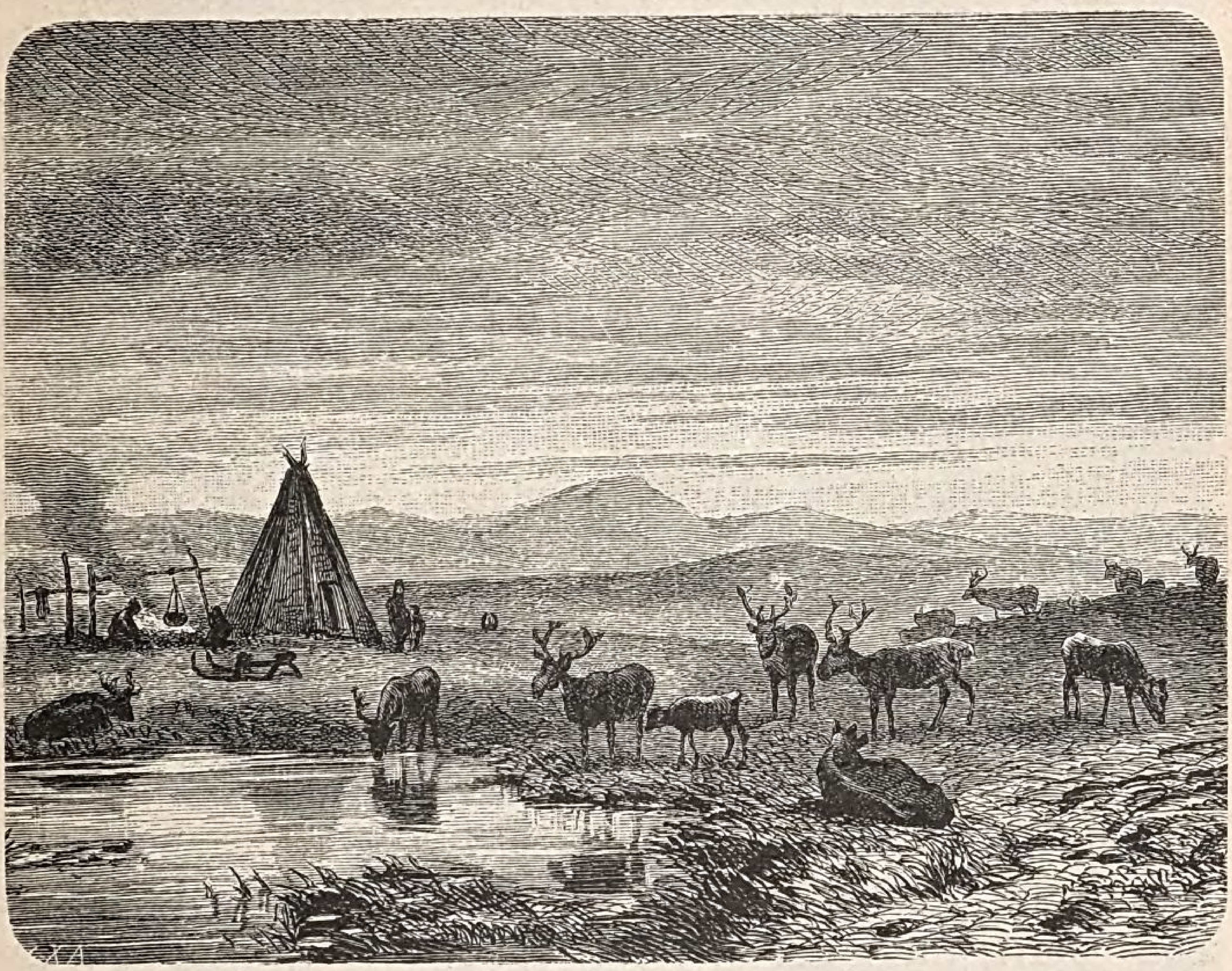
Am Vorabend der Abreise wurde noch in Voraussicht der mageren Tage ein Mahl abgehalten, welches für jene Gegenden lukullisch genannt werden durfte. Suppe, geschmorte Schneehühner, gebratene Fische, gebackene Pflaumen, zwei Schluß-Kaffee und Thee bildeten das Menu. Es ver-

lief heiter; nur die Myriaden Mücken, welche dutzendweise in die Teller fielen, bildeten eine Schattenseite des Festes, die einmal von der Tundra unzertrennlich ist. Die Leute wurden durch Fleisch- und Schnapsrationen besonders bewirtet und ließen auch ihrerseits der Fröhlichkeit die Zügel schießen, indem sie Wettspiele im Ringen und Springen anstellten.

Am 29. Juli nachmittags trat die Expedition 11 Mann hoch die Wanderung an. Sie war recht bunt zusammengesetzt: drei Deutsche, ein Lette, ein Russe, zwei Syrjänen, drei Ostjaken und ein Samojede standen auf der Liste. Man hatte der Baumgrenze den Rücken gekehrt und befand sich auf der Tundra. Das Wort ist der syrjänischen Sprache entlehnt und bedeutet so viel wie „baumloser Ort". Dem Europäer erscheint die Tundra als eine trostlose Einöde.

Spörer schildert sie in seinem Werke „Nowaja Semlja" mit den Worten: „Ertötend einförmig ist der Eindruck der flachen Tundra, in weitem Umkreise, endlos, unbegrenzt verliert sich der Horizont in unerreichbare Fernen. Keine Abwechselung, kein Schatten, keine Nacht im Sommer, Licht, Wind und Schall zittern grenzenlos aus; überall weht es, überall ist es unheimlich, still und stumm. Den ganzen Sommer hindurch währt auf der hochnordischen Tundra der eine und einzige, endlos lange Sommertag, beleuchtet von dem blassen Lichte eines mondartigen, in Nebelwolken verschleierten Gestirnes, das der Mensch frechen Blickes ungestraft anglotzen darf. Entnervend ist dieser Anblick, unter dessen stetig wirkendem Einflusse der Mensch zum in sich gekehrten, stumpfen Samojeden herabsinkt." „Wie nach einer bestimmten Regel, aber nach der erschreckenden Regel der Oede formt sich das Land," schreibt Aubel. „Verfaserte Knollen reihen sich zu Wulst an Wulst, wie Grab an Grab, aufgeworfen von der feuchten Schaufel des Sumpfes. Immerdürre Gräser umzittern jeden einzelnen Aufwurf, während die Sumpffliege steigt und wieder sinkt in das vergorene Naß, das sie erzeugte. Wie fragend blickt das Auge auf den kleinen Vogel, der von einer Moderscholle zur anderen flattert, warum er sich nicht hinausschwinge aus der

offenen Gruft, indessen er tiefer hineinhuscht in das Feld der Larven. Wie fragend blickt es auf die kleine liebliche Beere, die in dem Brachacker alles Lebendigen noch wuchert, denn vernichtet fühlt es sich darin, als sähe es in den Uebergang zum Nichts.“ Man muß die Tundra selbst gesehen haben, um sich von ihr ein richtiges Bild zu machen. „So weit das Auge reicht, hat es nichts als eine unendliche ackerbräunliche oder weißfahle Moorfläche vor sich, oder die



Tundralandschaft.

farblos grünen Felder der mit Zwergbirken bewachsenen Strecken, jenem krüppelhaften, am Boden hinkriechenden Pflanzengebilde, das man kaum Strauch nennen kann. Kahle grauliche oder gelblich fahl scheinende Hügelreihen stimmen mit dieser Einöde so recht überein. Nur die vielen kleineren und größeren, meist mit 1 bis 4 Fuß hohen Strauchweiden (Salix lapponum) begrünten Ufern umgebenen klaren Teiche und Seen gewähren mit ihrem Bau eine dem Auge wohlthuende Abwechselung.

„Noch bedeutend leichter als das Auge ermüdet der Schritt des Wanderers, denn es werden ihm hier Zumutungen gemacht, die selbst der an größere und beschwerlichere Fußtouren und militärische Reise- und Kriegsmärsche Gewöhnte sich nicht vorstellen kann. Nirgends findet der Fuß sicheren Halt; überall sinkt er meist bis über die Knöchel ein oder muß sich aus den Verschlingungen der Zwergbirkenranken mit Gewalt losreißen. Es gilt bei jedem Schritte das Bein ungewöhnlich hoch zu erheben und diese Gangart ermüdet in ganz außerordentlicher Weise. Oft gibt es weite Sumpfstrecken zu überqueren, auf denen man bis übers Knie einsinkt, oder man hat mühsam von einem Klumpen Büschelgras auf den anderen überzuspringen, kurzum die Beschaffenheit des Terrains bietet überall so viel Schwierigkeiten, daß man sich wie auf einem Trottoir vorkommt, wenn man stellenweise die kahlen Höhenzüge mit ihrer festen Unterlage benutzen kann."

Die Samojeden und Ostjaken kennen das Wort Tundra nicht; die Einöde heißt bei ihnen „Sawoja" oder „Jandaja", d. h. „guter Ort", kein Wunder, denn dies ist ihre Heimat, in der ihre Renntiere gedeihen. Die Tundra wechselt auch ihren Charakter je nach der Bodenbeschaffenheit; am ödesten sind die hochgelegenen Strecken; die Niederung ist mit Torfstrecken bedeckt, auf denen neben Moos und Zwerggesträuch auch Gräser gut gedeihen und manchmal bilden sie in der That vortreffliche Wiesen, wie z. B. Nordenskjöld an der Mündung des Jenisei eine Tundra gefunden hat, die ihn durch die Ueppigkeit der Vegetation überraschte und ausgezeichnete Weideländer bildete.

Was aber die Reisen über die Tundra ungemein lästig macht, das ist eine Plage, die bei uns im Sommer nur en miniature zu spüren ist, das sind die Myriaden Mücken, welche über den Morästen schweben. Es sind Mücken derselben Art wie die unserigen, aber durch ihre Unzahl und Allgegenwart fürchterlich, so daß schon der alte Gmelin von ihnen sagte, daß sie ein mächtigerer Feind seien als die räuberischen Kirgisen.

Doch kehren wir zurück zu unserer Expedition. Nachdem dieselbe in 7 Stunden 17 Kilometer marschiert war, schlug sie in einer Schlucht des kleinen Talbeflusses ihr



Samojeden.

Nachtlager auf. Man kampierte im Freien, bei einem feinen herabrieselnden Regen ohne den Schutz eines Zeltes und es dauerte lange, bis aus dem fingerdicken Gestrüpp der Birken

und Weiden ein Feuer angemacht und darüber der Thee gekocht wurde.

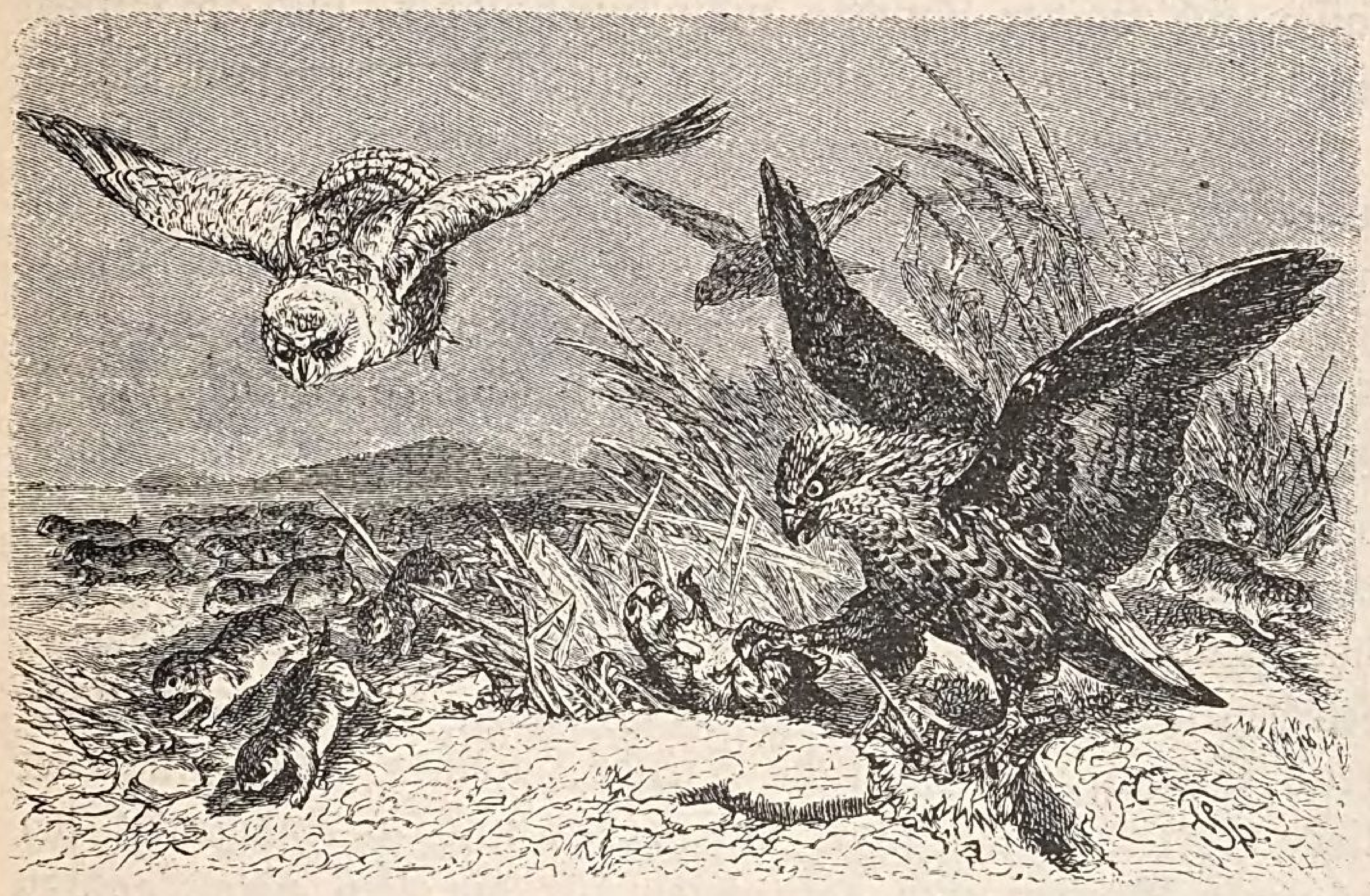
Der 30. Juli war freundlicher, der Regen hörte auf und man stieß auf Spuren von Renntieren und Schlitten; bald darauf wurden auch zwei Tschums entdeckt. Zwei Mann wurden als Kundschafter vorausgesandt und der Rest folgte mit den Packen langsam nach, damit beim plötzlichen Erscheinen so vieler Leute die Ostjaken in den Tschums die Flucht nicht ergriffen. Die Expedition wurde jedoch freundlich empfangen. Der Besitzer der Tschums kam ihr mit zwei Renntierschlitten entgegen und beim Anblick der herrlichen Gespanne freute man sich bereits, daß man von nun an nicht mehr mühselig zu Fuß werde zu wandern brauchen. Diese Hoffnung sollte jedoch bitter getäuscht werden. Auf dem Wege zu den Tschums fand man gegen 80 Renntierleichen — man wußte was dies zu bedeuten hatte — unter den Herden der Ostjaken wütete die Seuche, der furchtbare Milzbrand. Die Tschumleute waren nur noch damit beschäftigt, zu retten, was noch zu retten war; sie wollten das Lager abbrechen und weiter nach der Schtschutschja ziehen. Die mit Flinten bewaffnete Expedition kam ihnen zu Hilfe und bald knallte die Büchse des Grafen Waldburg-Zeil, der die Kälber niederschoß, deren Mütter an der Seuche gefallen waren, und welche die Ostjaken mit ihren Lasso nicht hatten einfangen können. So wurde wenigstens die Haut gerettet.

Nachdem auf einem anderen Platz die Tschums wieder aufgeschlagen worden, schlachtete Dsäungiä, der Tschumbesitzer, zur Ehre seiner Gäste einen kräftigen Renntierochsen, und Finsch hatte jetzt die beste Gelegenheit, ein Ostjakenmahl im Bilde festzuhalten. Rasch wurde das Tier enthäutet und ausgeweidet, dann setzten sich die Eingeborenen zum Mahle nieder. Das Fleisch wurde in Streifen abgeschnitten und roh verzehrt. Die Bauchhöhle des geschlachteten Tieres diente als Schüssel; in das dampfende Blut wurde das Fleisch getaucht und dann in den Mund gesteckt, der Bissen aber vor dem Munde mit einem Messer abgeschnitten. Auch die

Leute der Expedition nahmen redlichen Anteil an dem Mahle und jeder von ihnen verschlang 4 bis 5 Pfund Fleisch.

Die Sitte, das Fleisch roh zu verzehren, läßt sich durch den Mangel an Brennmaterial in diesen Gegenden erklären; auch die Fische werden roh verspeist und viele der russischen Fischer und Ansiedler haben diese Gewohnheit angenommen.

Nach der Fleischmahlzeit, an welcher die Europäer sich nicht beteiligt hatten, wurde die Expedition im Tschum mit Thee bewirtet; der Dsäungiä hatte nicht nur wirklichen Thee



Lemminge von Schneeeule und Bussard verfolgt.

(keinen Ziegelthee), sondern auch sehr hübsche Tassen und sogar Zucker, den seine Damen in Ermangelung anderer Werkzeuge mit den Zähnen klein machten und den Gästen vorsetzten. Es war nun klar, daß der Besitzer der verseuchten Herde den Reisenden die gewünschten Rene nicht würde geben können, die Herde zählte noch gegen 500 Stück, von denen etwa 200 brauchbare Zugtiere waren, und diese brauchte Dsäungiä selbst, um seine Habe nach dem Ob zu schaffen. In einer „Sitzung", die bis 2 Uhr morgens dauerte, gelang es Finsch, wenigstens so viel zu erlangen, daß Dsäungiä ihm neun Renntiere nebst drei Schlitten verkaufte; und erst

nachdem dieses Geschäft erledigt war, verkroch man sich unter das kattunene Mückenzelt.

Am anderen Tage blickte man auf ein gräßliches Bild der Verheerung; die Seuche hatte während der Nacht wieder 30 Tiere dahingerafft! Der Verlauf der Seuche ist außerordentlich rasch; anscheinend gesunde Tiere zeigen plötzlich die Symptome der Krankheit und verenden in wenigen Stunden; so erzählte Dsäungiä, daß er an einem Tage 500 Stück Renntiere verloren habe. Vorsichtsmaßregeln, wie sie bei uns gegen den Milzbrand angewandt werden, lassen sich in der Tundra nicht durchführen, und so müssen sich die Ostjaken und Samojeden einfach in ihr Geschick fügen.

Die Herde wurde nun herbeigetrieben und die Ostjaken der Expedition wählten neun Renntiere aus, die ihnen am besten und gesund schienen. Auf die drei Schlitten wurde das Gepäck geladen und man marschierte weiter, um möglichst bald aus der infizierten Gegend zu kommen. Am Abend desselben Tages fiel jedoch ein Ren, was die Sorge, daß man das Gepäck bald wieder selbst werde tragen müssen, von neuem wach werden ließ. Diese Befürchtungen suchte der Psalmensänger Kasainoff durch Absingen verschiedener Kirchenlieder und Anrufung der Heiligen zu zerstreuen, während Stepan, der russische Diener, meinte, daß „auch der liebe Gott wohl ein Wort mitzureden und in Anbetracht der schweren Bürden und des vielen für die Ren verausgabten Geldes ein Einsehen haben werde“.

So zog man weiter auf der Tundra, in der es außer den Pfaden der Lemminge und Eisfüchse keine Wege gab, und die hier mit Zwergbirken dicht bewachsen war. Die Tierwelt war äußerst spärlich, von dem Ueberfluß an Mücken abgesehen. Auf den Seen oder größeren Teichen bemerkte man Eisenten und Eistaucher, die jetzt ihre Dünenjungen in Schwimmkünsten unterrichteten.

Das wilde Ren ist auf diesen Tundren selten, das Elen lebt fast nur noch in Sage, das Charaktertier dieser Wüste des Nordens ist der Lemming, der unter den Wurzeln der Zwergbirken oder im Moose seine Gänge anlegt. Ein gutes

Lemmingjahr bedeutet auch ein gutes Fuchsjahr und das ist für die Jäger von Bedeutung, da der Eisfuchs das wichtigste Jagdtier dieser Gebiete bildet. Auch Wölfe sind da und richten in den Herden der Ostjaken oft Schaden an, indem sie die Tiere zerreißen oder die Herden zersprengen.

Das Renntier nährt sich hauptsächlich von der Renntierflechte (Cladonia rangiferina) und je nach dem Vorkommen derselben mußte jetzt die Wahl der Plätze für das Nachtlager bestimmt werden. Kein Zelt wurde dabei errichtet; jeder legte sich in seinem Pelz auf die bloße Erde, und wenn der Thee abgekocht war, dann sang Kasainoff die nicht enden wollenden Litaneien: „Gospodin, gospodin, pomilu!“ (Herr, Herr, erbarme dich unser!) und die Europäer mußten es dulden, denn Kasainoff hielt sich für einen Solisten erster Größe und wurde auch als solcher von den übrigen Asiaten anerkannt.

Der eigentliche Führer der Expedition war aber Dschunschi; er war auf der Tundra groß geworden, und nur mit einem Beil ausgerüstet that er es trotz seines Alters allen anderen zuvor. Er bestimmte die Richtung des Weges und er war es, der im Schlitten ein entlaufenes Ren einzuholen vermochte. Die Renntiere hatten überdies unter den Stichen der Mücken und der eierlegenden Bremsen ebensoviel wie die Menschen zu leiden, außerdem fielen noch zwei andere Rene an der Seuche. Da mußte man die übriggebliebenen schonen und ein Teil des Gepäckes wurde wieder auf den Rücken genommen, wobei Finsch, um würdig eines Nadschalnik (Oberhaupt) zu sein, selbst einen Reisesack ergriff und mit gutem Beispiel voranging.

Die Landschaft wurde jetzt insofern interessanter, als zur Linken die Bergzüge des Ural auftauchten, sonst aber dehnte sich die endlose Tundra aus mit Seen und Sümpfen und sie schien am Horizont wie in einer großen Wasserfläche, der Kara-Bai, zu verschwimmen. Man erblickte auch die hellen Sandufer der Podarata, aber die Entfernung war noch weit, noch ein Tagemarsch trennte die Reisenden von dem Ziel. So schien es wenigstens. Als aber eine

Anhöhe überschritten wurde, stand man an dem Ufer eines klaren, schnell dahinfließenden Flusses: es war die Podarata. Bis dahin hatten nur Suhew (1771) und Kowalski (1848) diesen Fluß erreicht, und die Freude war noch größer, als Dr. Brehm mit dem Fernglase Rauch und zwei Tschums entdeckte. Sofort wurde Stepan Samuduroff, der Zimmermann, mit einer Troika dorthin abgesandt. Auf dem Schlitten stehend passierte er den seichten Fluß, er verschwand aber bald in dem Nebel, der sich über das Flußthal senkte und plötzlich auch die Tschums dem Blicke entzog.

Am nächsten Morgen, dem 3. August, kehrte der Bote zurück und brachte trübe Nachrichten. Auch dort herrschte die Seuche, und ein Ostjake, Namens Sanda, war gerade damit beschäftigt, den Tschumbesitzer zu begraben, welcher, ebenso wie sein Knecht und zwei Kinder, am Genuß eines an der Seuche erkrankten Rens schon tags zuvor gestorben war. Nur die Witwe und zwei Kinder waren noch am Leben. Sanda wollte herüberkommen, verlangte aber zunächst von der Expedition einen Mann zur Aushilfe, um die Herde über den Fluß zu setzen und die Toten zu begraben. Diese Hilfe wurde ihm sofort gewährt, und am Abend wurde eine Beratung und Verhandlung angestellt, in der sich Sanda bereit erklärte, gegen ein Entgelt von 15 Rubel die Spitzen der Expedition nach dem Meere und zurück zu führen. Die Reise sollte „von einer warmen Zeit zur andern“, also eine Nacht, dauern. Finsch mußte sich verpflichten, nur einen Tag am Meere zu verweilen und in der nächsten „kalten Zeit“ wieder zurückzukehren.

Nachdem man die Nacht in Sandas Tschum zugebracht hatte, brach man am 4. August in sechs Schlitten nach der Kara-Bai auf. Auf dieser Fahrt begleitete die ganze unter Obhut Sandas stehende Herde von etwa 200 Stück die Expedition. „Es gewährte schöne, wechselvolle Bilder, einen kleinen Wald von Geweihen, grunzend und hufeknisternd bald vor, bald hinter, bald neben uns her laufen zu sehen, getrieben von einigen Hunden und dem Sohne Sandas in einer Troika. Unser Weg führte über Tundra längs Teichen

und Seen, aber wir hatten die elastischen Sumpfstrecken und entsetzlichen Weiden- und Birkendickichte diesmal nicht selbst zu durchwaten, sondern fuhren bequem im Schlitten, und das war eine sehr angenehme Abwechslung."

Die Reisenden waren nicht wenig enttäuscht, als Sanda gegen 7 Uhr Halt machte und erklärte, das Ziel sei erreicht, weiter fahren könne er nicht. Von einem Strande, der von verschiedenen Meerestieren belebt wäre, war hier aber nichts zu sehen. Als die Reisenden aber einen etwa 150 Fuß hohen Geröllhügel bestiegen, mußten sie zugeben, daß ein weiteres Vordringen nicht gut möglich war. Die Podarata verlor sich hier in einer weiten Ebene voller kleiner Lachen, Teiche und Seen, auf der in weiter Ferne einige Sandhügel oder Dünen auftauchten, während am fernen Horizonte ein nebelhafter, wie ein größeres Wasser aussehender Streifen die Kara-Bai andeutete.

So mußte der Rückzug angetreten werden. Das Thermometer war auf Nullgrad gefallen und in dieser Kühle der Nacht ließen sich keine Mücken sehen. Trotzdem ging die Fahrt langsam vor sich, denn Sanda mußte oft anhalten, um die verwaisten Kälber einzufangen, totzuschlagen und abzuhäuten.

Das Renntiergespann macht einen stattlichen Eindruck. Das Ren zieht an einem 2 bis 3 Zoll breiten Schultergurt aus Leder, der vom Nacken bis zwischen die Vorderbeine reicht, also mittels Nacken und Schultern. An diesem Schultergürtel ist ein Zugstrang aus dickem Leder befestigt, der unter dem Bauche und zwischen den Hinterbeinen des Tieres bis zum oberen Vorderende der Schlittensohle läuft. An dem Rückengürtel befinden sich messingne Ringe, durch welche Stricke laufen, welche die Tiere miteinander verbinden. Durch einen derselben geht auch die als Zaum um die Geweihbasis befestigte Leine. Ein gut eingefahrenes Ren folgt dem Zuge der Leine ebensogut wie das weichmauligste Pferd dem Gebiß. Gelenkt werden nur die links angespannten Leittiere, denen die übrigen folgen. Beim Anziehen des Leitseiles biegt es nach links, schlägt man ihm die Leitleine an den Leib, so

wendet es sich rechts, beim anhaltenden Ziehen bleibt es stehen. Anstatt der Peitsche dient zum Antreiben ein 12 bis 16 Fuß langer Stock, der wie unsere Billardqueues aus mehreren Stücken zusammengeleimt ist. Am oberen Ende befindet sich ein beinerner Knopf, mit dem die Tiere leicht gestoßen werden. Das untere Ende läuft in eine starke eiserne Spitze aus, welche dem Stocke das Aussehen einer Waffe verleiht, obwohl er nur friedlichen Zwecken dient. Er wird nämlich fest in die Erde gestoßen, um an ihm die Tiere des Gespanns anbinden zu können, oder die Spitze dient beim Passieren von Bächen und Flußläufen dem aufrecht stehenden Kutscher zur Gewinnung eines festeren Haltes. Die Schlitten selbst sind nur aus Holz gearbeitet, eiserne Nägel und Schrauben werden nicht verwendet, und wenn unterwegs Reparaturen nötig sind, so werden diese nur mit ledernen Riemen ausgeführt. Daß diese Konstruktion sehr zweckmäßig ist, wissen wir aus der Geschichte der Polarfahrten, bei welchen die Verwendung von Nägeln und Schrauben zur Schlittenherstellung gleichfalls vermieden wird.

Das Renntier läuft im Anspann fast niemals Galopp, sondern immer Trab, der aber bei den langen Schritten des Tieres sehr fördert. Im Winter sind solche Schlittenfahrten auf guter Bahn leicht auszuführen und die Tiere legen 15 bis 20 Kilometer in der Stunde, und in Ausnahmefällen selbst 200 Kilometer an einem Tage zurück. Dann kann auch das Gepäck eines Schlittens für zwei Rennochsen gegen 5 Zentner betragen.

Anders verhält es sich jedoch mit einer Fahrt im Sommer. Das Gepäck muß auf kaum 1½ Zentner verringert werden und die Fahrt geht bedeutend langsamer von statten. Ist der Boden sandig, steinig oder lehmig, so sind 12 bis 15 Kilometer schon eine Tagereise. Auf Moos- oder Zwergbirken-Tundra gleiten die Schlitten leichter dahin und dann können 25 Kilometer im Tage zurückgelegt werden.

Das Renntier ist für die Tundra unersetzbar, es ist das einzige für diese Einöden brauchbare Zug- und Leittier — ein Dromedar der Wüste des Nordens.

Auf der „Meerfahrt“ wurde Hat, der Ostjake, unwohl und mußte gefahren werden. Als man wieder den Tschum der Witwe erreichte, fand man einen neuen Grabhügel, der das dritte Kind der schwergeprüften Frau deckte. Sie brach ihr Lager ab und zog von dannen, und auch die Europäer verließen die Stätte des Todes und zogen nach dem Tschum Sandas. Ihre Ankunft schien Frau Sanda nicht erwünscht zu sein, aber sie mußte es sich gefallen lassen, daß diese Nacht in dem Tschum, dessen Durchmesser 13 Fuß betrug, 16 Leute sich Schlafstellen einrichteten. Und einer von ihnen stöhnte und klagte, es war Hat, dem die Europäer durch Opium und dergleichen helfen wollten, obwohl der Zustand des Mannes bei allen ernste Besorgnis erregte. Er klagte über Schmerzen im Leibe, sein Puls zählte nur 60 Schläge in der Minute, seine Hände waren kalt und beinahe gefühllos geworden. Als man am andern Morgen erwachte, war die Schlafstelle Hats leer. Finsch ging ins Freie und fand hier Hat zusammengekauert wie in tiefen Schlaf versunken. Es war der ewige Schlaf.

Es wurde ein Protokoll aufgenommen, welches man der nächsten russischen Behörde überreichen sollte, und man bestattete ohne Verweilen den Toten nach der Sitte des Volkes. Der Mangel an Mitteln in der öden Tundra zwang Finsch, das Begräbnis einfach zu gestalten. Auszeichnungen, wie sie sonst ostjakischen Toten zu teil werden, ein Bretterkasten, ein umgestürzter Schlitten, konnten nicht beschafft werden. Von Sanda wurde nur ein Renntierfell und eine Birkenmatte gekauft; aber die „Christen“ unter den Dienern der Expedition weigerten sich, dem „Heiden“ den letzten Dienst zu erweisen und mußten selbst mit harten Worten angehalten werden, wenigstens das Grab zu graben. Dieses wurde nun mit den schmalen Brettern einer Schlittensohle als eine kaum fußtiefe Grube ausgescharrt, während Kasainoff seine Litaneien sang, um die verlorene Seele noch im letzten Augenblick zu erretten. Haiwai, der Samojede, und die drei Ostjaken, von denen Alexander ein Christ war, hoben nun den Leichnam, ohne ihn zu berühren, mit Stricken

auf und legten ihn in die Grube auf ein Renntierfell. Dann wanderte in dieselbe alles, was Hat besessen hatte, nachdem es zuvor unbrauchbar gemacht wurde: das Beil, der Gürtel mit dem Messer, der Theekessel, die Schnupftabaksdose. Nur den Tabak teilte man, doch so, daß auch der Tote seinen Anteil in die Gruft mitbekam. Nun legte man zwei Bretter über den Toten und seine Habe, darüber die Birkenmatte, und scharrte etwas Sand und Erde darauf. Von dem Rest des Schlittens zündeten die Eingeborenen ein Feuer an, über dem sie Renntierfleisch kochten — es ging bei diesem Liebesmahl nicht fröhlich und nicht traurig zu. Keiner nahm Anteil an dem Tode seines Gefährten. Nur die Deutschen trauerten um ihren treuen Diener.

Frau Sanda und ihre Tochter brachen inzwischen den Tschum ab. Dann stellten sich die Personen, die bei dem Begräbnis thätig gewesen waren, auf einen Schlitten, wurden von den Frauen angespuckt und mit einem Brande und dem Dampfe des Wassers, das auf einen heißen Stein gegossen wurde, beräuchert. Dasselbe hatten die Frauen schon früher mit dem Platz gethan, auf dem Hat in dem Tschum geschlafen hatte. Die Bretter, mit denen das Grab ausgescharrt worden war, wurden weggeworfen, und dann eilten die Ostjaken so schnell wie möglich von der Unglücksstätte fortzukommen, da sie nicht gern an Orten weilen, wo die Toten ruhen. Die Deutschen aber warfen noch eine Handvoll Erde auf das frische Grab und bewiesen dem Toten, den sie als willigen, unermüdlichen und kundigen Mann kennen gelernt hatten, ein treues Andenken.

Hat war zweifellos ein Opfer der Seuche. Er hatte zwar kein Fleisch erkrankter Tiere genossen, aber er war beim Abziehen derselben behilflich gewesen, und da er, wie alle Ostjaken, das blutige Messer öfters mit den Lippen zu halten pflegte, letztere aber wund waren, so hatte er sich in dieser Weise die Blutvergiftung zugezogen.

Die Erlebnisse der letzten Tage hatten auf alle den tiefsten Eindruck gemacht. Sie zogen still und entmutigt dahin; der Psalmensänger Kasainoff schwieg, und wenn jetzt

Finsch Lieder anstimmte, so fiel keiner in die Gesänge ein. Auch kraftvolle Reden und das Hinweisen auf die bessere Lage, der man sich jetzt mit jedem Schritte nähere, konnten die Gemüter nicht heben. Erst als es Graf Waldburg gelang, auf eine Familie mausernder Gänse zu stoßen und sechs derselben zu erlegen, heiterte sich die Stimmung auf, da man nicht gezwungen war, Renntierfleisch zu essen.

Sanda zog mit der Expedition oder vielmehr die Expedition mit ihm, und so bot sich Finsch Gelegenheit, auch das Familienleben der Ostjaken zu belauschen. Dies war namentlich am 8. August, dem Geburtstage Finschs, möglich, da die Karawane aus Rücksicht auf die Renntiere Rast halten mußte. Der Forscher feierte ihn dadurch, daß er an ihm die letzte Zigarre ansteckte, und sonst, da wegen der Milliarden Mücken an die Jagd nicht zu denken war, im Tschum blieb und ethnographische Studien anstellte. In seiner Reisebeschreibung gedenkt er ausführlich der Familie Sandas, und seinen Angaben folgend, wollen wir die am meisten charakteristischen Züge hervorheben.

Herrn Sanda kennen wir bereits; wie war nun Frau Sanda beschaffen? Ihr Alter wußte sie ebensowenig anzugeben, wie „ihr Alter" es thun konnte, und zwar nicht etwa aus Koketterie, sondern darum, weil sie keinen Kalender führte. Wie sie sonst mit ihrem Mann lebte, ob sie seine „Sklavin" war, wie dies von den Ostjakenfrauen behauptet wird, können wir nicht sagen. Zur Zeit der Anwesenheit der Expedition in dem Tschum Sandas opponierte sie aber öfters ihrem Manne, es gab Wortgefechte, in denen Frau Sanda oft die Oberhand behielt, einmal aber durch einen Fußtritt zur Ruhe gebracht wurde. Schuld an diesem Zwist waren ohne Zweifel die renntierlosen Fremden, die von der Frau gar nicht für voll angesehen wurden. Sie war vom fürstlichen Geblüt, eine Schwester von Iwan Taischin und einst eine reiche Frau, bis vor etwa zehn Jahren die Seuche auch die Herden ihres Gemahls dahingerafft hatte.

Die Eheleute hatten auch einen Sohn, einen Burschen von 14 bis 15 Jahren. Er war schwarzäugig und der Ex-

pedition nicht so feindlich gesinnt wie seine Mutter; er nahm gern ein Stück Zucker an, oder Zeitungspapier, um sich daraus eine Zigarette zu drehen. Auch ein junges, vielleicht zwölfjähriges Mädchen war in der Familie, das Finsch anfangs für die Tochter des Hauses hielt. Doch weit gefehlt, das Mädchen war — die Schwiegertochter, die Frau von Jung Sanda. Sie war für ihn erst vor einem Jahre für 20 Ren gekauft worden.

Ob die jungen Leute schon reif waren, um zu heiraten? Nach ostjakischen Begriffen und Bedürfnissen gewiß. Jung Sanda wußte mit dem Ren ebensogut umzugehen als sein Vater; er stellte geschickt allerlei Fallen, um die Tiere der Wildnis zu fangen, und wenn er sich am Feuer des Tschums niederließ, den Pelz auszog und nach der Sitte der Ostjaken halbnackt dasaß, so gebärdete er sich wie ein Weiser seines Volkes.

Und die kleine Frau? Sie war flink in der Wirtschaft. Sie gerbte die Felle ebensogut wie die Schwiegermutter; sie wußte den Tschum aufzustellen, die Rene anzuspannen, den Schlitten zu bepacken. Und die Schwiegermutter schien mit ihrer flinken Gehilfin ganz zufrieden zu sein.

So besaßen die jungen Leute alles zur Gründung eines Hausstandes, alles bis auf die Renntiere und ein Tschum. Vorläufig waren sie noch Diener ihrer Eltern.

Jung Sanda kümmerte sich übrigens wenig, so gut wie gar nicht um sein Frauchen. Keines der erhaltenen Stückchen Zucker und Zwiebäcke teilte er mit ihr, nie half er ihr die Rene einspannen oder anschirren. Nur einmal warf er ihr ein Herz zu, aber es war nicht das seine, sondern das eines eben geschlachteten Ren. Es fiel auf den eben nicht reinen Erdboden, sie entriß es einigen herbeistürzenden Hunden und gab es der Schwiegermutter, mit der sie es, blutig und roh wie es war, verzehrte. Unter dem strengen Hausregiment der Mutter Sanda gab es auch keine Zeit zu schwärmerischen Gedanken. Wie einfach auch der Haushalt des Ostjaken ist, zu thun gibt es immer. Hier bringt der Welthandel wenig ins Haus und das meiste ist

„selbstgesponnen". In Museen finden wir niedliche Stickereien ostjakischer Damen. Es sind dies Verzierungen aus Renntierhaaren oder Perlen auf Leder genäht. Den „Zwirn" dazu bereiten die Ostjakinnen selbst und zwar in allen möglichen Nummern, selbst bis zu den feinsten. Lein und Hanf gedeihen auf der Tundra nicht. Der Zwirn wächst in den Sehnen der Renntiere und er wird aus ihnen auf sehr einfache Weise gewonnen. Die Sehnenfasern, welche sich unendlich fein spalten lassen, werden durch den Mund resp. die Zähne geschoben und dann zwischen den flachen Händen oder auf der Backe zu einem Faden gesponnen, der an Haltbarkeit das beste Hanfgarn übertrifft.

Die Pflege der Kinder bereitet den Frauen weniger Mühe. Neben der Mutterbrust genießen dieselben frühzeitig rohes Fleisch und meist ist das Gesichtchen der Würmchen ebenso niedlich mit Blut beschmiert wie das der Mama. Der zweijährige Säugling der Witwe, den Finsch auf der verseuchten Tundra sah, kannte sogar den Unterschied zwischen dem Fleisch und dem Mark der Knochen, das ein Lieblingsgericht der Ostjaken ist; er streckte begehrend die Händchen danach aus und schrie, wenn er davon nichts bekam.

Auch die Kleidung der Kinder ist einfach. Windeln, Wickelbänder, Hemdchen sind hier unbekannt. Wie die Alten trägt das Kind nur ein Kleidungsstück, den Pelz. Aber die Ostjakinnen lieben ihre Kinder und machen auch mit ihnen Staat. Das Pelzchen der Kleinen wird mit Stickereien und Perlen hübsch verziert, und die Mütter haben daran Freude und sind stolz auf diesen Putz.

Das Haar flechten Männer wie Frauen in zwei Zöpfe. Vom Kamm wird nur gelegentlich und zwar zu besonderen Zwecken Gebrauch gemacht. Es säuberten sich so ihr Haupt Vater Sanda, Sanda Sohn und Mutter Sanda gegenseitig, nur die kleine Frau mußte dies selbst besorgen, aber sie zeichnete sich vor anderen dadurch aus, daß sie sich täglich wusch.

Die Ostjaken sind in erster Linie Hirten, dann erst Fischer und Jäger, und darum ist auch der Hund bei ihnen

ein unentbehrliches Tier; er ist von kleiner spitzartiger Rasse und steht an Klugheit unseren Hirtenhunden nicht nach. Sehr oft findet man in den Tschums auch andere Mitglieder des Hundegeschlechtes, junge Füchse, die von den Ostjaken aus dem Neste geholt werden, um sie auf- und dann abzuziehen. Diese Tierchen sind zumeist Lieblinge der „Damen“ und sind auch gewissermaßen zahm, solange sie jung sind. Auch Frau Sanda hatte zwei Füchschen, von denen eines besonders gehätschelt wurde. Es war auch ein Prachtstück, ein Schwarzfuchs, bei dem nicht nur der Rücken, sondern auch der Bauch schwarz gefärbt waren. Nun ist der Preis der Schwarzfüchse besonders hoch und der Balg des Füchsleins, das im Winter abgezogen werden sollte, repräsentierte einen hohen Wert. Das Tier war unter 20 Rubel nicht feil.

„Man denke sich also den Lärm,“ erzählt Finsch in seinem Genreleben in dem ostjakischen Tschum, „als es eines schönen Morgens hieß: Reineke, die kostbare Perle der Familie, ist fort! In der That hatte sich das brave Tier von dem lästigen Stricke befreit und stillschweigend gedrückt, trotz seiner großen Zahmheit, der eben nur noch die Anhänglichkeit des freiwilligen Wiederkommens fehlte. Der Fall fand natürlich bei den Eingeborenen und unseren Leuten unendlich viel mehr Teilnahme, als seiner Zeit der Tod Hats, und Frau Sanda forderte unverzüglich von mir als dem Chosain (Wirt) Schadenersatz, weil ihr Fuchs durch unsere Gesellschaft in seiner Bequemlichkeit gestört und deshalb ausgerissen sei, und Vater Sanda wäre am liebsten an Ort und Stelle geblieben, um noch tagelang den Liebling der Familie zu suchen.“ Schließlich blieb nur das junge Ehepaar zurück, es hatte aber den Fuchs nicht wiedergefunden.

Als Jäger hantiert der Ostjake noch mit Pfeil und Bogen und erlegt damit namentlich die kleinen Eichhörnchen, deren Bälge, da mit einem Bolzen geschossen wird, unversehrt in die Hände des Jägers gelangen. Ein geübter Schütze ist er aber nicht. Dagegen versteht er trefflich Fallen zum Selbstschuß zu stellen.

Der Weitermarsch durch die Tundra war mit denselben Schwierigkeiten wie bisher verbunden. Dazu kam noch der Mangel an Lebensmitteln, da der mitgenommene Proviant auf die Neige gegangen war. Die Deutschen lebten von



Ostjakischer Götzenhain.

den Schneehühnern, die sie unterwegs erlegten, obwohl die Ausbeute keine große war und an dem glücklichsten Tage nur zehn Stück betrug. Man konnte eigentlich nicht jagen, dazu gab es keine Zeit, sondern nur das Vogelwild, das in den Weg kam, abschießen. Jedermann war dabei sein eigener Koch, rupfte den Vogel und briet ihn auf einem

Stäbchen am Feuer. „Die Vögel waren in 15 bis 20 Minuten außen schön gebräunt, innen noch saftig und blutig, in der That ganz deliziös und mundeten besser als im feinsten Hotel.“ Die Familie Sanda und die Leute der Expedition lebten meist von rohem Renntierfleisch. Da die Seuche herrschte, so schonte man die gesunden Tiere nicht, um wenigstens das Fell zu retten, und schlachtete täglich ein bis zwei Stück.

Am 9. August wurde wieder die Baumgrenze erreicht. Schöngewachsene Lärchen standen in Bosketts an den Seen oder säumten die Hügel. Der Baumwuchs brachte wenigstens eine Erleichterung: es gab nun keinen Mangel mehr an Brennmaterial. An dieser Stelle nahm nun Bruder Dschunschi Abschied von der Expedition; nach einer Beratung mit Sanda fertigte er noch eine „Karte“ für die Tagemärsche bis zur Sschtschutschja und übergab sie Finsch; dann zog er nach seinem Tschum ab. Für die freundlichen Worte und Geschenke hatte der gute Mann kein „danke“ gesagt, doch nur darum, weil seine Sprache dieses Wort nicht kennt.

Man zog an namenlosen Seen und über zahlreiche Bäche weiter. Die Blumen waren bereits im Abblühen begriffen, die Beeren der Tundra begannen sich zu färben. Die Familie des Ostjaken blieb an einem der Bäche zurück und mit den freigewordenen Renntieren wurde die Expedition rascher gefördert, und am 10. August um 3 Uhr nachmittags stand sie an dem steilen Ufer des Hechtflusses. In einem Kanoe, das Sanda mitgenommen hatte, wurde die Expedition über den reißenden Strom gesetzt; das dauerte freilich lange, da das Boot nur zwei Mann faßte. Die Renntiere ließen sich ohne weiteres ins Wasser treiben und bald sah man einen Wald von Geweihen dem anderen Ufer entgegenschwimmen.

Die Fahrt ging nicht mehr über die öde Tundra. Das Land stieg in wellenförmigen Hügeln empor. Reizende Seen lagen zur Rechten und Linken, an ihren Ufern standen Lärchengruppen und Weidenbüsche, man glaubte sich in einen herrlichen, wild gehaltenen, aber von menschlicher Hand an-

gelegten Park versetzt. Gegen 8 Uhr abends wurde die Höhe des Plateaus erreicht, das Auge schweifte über eine weite zum Teil bewaldete Ebene, und in einer Entfernung von 15 bis 20 Kilometer konnte man ein hell sich in der Landschaft abzeichnendes steiles Ufer erkennen. Es war Tschorne-jar, wo die Lotka „Bismarck“ die Expedition erwarten sollte.

Nach mühseligen Wanderungen durch die ungastliche, verseuchte Tundra warteten jetzt der Reisenden die schönsten Genüsse: hier gab es Brot, Konserven, Wein, Cognak, Schnaps, Zigarren! Die Ankunft wurde festlich begangen, denn die Lotka erschien allen ein Hotel ersten Ranges; auch die Leute waren in heiterster Stimmung, dazu hatte auch die ihnen gegebene Flasche Schnaps, wenn er auch verdünnt war, beigetragen. Er wirkte nach so langer nüchterner Zeit doppelt stark. Auch Vater Sanda war nicht mehr nüchtern, als er das Geschäftliche erledigte; er wurde aber nicht übers Ohr gehauen, im Gegenteil, er erhielt mehr als ihm gebührte. Graf Waldburg hing ihm eine Talmigold-Uhrkette um den Hals und Dr. Finsch drückte ihm eine Flasche in die Hand für die „Fürstin“, seine Gemahlin. Dann umfing der wohlverdiente Schlaf die Müden. Die Erinnerung an die Tundrareise muß aber eine unheimliche geblieben sein, denn Dr. Brehm pflegte seine Vorträge über diese Fahrt mit den Worten zu schließen: „Nach der Tundra reisen wir nimmermehr!“

Die Tundren und Steppen der Vorzeit.

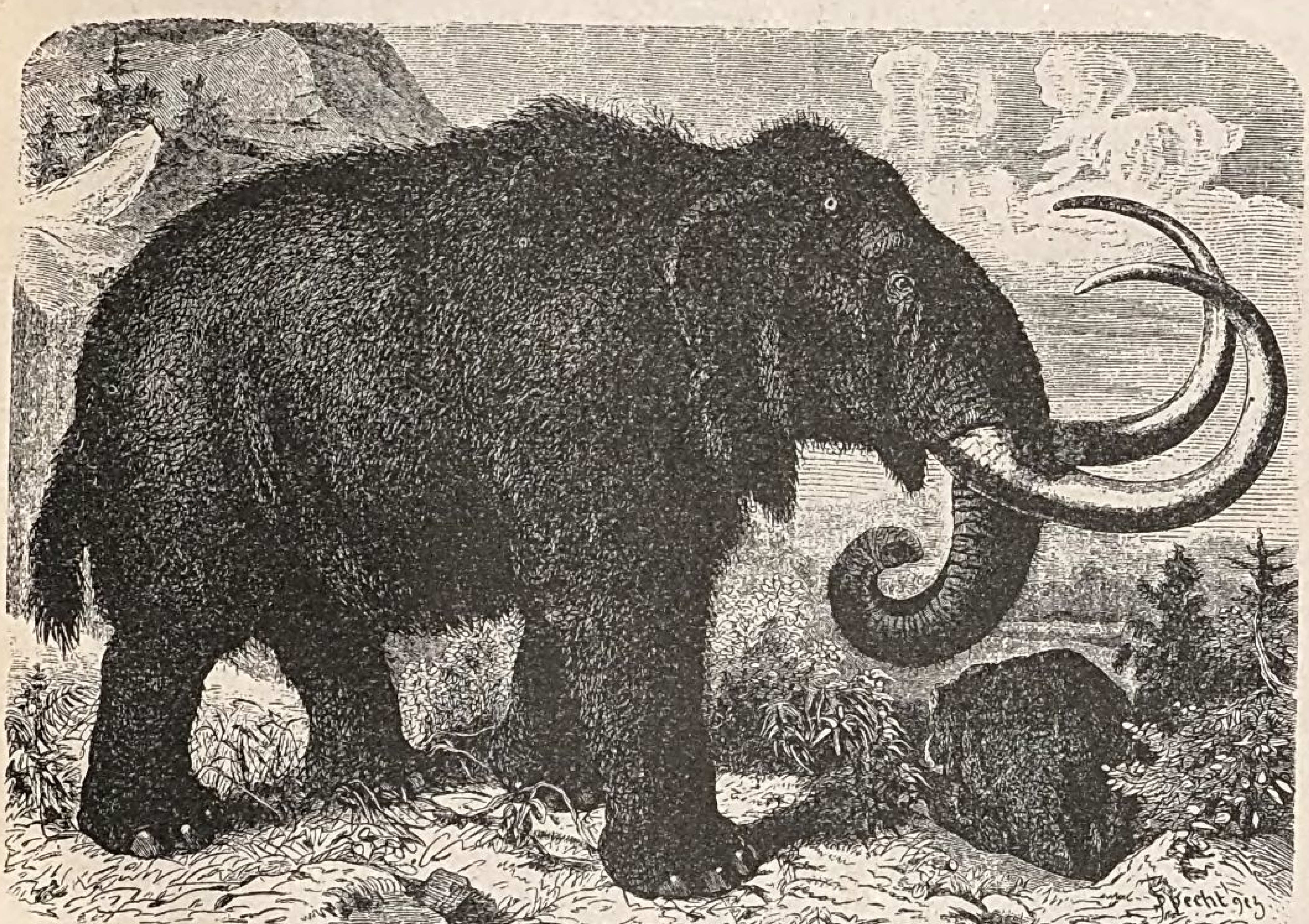
Die Forschungsreisen in den Tundren und Steppen Nord- und Zentralasiens haben nicht allein unsere Kenntnisse von der gegenwärtigen Beschaffenheit bestimmter Erdgebiete erweitert, sondern uns in ungeahnter Weise den Schlüssel zum Verständnis früherer Epochen der Erdgeschichte geliefert, die um so interessanter erscheinen dürften, als sie sich gerade auf Mitteleuropa und die Zeit, in welcher hier der Mensch zum erstenmal aufgetreten ist, beziehen.

Wir wissen, daß in unserer Heimat in grauer Vorzeit

andere Tierarten als jetzt lebten und das Bild kraftvollster Entwickelung boten. Hier und dort wurden riesenhafte Gebeine ausgegraben, welche man in früheren Jahrhunderten verschiedenartig zu erklären suchte. Bald glaubte man, es seien die Gebeine des heiligen Christophorus und hing sie als Reliquien in Kirchen auf; andere meinten, sie wären Knochen der biblischen Riesen Gog und Magog, andere wieder glaubten in ihnen die Ueberreste des altgermanischen Heerkönigs Teutobod gefunden zu haben. Später erkannte man in ihnen Elefantenknochen und meinte kurze Zeit, sie stammten wohl von den Elefanten her, welche Hannibal auf seinem Zuge über die Alpen mitgeführt hatte und die bekanntlich bis auf einen sämtlich zu Grunde gegangen waren, bis endlich die Forscher herausfanden, daß diese Knochen von einer ausgestorbenen Elefantenart, dem Mammut (Elephas primigenius) abstammen. Die Funde mehrten sich und ließen erkennen, daß das Mammut einst in Nord- und Mitteleuropa in starken Herden vorkommen mußte; noch reichhaltiger aber waren die Funde in Sibirien; hier sind sie so häufig und so gut erhalten, daß ein Drittel von allem Elfenbein, das in dem Handel vorkommt, von den ausgegrabenen Mammuten Sibiriens abstammt.

Da wir heutzutage Elefanten nur in Tropengebieten begegnen, so folgerte man aus diesen Funden, daß zu der Zeit, da die Mammute lebten, das Klima von Nordeuropa und Nordasien ein viel wärmeres gewesen sei. Da kam von Sibirien eine noch wunderbarere Kunde — die Eingeborenen erzählten, daß man im Eise der Tundren manchmal ganze Mammutleichen vorfinde, die noch so gut erhalten sind, daß sie von Eisbären, Füchsen, Wölfen und Hunden verzehrt werden. Die Eingeborenen wußten sich diese Erscheinung in naiver Weise zu erklären; die Mammute leben ihrer Meinung nach noch heute tief in der Erde, wo sie herumwühlen; gelangen sie einmal aus Versehen an die Luft, so müssen sie sterben und dann findet man sie in noch wohlerhaltenem Zustande. Der erste bekannt gewordene Fall dieser Art stammt aus dem Jahre 1799, in welchem ein

Tunguse an der Lenamündung die Leiche eines aus seiner Eishülle hervorgetauten Mammuts fand. Sieben Jahre darauf besuchte der Naturforscher Adams die Fundstätte und fand hier noch einige Ueberreste der von wilden Tieren aufgefressenen Riesenleiche: ein Ohr, ein Auge, ein Stück Haut u. s. w. Es erhellte aus diesen Funden vor allem, daß das Mammut mit einer dichten rotbraunen Wolle bedeckt war und am Halse eine starke Mähne hatte.



Mammut.

Obwohl später noch mehrere solcher eingefrorener Tiere gefunden wurden, so gelang es doch niemals, eines derselben ganz zu erhalten. Immerhin aber genügten die gesammelten Reste vollständig, um zu beweisen, daß das Mammut an ein heißes Klima durchaus nicht gebunden war. Schon sein wollenes Kleid beweist eher das Gegenteil, und die Reste der Mahlzeiten, die zwischen den Zähnen und im Magen der aufgetauten Mammute gefunden wurden, bestanden aus Nadelhölzern, wie man sie noch heute in Sibirien vorfindet.

Man glaubte jedoch aus dem Vorhandensein des Mam-

muts den Schluß ziehen zu können, daß die Gebiete, in denen es hauste, mit dichten Urwäldern bedeckt waren; denn man hielt den Elefanten für ein Tier, dessen Lebensbedingun-



Tungusen.

gen durchaus an Urwälder geknüpft sind. Dies ist durchaus nicht zutreffend. In unseren Schilderungen der afrikanischen Steppen haben wir oft Gelegenheit gehabt, über ein zahlreiches Vorkommen von Elefanten in denselben zu berichten;



Schamanen.

ja selbst der afrikanische Elefant scheut die Kälte nicht; wir haben gesehen, daß er am Kilimandscharo sehr hoch hinaufsteigt und Ehlers hat dort Elefantenfährten im Schnee gefunden.

Außer den Mammutüberresten fand und findet man in Deutschland und in Mitteleuropa vielfach Knochen von Tieren, die massenhaft im Diluvium, also dem durch die Eiszeit aufgeschwemmten Lande, eingebettet sind. Dieses Anhäufen von Knochenresten an einer Stelle erklärte man sich dadurch, daß die Tiere durch große Ueberschwemmungen ums Leben gekommen und dann an eine Stelle von den Fluten getragen worden waren. Gegen diese Behauptung ließ sich nichts einwenden, solange man auf die Bildung einer Erdart, die gerade durch solche Funde ausgezeichnet war, die Bildung von Löß durch Anschwemmung von Schlamm und dergleichen durch die Flüsse der Vorzeit erklärt zu haben glaubte. Unsere Leser wissen indessen, daß nach den neueren Theorien die Mehrzahl der Lößbildungen eher dem Winde als dem Wasser zuzuschreiben sind. Der Wind trägt in den Staubwolken ungeheure Sandmassen auf die mit Pflanzenwuchs bestandenen Steppen, und aus ihnen und den verwehten Pflanzen bildet sich allmählich der mit feinen Poren durchzogene Löß*). Nun ist es festgestellt, daß durch elementare Stürme in Steppengebieten, die in der Nähe der arktischen Region liegen, Tiere massenhaft zu Grunde gehen. Daß dies durch Sandstürme nicht bewirkt wird, haben wir bereits bei der Beschreibung der Wüsten in Afrika und Asien bewiesen. Alle ähnlichen Berichte beruhen zum großen Teil auf Uebertreibung.

In Steppen der subarktischen Zone kommen jedoch neben Sandstürmen und Gewittern des Sommers noch die winterlichen Schneestürme in Betracht. Diese treten namentlich in den Tundragebieten mit furchtbarster Gewalt auf.

„Wer es nicht selbst erlebte,“ sagt Middendorf in seiner ‚Sibirischen Reise‘, „hat keinen Begriff von der unwidersteh-

*) Vgl. „Wie die Wüste entstand“ im Band VII dieser Bibliothek.

lichen Gewalt, mit welcher der Sturmwind in seiner äußersten Wucht über die waldlosen nordischen Ebenen als Orkan dahinrast: mit größter Anstrengung vermochte ich kaum, zu verschiedenen Malen gar nicht mehr, mich auf den Beinen zu halten; statt von Luft wird man von Schneeteilen umwirbelt, welche aus allen möglichen Richtungen entgegenstieben.

„Die sibirischen Stürme sind allerdings nichts anderes



Auffindung eines Mammutskelettes.

als die Schneegestöber und Schneetreiben, welche wir Bewohner des nördlichen Europas allwinterlich aus eigener Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit haben; aber freilich gedeihen sie dort zu einer Kraft, von der man nur an Ort und Stelle einen vollkommenen Begriff zu gewinnen vermag. Doch selbst abgesehen von diesem höheren Entwickelungsgrade, gehören die Schneestürme als einheitliches Ganzes zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten des nordischen Kontinental-

klimas. Nur in ihrer Vereinigung gelangen die beiden Elemente — Sturm und Schnee — zu dem durchgreifenden Einflusse auf die Tierwelt und insbesondere auf das Menschengeschlecht, welches dem Schneesturme in den Jahrbüchern des Menschenlebens seine thatsächliche Selbständigkeit geschaffen hat und für immer sichert. . . .

„Nur die waldlose Fläche kennt den Schneesturm. Nur dort, wo über die klimatischen Waldgrenzen hinaus diese Flächen sich unübersehbar ausdehnen, schwellen die Schneestürme zu echten Orkanen an. Nur dort — in den Tundren und Steppen — gibt es einen wahren Buran.

„Es fehlt der Wissenschaft noch an einem Ausdrucke, unter welchem Stürme zusammengefaßt würden, deren Wirkung dadurch vielfach schrecklicher wird, daß sie in ihrem Laufe Gelegenheit finden, fein verteilte Körper der verschiedensten Art mit sich fortzureißen, die sie jedem Widerstande, auf den sie treffen, entgegenschleudern. Gestöber wäre das richtige Wort, wenn es sich nicht schon im gemeinen Sprachgebrauche abgeschwächt hätte. Der einfache Luftsturm ist gegenüber den Schrecknissen solcher Gestöberstürme kaum der Beachtung wert. Je fester, je gröber zerteilt das Material ist, welches sie mit sich führen, desto unwiderstehlicher die Wirkung, die sich vom grobkörnigen Sande an durch die Reihenfolge Feinsand, Eisschnee, Staub, Schnee bis zum Schlackschnee und den Wassertropfen hin abschwächt.“

Die Stürme bewirken auch die verschiedenartige Verteilung des Schneeniederschlages in der Tundra. Bald liegt hier die Schneedecke nur als ein dünner Teppich ausgebreitet, bald ist sie zu kaum glaublichen Massen zusammengehäuft, gleicht Vertiefungen und Schluchten aus und ist so fest zusammengepeitscht, daß sie den Menschen trägt.

Der kurze Sommer des Nordens vermag nicht immer solche Schneemassen völlig zu schmelzen, und indem sie jahraus jahrein liegen bleiben, verwandeln sie sich schließlich in Eis. Werden nun in solchen Schluchten Tiere verschüttet, so können schließlich nach unzähligen Jahren die Körper, welche anfangs im lockeren Schnee eingebettet waren, vom

Eise umschlossen werden, wie dies bei Mammutelefanten in den sibirischen Tundren beobachtet wurde.

Aber, wird man fragen, können Tiere in den Steppen, die in nördlichen Breiten gelegen sind, in solchen Massen von Schneestürmen verschüttet werden, wie man es manchmal an Ausgrabungen sieht? Professor Nehring, der seit bald zwei Jahrzehnten an der Lösung dieser Fragen arbeitet, hat eine Anzahl Beweise für die Richtigkeit einer solchen Anschauung aus den Berichten verschiedener Reisenden gesammelt. Wir verweisen hier nur auf folgende Mitteilungen.

Die Schneestürme sind in den Steppen Asiens und Rußlands nicht minder gefährlich wie in der Tundra. Helmersen sagt darüber: „Vieh und Pferde stellen sich beim Beginn eines Schneesturmes mit den Köpfen gegen denselben, um den Strich der Haare in die Richtung des Windes zu bringen und so weniger zu frieren. Wird der Sturm aber stärker, so laufen sie vor ihm her und stürzen sich oft in Abgründen zu Tode. Im April des Jahres 1832 soll an der Orenburger Linie auf diese Art die ganze Herde eines Dorfes, die auf die Weide getrieben worden war, umgekommen sein. Am meisten aber leiden die großen Herden der Kirgisen. Im Jahre 1827 wurde alles Vieh der sogenannten inneren oder Bukajewschen Kirgisenhorde, welche zwischen dem unteren Ural und der Wolga nomadisiert, von einem furchtbaren Buran nach Norden ins Saratowsche Gouvernement gejagt, wobei 10500 Kamele, 280500 Pferde, 30480 Stück Hornvieh und 1012000 Schafe verunglückten. Man schätzte den Verlust auf 13½ Millionen Rubel."

Middendorf schildert ähnlich die oft vernichtenden Wirkungen der Schneestürme in den Steppen. Er sagt: „Die Verwüstung, mit welcher dieser Schneewirbelsturm in einzelnen Wintern sich über die Steppen Südrußlands hinwälzt, ist aus zahlreichen Berichten nur zu wohl bekannt. Hunderttausende von Pferden, Rindern, Kamelen und Schafen kommen in manchen Wintern in ihnen um, sowie auch viele Menschen, aber unter diesen bekanntlich nur selten Nomaden. Die Zeiten der jähesten Temperatursprünge im Frühjahr

und Herbst sind auch diejenigen der eng mit ihnen verbundenen Schneestürme. Der Kern des Winters hält Ruhe.“

Und Goebel bemerkt: „Nach dem Schmelzen des Schnees findet man alsdann oft an weit von der Heimat entfernten Orten das Rindvieh zu Hunderten beisammen, teils erfroren, teils verhungert, teils im Wasser der Schluchten ertrunken.“

Die Sandstürme, die alsdann durch die Steppen toben, decken die Kadaver mit Staub zu, und man muß dabei an die asiatischen Sandstürme denken, wie sie uns Prschewalski geschildert hat, und die selbst noch in Peking ihre Wirkung äußern. „Ein einziger Sandsturm, der die Luft bis zur Undurchsichtigkeit verdunkelt,“ heißt es in einem Berichte, „bedeckt oft in kurzer Zeit ganze Flächen mit fußhohem Sande.“

In einem solchen Materiale halten sich nun tierische Ueberreste viel besser als im Waldboden, wo sie bald durch die Wurzeln der Waldvegetation zerstört werden. Darum sind auch Steppengebiete reicher an tierischen fossilen Resten als Urwaldregionen. Es ließe sich darum das vielfach beobachtete massenhafte Vorkommen gewisser Tierreste in den Lößablagerungen Mitteleuropas besser durch derartige Stürme als durch Ueberschwemmungen erklären.

Diese Behauptung hat für uns etwas Befremdendes, denn Deutschland z. B. ist uns aus ältesten geschichtlichen Berichten als ein Waldland bekannt und wir wissen, daß der Mensch den Wald nach und nach ausgerodet hat. Nichtsdestoweniger müssen wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus uns mit der Thatsache befreunden, daß einst ein großer Teil Deutschlands unter dem Gletschereis begraben war und Wälder zu jener Zeit auf dem Eise nicht existieren konnten.

Wie waren wohl zu jener Zeit die an den Grenzen der Gletscher gelegenen Landstriche beschaffen? Aus den Funden der Tierreste in verschiedenen Gegenden sind uns Schlüsse auf die damalige klimatische Beschaffenheit derselben gestattet.

Es wurden nun viele Tiere in den diluvialen Ablagerungen gefunden, die wir heute als echte Tundra- oder

Steppentiere kennen, namentlich Lemminge, welche mit dem sibirischen Lemming identisch sind, Eisfüchse, veränderlicher Hase, Renntier, Moschusochs und Vielfraß. Dazu kommen Reste von nordischen Vogelarten, namentlich Schneehühner. Auch die Pflanzenwelt scheint nach den bisher gemachten Funden in den betreffenden Gebieten aus kleinen, dünnen, holzstengeligen Gewächsen bestanden zu haben, wie wir sie noch jetzt in den Tundren vorfinden.



Vielfraß.

So ist es sehr wahrscheinlich, daß während und unmittelbar nach der Eiszeit ein großer Teil Deutschlands mit Tundren bedeckt war. Als die Gletscher sich zurückgezogen hatten, gab es in Mitteleuropa mit Ausnahme von Böhmen und Mähren keine Wälder. Die früher tundraartigen Gebiete, die jetzt immer trockener wurden, nahmen den Steppencharakter an. Die nordischen Tiere zogen sich von den für sie ungünstig gewordenen Regionen zurück und es erfolgte eine Einwanderung neuer Tierarten, deren Reste noch heute gefunden werden.

Von größeren Tieren ist zunächst das wilde Pferd zu erwähnen. Reste desselben sind bei Thiede und Westeregeln,

bei Gera, in dem Löß von Remagen am Rhein und vielen anderen Orten gefunden worden. Dieses kräftige Wildpferd hatte eine Widerristhöhe von 150 bis 155 Centimeter und war ohne Zweifel die Stammform unserer sogenannten kaltblütigen, abendländischen Rassen des Hauspferdes. Man hat bis jetzt die Heimat des Wildpferdes in die Kiessteppen und Weideflächen Zentralasiens verlegt, aber die Naturwissenschaft kann dieser Annahme nicht ohne weiteres zustimmen. Die Zähmung des Hauspferdes reicht, nach Nehrings Ansicht, bis in die jüngere Diluvialzeit zurück und während dieser Zeit haben auch in Mittel- und Westeuropa steppenartige Distrikte in ansehnlicher Ausdehnung existiert, welche den Wildpferden reichlichere Nahrung und weiten Spielraum für ihre Wanderungen boten. Zeitweise scheinen jene Wildpferde sogar die tundraähnlichen Distrikte der Glacialperiode betreten zu haben; denn man findet ihre Reste zuweilen auch neben denen der arktischen Tiere. Daß sie sehr abgehärtet und durch lange, dichte Behaarung gegen Kälte geschützt waren, dürfen wir als sicher annehmen; viele unserer Hauspferde zeigen noch heute eine auffallend starke Entwickelung der Mähne, des Schweifes und der Behaarung über den Hufen als Erbteil ihrer eiszeitlichen Vorfahren. Uebrigens sollen noch während des Mittelalters in Deutschland wilde Pferde existiert haben.

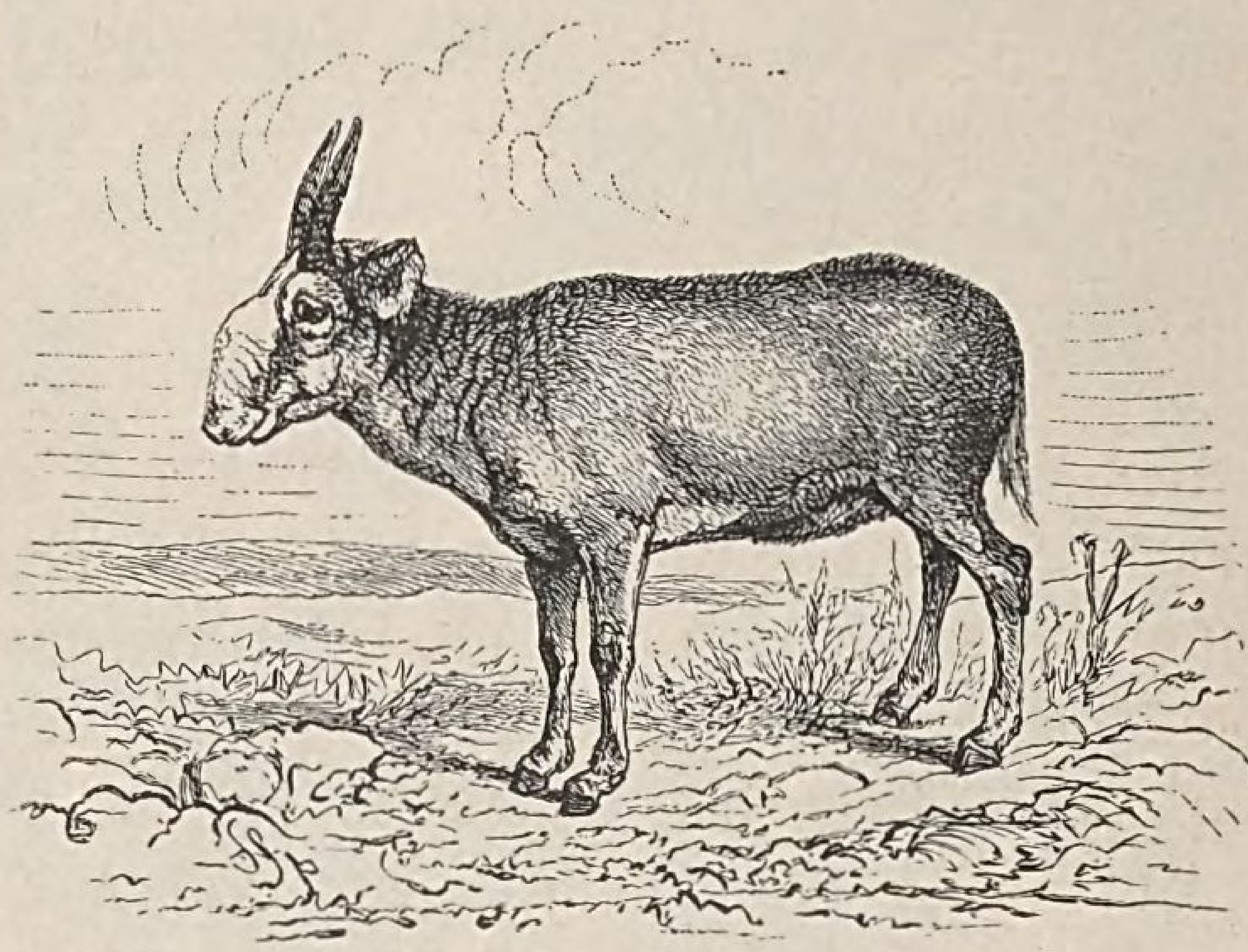
Niemand wird nun behaupten wollen, daß das Pferd ein Tier sei, welches den Wald der Steppe vorzieht; im Gegenteil, alles, was wir kennen, spricht dafür, daß Pferde echte Steppentiere sind, ebenso wie der Dschiggetai oder Kulan (Equus hemionus), von dem in Deutschland gleichfalls Reste gefunden wurden.

Man hat auch in verschiedenen Gegenden Mittel- und Westeuropas, namentlich in Frankreich, schon seit längerer Zeit Hörner der Saiga-Antilope gefunden, welche jetzt die subarktischen Steppen Ostrußlands und Südwestsibiriens bewohnt. Man glaubte früher, daß diese Hörner durch den Handel von Osten nach Westen gebracht wurden, bis man auch Gebisse und Extremitätenknochen der Saiga in jung-

diluvialen Ablagerungen Frankreichs vorfand und zugeben mußte, daß jene Antilope nach der Eiszeit bis zur Charente in Westeuropa verbreitet war.

Besonders wichtig ist aber das Vorkommen der kleinen Steppennager, die entschieden nur in einem Steppenklima gedeihen können, wie die Pferdespringerarten, der Ziesel, der Bobak, der Zwergpfeifhase, sowie eine Anzahl von Feldmausarten, die heutzutage in Mitteleuropa nicht mehr anzutreffen sind, wohl aber in östlichen Steppenlandschaften leben.

Was nun ferner die Fundreste von Rinderarten an-



Saiga-Antilope.

belangt, so können dieselben schwerlich als Beweis gegen den Steppencharakter ihrer früheren Heimat gelten. Man braucht ja nur an den amerikanischen Büffel in den Prairien zu denken, um das Fortkommen von Rinderarten in Steppengebieten für ganz naturgemäß zu halten.

Wenden wir uns zu den Hirschen, die im Diluvium gefunden werden, so erscheint es bei einigen derselben als durchaus sicher, daß sie keine Waldtiere sein konnten. Betrachten wir z. B. die Geweihschaufeln des Riesenhirsches, die bei dem lebenden Tiere bis zu 14 Fuß in die Breite klafterten. Wie sollte er sich damit im Urwalde bewegen, wie in dem Gewirr des Unterholzes seinen Feinden ent-

fliehen. Er kann höchstens steppenartige Gebiete bewohnt haben, in denen der Baumwuchs nur spärlich ist.

Von den fossilen größeren Raubtieren paßt auch die Höhlenhyäne in das Steppengebiet. Sie ist eine sehr nahe Verwandte der jetzt noch in Südafrika vorkommenden gefleckten Hyäne und lebte einst auch in Südsibirien (am Altai) und in Südrußland z. B. bei Odessa.

Auch die große fossile Katze (Felis spelaea), die nordische Varietät des Löwen, konnte sehr gut im Steppengebiet vorkommen, wie ja der Löwe sich mit Vorliebe in Steppen und Parklandschaften aufhält. Noch heutzutage kommt in Südsibirien eine nordische Varietät des Tigers vor und man begegnet ihr auch in den turkestanischen Steppengebieten; und vielleicht sind auch die gefundenen Knochen der Felis spelaea Ueberreste einer solchen Tigerart; es ließe sich noch darüber streiten, ob sie einem Löwen oder einem Tiger angehören.

So kann man aus den Ablagerungen der Epoche, die der Eiszeit folgte, aus den Ablagerungen, in denen Tierreste enthalten sind, für viele Gebiete Mitteleuropas den Nachweis liefern, daß in ihnen einst Steppentiere gewohnt haben. Der Nachweis einer fossilen Steppenflora ist schwieriger, weil die Pflanzen sich in den Steppenablagerungen nicht so gut erhalten. Andererseits fehlt es in den hier in Frage kommenden Fundorten an Ueberresten großer Baumstämme, die auf Waldungen deuten würden.

Gegen diese Ausführungen ist nun von mancher Seite der Einwand erhoben worden, daß bei der heutigen Gestalt Europas ein Steppenklima für Mitteleuropa unmöglich sei. Nehring weiß auch diesen Einwand zu widerlegen.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Europa während der postglacialen Steppenzeit nach Westen und Nordwesten weiter ausgedehnt und der Golfstrom noch nicht in seiner heutigen Form und Richtung vorhanden war.

Daß kleinere Meeresflächen die Ausbildung eines Steppenklimas nicht hindern können, sehen wir am Kaspischen, Schwarzen und Mittelmeer, in deren Nähe Steppen und

Wüsten in großer Ausdehnung vorhanden sind; so würde auch das Vorhandensein der Ostsee und eventuell einer modifizierten, nur nach Norden geöffneten Nordsee die Entwickelung eines Steppenklimas in Deutschland nicht hindern. Zahlreiche Gründe sprechen dafür, daß Westeuropa während der Steppenzeit bis zu der sogenannten Hundertfadenlinie ausgedehnt, Großbritannien mit dem Kontinent vereinigt und Skandinavien über Spitzbergen oder Island mit Grönland verbunden waren; hierdurch mußten alle die günstigen Einflüsse fortfallen, welche jetzt mildernd auf das Klima Mitteleuropas einwirken, und Deutschland befand sich ungefähr in einer solchen Situation zum Atlantischen Ozean, in welcher sich heutzutage die russischen Gouvernements Orel, Kursk und Charkow befinden. Der Golfstrom war von einer Einwirkung auf das Klima unseres Vaterlandes so gut wie abgeschnitten und es mußte ohne Zweifel statt des heutigen auffallend milden, regenreichen ozeanischen Klimas ein wesentlich extremeres trockeneres Kontinentalklima sich geltend machen. Schon bei der heutigen Gestaltung Europas finden wir einen deutlichen Unterschied zwischen den klimatischen bezw. meteorologischen Verhältnissen des westlichen und östlichen Mitteleuropas. Oberschlesien, Mähren, Galizien und Ungarn weichen in dieser Hinsicht bedeutend ab von den preußischen Rheinlanden; jene haben schon Anteil am Kontinentalklima, diese stehen unter dem vollen Einflusse des ozeanischen Klimas.

Wie stark eine gewisse Verschiebung der Wirkungssphäre des Kontinentalklimas selbst heutzutage sich auf unsere Verhältnisse geltend macht, können wir fast alljährlich erkennen, wenn längere Zeit hindurch östliche und südöstliche Luftströmungen über Deutschland wehen; die sofortige Folge ist trockenes beständiges Wetter, im Sommer heiß, im Winter kalt, mit starker Entwickelung von Staub und Flugsand. Wir beobachten also auch heute noch, namentlich im östlichen Deutschland, eine offenbare Annäherung an das Steppenklima Rußlands, sobald östliche Luftströmungen wenige Wochen hindurch bei uns die Herrschaft erlangen. Um wie viel mehr

muß dieses in der postglacialen Steppenzeit der Fall gewesen sein, als östliche bezw. trockene Luftströmungen während eines großen Teils des Jahres über Mitteleuropa die Herrschaft hatten und der durch die erste große Eiszeit auf ein Minimum reduzierte Wald keine mildernde Wirkung ausüben konnte.

Die deutschen Steppen der Vorzeit brauchen wir uns dabei keineswegs als völlig baumlose Flächen zu denken. Sie waren, wie die Steppen der Gegenwart es vielfach sind, mit kleinen Waldparzellen durchsetzt. An Stromläufen dehnten sich Waldlinien aus wie die Galeriewälder in der afrikanischen Savanne, auch Berghänge waren hier und dort von Wäldern bestanden.

Die Leser unserer Bibliothek sind mit uns durch so viele Steppen gewandert, daß wir ihnen nicht besonders klar zu machen brauchen, daß Steppennatur und Baumwuchs sehr wohl zu einander passen. Die subarktischen Steppen sind allerdings anders beschaffen wie die tropischen. Im großen und ganzen ist aber der Grundcharakter beider gleich. „Es ist eine ebenso irrige Vorstellung, wenn man unter Steppen eine vollkommen baum- oder waldlose Gegend sich denkt, als wie jene nicht minder gewöhnliche, wenn man glaubt, daß die Steppen vollkommen eben sind."

Die mitteleuropäischen Steppendistrikte der Vorzeit waren denjenigen ähnlich, die wir heute im fernen Osten finden und die wir durch nachfolgende Citate kurz charakterisieren möchten.

„Die Tschimsche Steppe ist von tiefen Schluchten durchschnitten, in welchen im Frühling Bäche fließen mögen, und sie ist keineswegs waldlos. Es gibt dort bedeutende Birkenwaldungen und an sehr vielen Stellen jungen Anwuchs von dieser Holzart. An anderen Stellen sind bedeutende Strecken mit Weidengebüsch bewachsen und näher nach Omsk hin finden sich viele Espen. Von Osten nach Westen ist diese Gegend von mehreren Höhenrücken durchzogen."

Ueber die Steppen und steppenartigen Gebiete des Baschkirenlandes schreibt ein anderer Reisender:

„Das von Nord nach Süd streichende Uralgebirge,

welches im Osten auf der sibirischen Seite nur wenig, nicht sehr weithin sich erstreckende Vorgebirge hat, sondern bald von flacher Steppe begrenzt wird, verflacht sich auf der westlichen Seite nur allmählich und geht nun durch immer niedrigere Berge und Hügel in die Orenburgische Steppe über. . . . Anmutige Berge, Hügel, Wälder, fette Wiesen und fruchtbare Steppen wechseln miteinander ab, Flüsse und tausend kleine Bäche durchströmen das Land."

In der Vorzeit Europas ist nun nach der Meinung Nehrings eine solche stellenweise durch Gehölze, Uferwälder, Flüsse und Seen unterbrochene Steppe der Hauptaufenthalt des Menschen gewesen.

Erst später mit der Veränderung des Klimas breiteten sich Wälder in Deutschland aus.

Aber der Urwald, in dem sich die ersten Abschnitte der Geschichte des deutschen Volkes abspielen, konnte nicht die Blätter der Erdgeschichte verwischen, auf denen die Steppenzeit Deutschlands beschrieben ist. Wir haben gelernt, in diesen Blättern zu lesen — aber wer gab uns den Schlüssel dazu? Unverständlich wären für uns die sonderbaren Fundreste einer bei uns fremden Tierwelt geblieben, wenn uns die Forschungsreisenden nicht mit dem Tierleben der östlichen Steppen und der Tundren vertraut gemacht hätten. So werfen diese Reiseberichte einen hellen Lichtstrahl in die uralten, vorgeschichtlichen Zeiten unserer Heimat.

Einladung zur Subscription
auf die
Illustrirte Chronik der Zeit.
Jahrgang 1891.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustrirtes Heft größten Quart-Formats.

Preis für das Heft nur 25 Pfennig.

Dieses **ungemein billige illustrirte Familien-Journal** bietet seinen Lesern einen Schatz zahlreicher und prachtvoller Illustrationen. Hieran schließt sich der mit besonderer Sorgfalt redigirte unterhaltende Theil, welcher eine Menge der spannendsten und gediegensten Romane, Novellen und Erzählungen aller Art umfaßt. Eine Reihe belehrender Aufsätze aus allen Gebieten des Wissens verleiht dem Journale einen besonderen Werth. Auch läßt es sich die Redaktion angelegen sein, ihren Lesern durch Mittheilungen und viele praktisch anwendbare Rezepte aus dem Bereiche der Gewerbe, Landwirthschaft, Haushaltung, Naturwissenschaft 2c. 2c. zu nützen und ertheilt ein von den tüchtigsten Kräften redigirter Briefkasten den Abonnenten bereitwillig Auskunft und Rath.

Der Mitarbeiterkreis der „Illustrirten Chronik der Zeit" umfaßt die beliebtesten und angesehensten Schriftsteller Deutschlands. Wir nennen davon nur nachstehende hervorragende Namen:

A. Amlacher — P. E. v. Areg — Christian Benkard — Rudolf Bergner — Johannes Emmer — Franz Eugen — Silvester Frey — Otto Girndt — Claire v. Glümer — Ludwig Habicht — L. Haidheim — Georg Hartwig — L. Haschert — F. Heimwahl — Ernst Otto Hopp — Fr. Jacobsen — A. Oskar Klaußmann — Felix Lilla — E. Merk — Balduin Möllhausen — Reinhold Ortmann — Leopold v. Sacher-Masoch — Schmidt-Weißenfels — Hanns v. Spielberg — A. Stelzner — Adolf Streckfuß — A. G. v. Suttner — R. Trenkhorst — Paul Tunsch — E. v. Waldow — Theodor Winkler u. a.

Daß dieses Journal seine Aufgabe trotz des fast unglaublich billigen Preises vollständig erfüllt, dafür zeugt wohl am besten die außerordentlich zahlreiche Betheiligung an der Subscription.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung oder Journal-Expedition, sowie jeder Buchbinder, Colporteur 2c. entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.